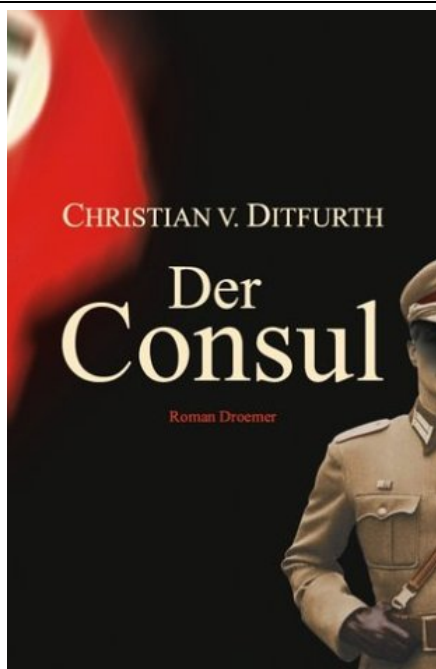




**Christian von
Ditfurth**

Der Consul

Aus der Amazon.de-Redaktion

Kommissar Stefan Soetting kennt den Toten, der da fürchterlich zugerichtet auf dem Hotelbett liegt. Wir schreiben die Nacht vom 08. zum 09. November 1932. Zwei Tage zuvor hatte die NSDAP bei den Reichstagswahlen eine Niederlage erlitten. Das Gesicht des Mannes auf dem Bett ist fast bis zur Unkenntlichkeit zertrümmert, der Schnauzbart blutverklebt. Noch ahnt Soetting nicht, dass er gerade Zeuge einer historischen Wende-marke geworden ist. Der Name des Mannes, der – erschlagen ausgerechnet mit einer Goethe-Statuette – im Weimarer Hotel Elephant vor ihm liegt, lautet Adolf Hitler! Erneut hat Christian von Ditfurth am Rad der Geschichte gedreht.

ISBN: 3-426-19609-3
Verlag: Droemer Verlag
Erscheinungsjahr: 2003

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Mittwoch, 8. November 1932

Abendausgabe

Berliner

Lokal-Anzeiger

50. Jahrgang

Nr. 502

Organ für die
Verkehrsklassen und Kapitalisten



Reichshauptstadt

Das in der Morgen Ausgabe erscheinende
Verkehrsklassen und Kapitalisten

Hitler ermordet! Bürgerkrieg?

Der Führer der NSDAP in Weimar erschlagen. — Zwei Kommunisten verhaftet. — Rotfrontkämpfer und SA liefern sich Straßenschlachten.

Eigener Bericht. In den frühen Morgenstunden des heutigen Tages wurde Adolf Hitler, der Vorsitzende der NSDAP, im Weimarer Hotel Elephant erschlagen. Dringend der Tat verdächtig ist ein Zimmermädchen. Die Polizei hat Sofia S. und ihren mutmaßlichen Komplizen Gottfried L., den Portier des Hotels, verhaftet. Offensichtlich handelt es sich um einen von langer Hand vorbereiteten Mordanschlag.

Der Erfurter Kommissar Grüntner erklärt, Hitler sei das Opfer einer kommunistischen Verschwörung. Angesichts der Beweislage rechnet Grüntner mit einem raschen Geständnis. Allerdings sollen die Verhafteten die Tat dem Vernehmen nach noch bestritten. Auf Weisung des Reichsinnenministeriums hat sich die Berliner Mordkommission in die Ermittlungen eingeschaltet.

Rotfrontkämpfer. Auch in Hamburg, Leipzig und München haben sich SA-Verbände und kommunistische Aufrührerische Straßenschlachten geliefert. Bei Schußwechseln kamen in Hamburg dreizehn Menschen ums Leben. In München richteten SA-Männer Barrikaden. Ohnmächtig mußte die Polizei der Gewalt der Straße weichen. Nur dem Eingreifen der Reichswehr ist es zu verdanken, daß Recht und Ordnung wiederhergestellt wurden.

Deutschland steht am Rande eines Bürgerkriegs. In vielen Städten ziehen bewaffnete Horden durch die Straßen. In Berlin versuchten Mitglieder des Rotfrontkämpferbundes sogar das Polizeipräsidium und das Innenministerium zu stürmen. Die Eingeschlossenen mußten mehrere Stunden lang ausharren, bevor Soldaten der

Buch

Zwei Tage nach der Niederlage der NSDAP bei den Reichstagswahlen vom 6. November 1932 wird Hitler im Weimarer Hotel Elephant tot aufgefunden. Ausgerechnet der Berliner Kripokommissar Stefan Soetting, ein völlig unpolitischer Mensch, wird mit den Ermittlungen betraut.

Die Nachricht von Hitlers Ermordung verbreitet sich wie ein Lauffeuer. Es sind ohnehin schon unruhige Zeiten, Wirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit haben die Menschen in Armut und Not gestürzt, aber jetzt droht die Situation außer Kontrolle zu geraten: In den Straßen marschiert die SA und liefert sich Schlachten mit den Rotfrontkämpfern der KPD, es herrschen bürgerkriegsähnliche Zustände. Nur mit Mühe kann die Reichswehr einen Rest von Ordnung aufrechterhalten.

Was Soettings Vorgesetzte von ihm erwarten, ist klar: Er soll der Öffentlichkeit möglichst schnell einen Schuldigen präsentieren. Doch dann kommt es kurz hintereinander zu drei weiteren Morden. Es scheint, als hätte sich jemand vorgenommen, die Führungsriege der NSDAP auszulöschen.

Zunächst deutet alles auf den Terrorapparat der KPD als Drahtzieher dieser Morde hin. Doch ein paar Indizien weisen in eine ganz andere Richtung. Ist es wirklich denkbar, dass höchste Regierungskreise in die Morde verwickelt sind? Wie ein Terrier verbeißt sich Soetting in den Fall und lässt auch dann nicht locker, als ihm von oben zu verstehen gegeben wird, er solle seine Ermittlungen beenden.

Als Soetting den wahren Hintermännern auf die Spur kommt, ist es fast zu spät. In Zeiten, in denen es nur um die Macht geht, ist die Wahrheit nicht gefragt. Soetting bleibt lediglich eine winzige Chance, um das Komplott aufzudecken und seinen Kopf zu retten ...

Christian v. Ditfurth erzählt die Geschichte eines aufrechten Menschen, der noch an Recht und Gesetz glaubt in einer Zeit, in der diese Werte nichts mehr zählen. In einem Spiel, dessen

Regeln er nicht kennt, scheint Soetting das perfekte Bauernopfer zu sein. Oder sollte ein einzelner doch den Lauf der Geschichte ändern können? – Bis zur letzten überraschenden Wendung reißt die Spannung nicht ab in diesem meisterhaft erzählten Politthriller.

Autor

Christian v. Ditlefurth, geboren 1953, ist Historiker; er lebt als freier Schriftsteller bei Lübeck. Zuletzt war er als Autor von historischen Thrillern und Kriminalromanen erfolgreich, darunter *Der 21. Juli* und *Mann ohne Makel*. Stachelmanns erster Fall.

Informationen über dieses Buch: www.cditlefurth.de

Für Gisela

I.

Wir waren drei. Kurt Rübezahl kroch hinter mir, Walter Berg hinter Kurt. Wir hatten die Koppelschlösser abgeschnallt und uns die Gesichter geschwärzt. Bewaffnet waren wir nur mit Seitengewehren. Wir hatten uns am Nachmittag zu diesem Spähtrupp verabredet, dem Zugführer Meldung gemacht, und als es dunkel war, gingen wir los. Es war im Juli 1918, westlich eines belgischen Kaffs namens Diksmuide. Wir wollten uns einen britischen Scharfschützen schnappen, der sich irgendwo vor der feindlichen Linie eingenistet hatte. Es war ein Nachtarbeiter. Seit fünf Nächten schoss er auf alles, was er bei uns sehen konnte. Vier Kameraden gingen auf seine Kappe, einem hatte er die Zigarette ins Gesicht geschossen. Wir hassten diesen Tommy.

»Kann sein, dass es eine Falle ist«, hatte der Leutnant gesagt, als ich ihm unseren Plan meldete. »Aber geht mal, ist ja sonst nichts los, seit Ludendorff keine Lust mehr hat. Hatte auch schon dran gedacht, den Kerl auszuheben. Und wenn's geht, würde ich mit dem Mister gerne ein wenig parlieren.« Er kaute auf der Pfeife. Sie hatten Ernst Baumbold als Leutnant der Reserve aus einem Gymnasium geholt. Er war kein Schinder.

Vor uns ein Aufblitzen, dann schoss eine Rakete aus dem britischen Graben in den Himmel. Drei weiße Kugeln standen einen Augenblick in der Luft, dann schwebten sie langsam hinab und beleuchteten fahl das Niemandsland. Der einzige Baum, den die Granaten noch nicht umgepflügt hatten, sah aus wie ein aus der Form gerissenes Riesenskelett. Er stand in einem Meer aus Trichtern, großen und kleinen, flachen und tiefen. Als die Leuchtkugeln dicht über dem Boden schwebten, warf das Baumskelett seinen verzweigten Schatten auf das Trichtermeer. Weit hinter den feindlichen Linien grummelte schwere Artillerie.

rie. Gleich würden die Granaten heranrauschen. Nichts Ernstes, nur ein Gutenachtgruß. Die Briten hatten ihre Geschütze schlecht gerichtet, die Geschosse schlugen weit hinter unserem Graben ein.

Wir pressten uns an den Boden, bis die Leuchtkugeln erloschen. Irgendwo weiter vorn, nahe der britischen Stellung, musste der Schütze sitzen. Dann war es still und dunkel, nur leises Geknatter weit weg. Ich kroch ein Stück in nördlicher Richtung und rutschte in einen Trichter. Kurt und Walter kamen nach und legten sich neben mich. Wir starrten in die Nacht. Jetzt hörte man irgendwo dumpfe Schläge, es war nicht auszumachen, ob sie von feindlichen oder eigenen Geschützen stammten. Die Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit. Der Viertelmond färbte die Erdwüste um uns grau. Ich erkannte den Baum. Er streckte seine blattlosen Zweige in die Nacht.

Mehr als eine Stunde lagen wir in dem Loch, den Scharfschützen sahen und hörten wir nicht. Ich überlegte schon, ob wir aufgeben sollten. Dann glitt ich aus dem Trichter und kroch näher an den britischen Graben heran, Kurt und Walter folgten. Nach etwa achtzig Metern stieß ich auf ein flaches Loch und kauerte mich hinein. Kurt und Walter legten sich links und rechts neben mich. Als der Schuss knallte, zuckte ich zusammen. Danach klickte es leise, der Engländer hatte repetiert. Kurt tippte mir an die Schulter und zeigte nach vorn. »Da ist er, vielleicht fünfundzwanzig Meter«, flüsterte er mir ins Ohr. Ich nickte. Der Scharfschütze lag gut hundertzwanzig Meter vor der britischen Stellung. Ich zeigte auf Walter, dann beschrieb mein Zeigefinger einen sich nach links wölbenden Halbkreis. Walter nickte, er würde den Kerl links umgehen. Ich bedeutete Kurt, er solle Walter folgen. Dann zeigte ich auf mich und wies nach rechts, mein Zeigefinger beschrieb einen nach links gekrümmten Haken. Ich würde den Scharfschützen rechts umgehen und versuchen, ihm in den Rücken zu kommen. Mein Herz pochte, wir krochen dicht an die britische Stellung heran.

Wenn die Posten uns hörten oder sahen, würden ihre MGs uns in Stücke schießen. Wir verließen den Trichter auf Ellbogen und Knien. Wenn ich Wurzeln greifen konnte, zog ich mich an ihnen vorwärts. Dann drückte ich mich tief in die Erde. Kurt und Walter verschwanden in der Nacht.

Ich kroch weiter. Plötzlich ein Schmerz in der linken Hand. Ich betastete die schmerzende Stelle. Etwas Scharfes steckte in der Haut, ein Granatsplitter oder eine Scherbe. Ich zog sie heraus und warf sie weg, dann krümmte ich vorsichtig die Finger. Es schmerzte, aber sie bewegten sich. Mit meinem Taschentuch verband ich vorsichtig die Hand.

Auf einmal wusste ich nicht mehr, wo ich war. Hatte ich den Scharfschützen bereits umgangen? Oder war ich der britischen Stellung schon zu nahe gekommen? Ich blieb liegen und versuchte mich zu orientieren. Angst kroch mir in die Glieder. Nicht weit schlug eine Granate ein, wohl eine deutsche, sie spritzte Sandkörner auf mich. Warum schossen sie? Die wussten doch, dass wir hier draußen waren! Ich legte mich auf den Rücken und starrte in den Himmel, als könnte von dort ein Fingerzeig kommen. Der Mond verschwand hinter einer Wolkenbank. Dann war es finster. Ich versuchte mich auf meinen Weg zu konzentrieren. Wo kam ich her, wo wollte ich hin? Ich drehte mich auf den Bauch und wollte weiterkriechen. Ich stützte mich auf Ellbogen und Knie, aber ich kam nicht voran. Als hätte mich jemand festgeklebt in der Erde. Ich war gelähmt. Dann hörte ich das Klopfen. Erst leise, dann immer lauter. Ich spürte, wie mein Mund sich öffnete, dann schrie ich. Das Klopfen übertönte meinen Schrei. Ich schloss die Augen. Die Briten hatten mich längst erkannt und würden gleich hier sein, um mich mit Bajonetten zu durchbohren. Ich sah den Stahl glitzern. Wo waren meine Kameraden? Es klopfte lauter, meine Ohren schmerzten. Ich schwitzte und zitterte.

Als ich die Augen öffnete, erkannte ich nichts. Dann hörte ich wieder das Klopfen. Ich lag auf etwas Weichem. Ich blin-

zelte, dann tastete ich mit meinen Händen die Umgebung ab. Es fühlte sich weich und warm an. Dann stieß ich auf etwas Hartes, es klirrte. Meine Nachttischlampe war heruntergefallen. Es klopfte weiter, ich hörte auch Rufe. Ich fluchte und stand auf. Es knirschte, der Schmerz zog hoch ins Bein, ich war in einen Splitter des Lampenschirms getreten. Ich humpelte zur Tür und knipste das Licht an, es blendete. An meinem rechten Fuß war Blut. Jemand hämmerte an die Tür. Ich schaute zur Wanduhr, es war fast drei Uhr am Morgen. Ich ging zur Tür, wobei ich eine Blutspur auf dem Teppich hinterließ, und hörte die Rufe. »Herr Kommissar, machen Sie auf! Es ist dringend! Öffnen Sie!« Die Stimme kannte ich, es war Egon Wohlfeld, mein bester Kriminalassistent. Der Mann hatte ein solches Vollmondgesicht, dass manche Kollegen Schlafstörungen befürchteten, wenn er sie länger ansah. Er war ein ruhiger Zeitgenosse und hatte nicht die Angewohnheit, nachts Vorgesetzte aus dem Bett zu trommeln. Als ich die Tür öffnete, fiel mir zuerst Wohlfelds bleiches Gesicht auf. »Herr Kommissar, es ist etwas Furchtbares geschehen. Sie müssen sofort aufs Präsidium. Schnell, der Herr Polizeipräsident wartet schon.«

Was war in Wohlfeld gefahren? »Nun fassen Sie sich mal, was ist passiert?«

Wohlfeld schaute mich erstaunt an, als müsste ich es wissen. »Hitler soll ermordet worden sein, in Weimar.« Er stotterte. Ich hatte ihn noch nie stottern gehört.

Die Überraschung wich dem Ärger. Ich war sauer. Was interessierte mich dieser selbsternannte Erlöser aus Österreich? »Haben die in Thüringen keine Polizei mehr? Hat nicht der formidable Herr Innenminister Frick bei seinem braunen Intermezzo in Erfurt einen Haufen Nazipolizisten befördert? Und haben die nicht seit August eine richtig schicke Naziregierung mit dem nicht weniger formidablen Herrn Sauckel? Können die nicht selbst schauen, ob die Leiche ihr Führer ist? Was habe ich damit zu tun?« Dann winkte ich Wohlfeld in die Diele und sag-

te: »Warten Sie, ich ziehe was an. Ach nee, kommen Sie mal mit.« Ich humpelte ins Bad und setzte mich auf den Rand der Wanne. Dann hielt ich Wohlfeld meinen schmerzenden Fuß hin. »Da ist ein Splitter drin, holen Sie den raus! Beeilen Sie sich.«

Wohlfeld schaute auf den Fuß, dann auf mich und warf mir einen verwirrten Blick zu. »Mit was?«

Neben dem Waschbecken stand ein schmaler hoher Schrank. Er hatte oben eine Tür, unten vier Schubladen. Ich deutete auf die obere Schublade. »Da drin liegt irgendwo eine Pinzette.« Ich hoffte, dass Erika sie dagelassen hatte, als sie letzte Woche ihre Sachen packte.

Wohlfeld stöberte zaghaft in der Schublade, dann hatte er die Pinzette in der Hand. Er betrachtete meinen Fuß, wischte mit Klopapier das Blut weg und sagte: »Da ist er.« Während Blut nachsickerte, zog Wohlfeld einen kleinen glitzernden Glassplitter aus der Haut. Er fand ein Pflaster in der Schublade und klebte es auf die Sohle, nachdem er zuvor noch einmal das Blut weggewischt hatte.

Ich wusch mir das Gesicht, kämmte die paar grauen Haare, die mir geblieben waren, und zog mich im Schlafzimmer an. Wie jeden Morgen warf ich zum Abschied einen Blick auf das Foto von Elsbeth, das in einem Silberrahmen auf dem Nachttisch stand. Der Wecker zeigte kurz nach vier. Auf die Rasur verzichtete ich. Dann stieg ich mit Wohlfeld in unseren schweren Horch 8, der aus dem beschlagnahmten Vermögen der Sklarek-Brüder stammte. Von der Zinzendorfstraße in Moabit, wo ich in einem alten fünfstöckigen Mietshaus in der oberen Etage wohnte, bis zum Alexanderplatz brauchte Wohlfeld knapp zwanzig Minuten. Die Straßen waren fast leer. Vor dem großen Krach hatte es nachts mehr Verkehr gegeben. Mein rechter Fuß glitschte im Schuh. Wohlfeld stieg hart in die Bremsen, als er den Eingang Alexanderstraße des mächtigen Gebäudes aus rotem Backstein erreichte, in dem der Kopf und

die wichtigsten Glieder der Berliner Polizei residierten. Wir bildeten uns ein, dieser Bau sei gefürchtet unter den Ganoven der Hauptstadt. »Ich bringe nur schnell den Wagen weg«, sagte Wohlfeld und gab Gas, bevor ich ihn anschnauzen konnte. Mir gingen seine Bremsmanöver auf die Nerven und vor allem auf den Magen. Manchmal hatte ich den Verdacht, er wollte mich kotzen sehen.

Ich zündete mir eine Zigarette an und eilte die Treppen hinauf, den Homburg in der Hand. In der sechsten Etage drückte ich die Zigarette aus und öffnete die Tür zum Vorzimmer des Präsidenten. Selma Wiczorek saß an ihrer Schreibmaschine, als wäre es normal, morgens vor fünf Uhr an einer Schreibmaschine zu sitzen. Sie drehte sich kaum um und sagte: »Die Herren warten schon.«

Es waren zwei Herren. Der eine war der Polizeipräsident Kurt Melcher, im Juli erst vom Reichskanzler Papen ins Amt gerufen, als die sozialdemokratische Landesregierung beim Preußenschlag abserviert wurde. Papen hatte Melcher aus Essen importiert. Seine Glatze glänzte im Licht des Lüsters, der schwer von der Decke hing. Etwas abseits in der Ecke saß ein zweiter Mann, in der Uniform eines Oberleutnants der Reichswehr. Er nickte mir zu. Es war ein junger Mann.

Mich faszinierten immer wieder Melchers Ohren. Sie waren tief angesetzt, stießen fast an den steifen Hemdkragen. Seine kräftige Nase endete in einer tropfenförmigen Spitze. Ich war damals noch dabei, mir eine Meinung über Melcher zu bilden. Er war eingesetzt worden für den geschassten Grzesinski, und der war nicht nur Sozialdemokrat, sondern hatte auch bei den sittenstrengen Herren um den Reichspräsidenten verschissen, weil er zur Freude der Boulevardpresse eine Schauspielerin mehr liebte als Ehefrau und Amt.

»Herr Kommissar, wir haben auf Sie warten müssen«, sagte Melcher mit fast tonloser Stimme.

Ich hätte am liebsten den Schuh ausgezogen und dem Herrn meinen blutigen Fuß auf den Schreibtisch gelegt. Aber ich sagte nur: »So schnell es ging, Herr Präsident.«

»Aha«, sagte Melcher und zog die schmalen Augenbrauen hoch. »Sie werden sich vielleicht fragen, wer dieser Herr ist.« Er zeigte auf den Oberleutnant. »Herr Oberleutnant Rickmer ist im Auftrag des Herrn Reichswehrministers hier. Er ist gewissermaßen der inoffizielle Beobachter des Generals von Schleicher. Er wird Sie begleiten bei Ihren Ermittlungen und dem Herrn Reichswehrminister berichten.«

Er wandte sich an den Oberleutnant. »Und das ist einer unserer fähigsten Beamten, der Kriminalkommissar Soetting, Leiter der aktiven Mordkommission. Auf jeden Fall hat niemand mehr Belohnungen bekommen als er.« Das klang wie ein Vorwurf. Dabei war es üblich, dass die Polizeiführung Gratifikationen verteilte, wenn man schwierige und wichtige Fälle löste. Manchmal zeigten auch Bürger ihre Dankbarkeit. Das erlebte ich zum ersten Mal, als ich kurz vor der Inflation dem Einbruchsdezernat zugeteilt war und Kowalski verhaftete. Eines seiner Opfer durfte mir mit Billigung des Dezernatsleiters zweihundert Mark schenken. Kowalski war der zweite auf meiner mittlerweile langen Liste, der Kriminalanwälter Soetting war stolz gewesen auf die Verhaftung. Wenige Jahre später hatte ich ihn wieder erwischt, als er eine Villa im Tiergartenviertel ausräumen wollte. Nachbarn hatten ihn gesehen, ich hatte Bereitschaft, und Kowalski wurde mein Stammkunde. Ich habe nie viel Sinn darin gesehen, Verhaftete fertigzumachen. Freundlichkeit führt meist schneller zum Ziel. Bekanntermaßen verdankte auch der alte Gennat dieser Methode einen Teil seiner legendären Erfolge. Seit den beiden Verhaftungen hatte Kowalski mir immer mal wieder einen Tip gegeben. Wenn ich ihn bei Razzien sah in einschlägigen Kneipen, begrüßte er mich freundlich, und ich kontrollierte ihn nicht. Als ich 1927 zur Mordinspektion versetzt wurde, brach

der Kontakt ab.

Ich schaute zu Rickmer, der verzog keine Miene, nickte nur fast unsichtbar.

»Ich möchte nicht, dass Sie gegenüber der Presse etwas über diesen Fall sagen. Wenn einer was sagt, bin ich das. Ist das klar?« Melcher schaute mich streng an.

Ich starrte einige Sekunden regungslos zurück, der Ton passte mir nicht. Dann sagte ich: »Jawohl, Herr Präsident.«

Ich spürte die Missbilligung in seinem Blick. Vielleicht hielt er mich für einen verkappten Grzesinski-Mann. Vielleicht wollte er mir den Auftrag gar nicht geben, musste es aber, damit ihm hinterher niemand etwas vorwerfen konnte.

Als hätte Melcher meine Gedanken geahnt, sagte er: »Seit dem Abgang unseres Kollegen Engelbrecht kommen für diesen Auftrag eigentlich nur Sie in Frage. Den Kollegen Gennat will ich mit solchen Fällen nicht behelligen. Er ist, sagen wir mal, nicht beweglich genug, womit ich natürlich seine herausragenden kriminalistischen Fähigkeiten und Verdienste nicht in Abrede stellen will.« Der Polizeipräsident ließ Missbilligung aufscheinen in seinem Gesicht. Der Chef der Mordinspektion, Kriminalrat Ernst Gennat, der Buddha der Polizei, hatte sich seit Jahren mit Torte vollgestopft, bis er keine Treppe mehr hochkam. »Ich bin natürlich sicher, dass Sie den Rat des Kollegen Gennat suchen werden. Genauso sicher bin ich, dass unser geschätzter Herr Exkollege Engelbrecht öffentlich feststellen wird, dass wir einmal mehr alles falsch machen und dass ihm diese Fehler nicht unterlaufen wären.«

Ernst Engelbrecht wurde seinerzeit in Ganovenkreisen der »Blitz« genannt, wobei unklar blieb, ob er sich den Namen nicht selbst verpasst hatte. Der war abgehauen, hatte geschmissen, wollte sich als Schriftsteller versuchen, war ein Pfau. Ich wusste nie so recht, ob er seinen Ruf seinen Leistungen oder der Selbstbeweihräucherung verdankte, zu der ihn irgend etwas

trieb. Immerhin, Engelbrecht hatte immer einen netten Spruch auf den Lippen gehabt, den etwa:

»Willst du beim Fachgenossen gelten,
Das ist verlор'ne Liebesmüh',
Was dir misslingt, verzeih'n sie selten,
Was dir gelingt, verzeih'n sie nie.«

Den Abgang hatten die Herren im preußischen Innenministerium Engelbrecht schon gar nicht verziehen.

»Jawohl, Herr Polizeipräsident«, sagte ich.

Er warf mir einen misstrauischen Blick zu. Dann sagte er: »Kommen wir zur Sache. Im Hotel Elephant in Weimar liegt eine Leiche. Laut Auskunft der dortigen Mordkommission handelt es sich um Adolf Hitler.«

Ich hätte gerne eine geraucht. Der Fuß schmerzte. Einen Moment keimte die Angst vor einer Blutvergiftung in mir. Ich war müde. Hitler war tot, schlecht für ihn.

»Das Thüringer Innenministerium hat sofort den Reichspräsidenten und die Reichsregierung unterrichtet. Der Reichsinnenminister hat eine Nachrichtensperre verhängt, vermutlich auf Druck von Sauckel. Die Nazis wollen sich wohl erst einmal überlegen, wie sie auf das Ableben ihres Führers reagieren sollen. Man wird mir keine Illoyalität vorwerfen, wenn ich behauptete, dass die Sperre keine vierundzwanzig Stunden hält. Wie mir mitgeteilt wurde, legt der Reichspräsident größten Wert auf die Aufklärung des Falls, ohne Ansehen der Person. Das preußische Innenministerium hat mich angewiesen, Sie mit den Ermittlungen zu beauftragen.«

Es klang nicht so, als wäre Melcher begeistert von dieser Weisung. Vermutlich hatte ein Minister oder vielleicht sogar einer aus Hindenburgs Kamarilla letzten Monat die Lobeshym-

ne in der *Berliner Zeitung* gelesen. Ich hatte mich nicht dagegen gewehrt, als »Berlins modernster Kriminalist« gepriesen zu werden. Aber es war Unsinn. Und die Freude meiner Kollegen war begrenzt. »Engelbrecht zwo«, lästerte Kühlbauer vom Einbruch in der Kantine. Und Wohlfeld hatte es mir gleich berichtet, mit einem schlecht unterdrückten Grinsen im Vollmondgesicht.

»Sie fahren noch heute morgen mit dem Kriminalassistenten Wohlfeld und dem Herrn Oberleutnant nach Weimar und übernehmen die Ermittlungen.«

»Eigentlich bin ich nicht zuständig.« Es rutschte mir heraus.

Der Präsident schaute mich aus seinem traurigen Gesicht streng an.

»Aber nur eigentlich. Es ist ja nicht das erste Mal, dass wir Kollegen auf dem Lande Hilfestellung geben. Der Reichsinnenminister hat schon mit dem Herrn Ministerpräsidenten Sauckel telefoniert. Sagen Sie den Herren in Weimar, wenn es ihnen nicht passt, schicken wir eine Verfügung des Reichsinnenministers ans Staatsministerium hinterher. Oder, wenn das nicht reicht, eine Notverordnung des Reichspräsidenten.«

Ich muss ziemlich ungläubig geguckt haben.

»Sie haben offensichtlich nicht begriffen, um was es geht.« Melcher schaute mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Wenn Hitler tot ist, dann droht ein Bürgerkrieg. Nicht wahr, Herr Oberleutnant?«

Rickmer nickte.

Ich verstand nichts. Glücklicherweise befasste ich mich nur mit Mördern und Leichen, nicht mit Politik.

»Es eilt. Wir dürfen uns auf keinen Fall dem Vorwurf aussetzen, wir wollten die Sache vertuschen oder würden uns vielleicht sogar freuen. Immerhin wollte Hitler die Macht für sich allein. Und noch etwas: Es dürfte sogar Ihnen bekannt sein,

dass der Reichsorganisationsleiter Gregor Strasser nun der mächtigste Mann in der NSDAP ist. Er ist wohl so was wie ein verkappter Sozi, war Hitlers Konkurrent. Und ist vermutlich der einzige, der die Partei nun führen kann. Er verbündet sich aber lieber mit der Kommune als mit unserem verehrten Reichskanzler von Papen oder Hugenburgs Deutschnationalen, zumal die Thälmanns neuerdings auf national machen. Man muss kein Prophet sein, um vorauszusagen, dass Göring und Frick, der ist ja immerhin Nazifraktionschef im Reichstag, mit Strasser nichts am Hut haben. Goebbels wohl auch nicht, aber der ist genausowenig ein Busenfreund von Göring. Es sieht nach Kuddelmuddel aus in der Naziartei und darüber hinaus. Der Bursche, der Hitler tötete, hat eine Lunte angesteckt. Und wir müssen sie austreten, wenn nötig, gemeinsam mit der Reichswehr.«

»Gegen Moskau haben wir nichts. Aber gegen Thälmann und Genossen um so mehr«, warf Rickmer ein. Er sah aus, als wollte er den Satz wieder einfangen.

Ich begriff gar nichts mehr. Der Präsident musste es mir angesehen haben. »Das brauchen Sie jetzt nicht zu verstehen, fahren Sie einfach nach Weimar. Sehen Sie zu, dass Sie den oder die Täter finden. Ich tippe mal, ein kommunistischer Kellner oder so was. Vielleicht auch eine Verschwörung der Kommune. Oder ein durchgeknallter Anarchist. Aber ich will Ihnen da nicht hineinreden.«

»Wer soll es sonst sein, wenn nicht einer von der Kommune?« fragte Rickmer.

Melcher schlug mit der flachen Hand auf seinen Schreibtisch, ein ausladendes Monstrum aus dunkel gebeiztem Eichenholz. Dann stand er auf. »Meine Herren, gute Reise!«

*

Rickmer lief zielstrebig zum Aufzug. Er war kleiner als ich, schlank und hatte einen geschmeidigen Gang. Ich wollte ihm meine Platzangst nicht eingestehen und hoffte, der Schweiß trat mir nicht auf die Stirn. Der Fuß schmerzte, er fühlte sich geschwollen an. War noch ein Splitter drin? Ich quälte mich in den Aufzug.

»Warm hier drin«, sagte Rickmer und schaute auf meine Stirn. Er verzog sein Knabengesicht, vielleicht wollte er Mitleid zeigen.

Ich nickte.

Am Haupteingang stand Wohlfeld. »Ich habe schon vollgetankt und zwei Kanister in den Kofferraum gepackt. Da brauchen wir unterwegs nicht zu tanken.« Er klang fröhlich, als wäre es ihm ein Vergnügen, mitten in der Nacht seinen Chef aus dem Bett zu trommeln und im anbrechenden Morgen stundenlang durch die Landschaft zu fahren.

Gestern früh hatte ich im Radio von der Wahlniederlage der Hitlerpartei gehört. Heute war Hitler tot. Da hatte er zweimal Pech gehabt. Es war der 8. November 1932, ein kalter und nasser Tag kündigte sich an.

II.

Der Oberleutnant saß auf dem Beifahrersitz, ich im Fond. Graue Soße löste die Nacht ab. Die Reifen des Wagens zischten auf der nassen Straße. Bis Beelitz fiel kein Wort, dann drehte sich Rickmer zu mir um und sagte: »Ich dachte, der Staat ist pleite.« Er klopfte auf die Rückenlehne des Fahrersitzes. »Wir kutschieren in alten Hanomags durch die Gegend und die Polizei in solchen Luxusschlitten.«

»Den Wagen verdanken wir den Sklareks«, erwiderte ich.

»Die beiden Brüder, die fast den gesamten Berliner Magistrat geschmiert haben?«

»Genau.«

»Und warum wird der Wagen nicht verkauft?«

»Vielleicht wird er es noch, aber zur Zeit kriegt man nichts für gebrauchte Luxuskarossen. Da ist es besser, wir benutzen sie. Normalerweise fahren wir mit unserem Mordauto zu Tatornten, immerhin ein Maybach Zeppelin.«

Rickmer drehte sich wieder um. Er schwieg eine Weile, dann sagte er: »Sie haben ja keinen schönen Beruf.«

»Weil ich so früh rausmusste?«

»Nein, das müssen wir auch oft. Waren Sie im Krieg?«

Ich nickte.

»Wegen der Leichen. Ich war auch im Krieg und habe mich nicht daran gewöhnt.«

Komischer Offizier, dachte ich. Dann fiel mir ein, dass Rickmer damals kaum schon Offizier gewesen sein konnte.

War ich gewöhnt an Leichen? Ja und nein. Mir wurde nicht schlecht, wenn ich einen Toten sah. Aber ich fror innerlich. Und die Teilnahme an Leichenöffnungen würde nie zu meinen

Lieblingsübungen zählen.

»Und was machen Sie, wenn Sie sich nicht mit Herrn Hitlers sterblichen Überresten beschäftigen?«

Rickmer grinste leicht. »Ich bin so eine Art Mädchen für alles für unseren General Schleicher, z. b. V. Ich treibe mich recht selten im Busch herum.«

»Ihr Herr General soll ja so was wie der heimliche Herrscher der traurigen Reste des Deutschen Reichs sein, wenn man den Zeitungen glauben darf.«

Rickmer lachte. »Es gibt kein Volk auf der Welt, das Verschwörungstheorien so liebt wie wir Deutschen. Sagen wir es mal so: Die Reichswehr verhindert Putsche, ob rot, ob braun. Wir dürfen uns nicht gegenseitig totschießen, wenn wir Versailles loswerden wollen. Und das wollen doch alle, sogar die Erfüllungsexperten von der SPD.«

Als ich über diese Äußerung nachdachte, fielen mir Argumente ein, die mir die Reichswehr nicht mehr so überparteilich vorkommen ließen. Aber ich sagte nichts. Ich glaubte zu begreifen, warum Rickmer mit nach Weimar fuhr. Und doch fühlte ich mich bespitzelt. Er schien ein passabler Bursche zu sein, mimte nicht den Überlegenen, der Zivilisten für Deppen hielt. Immer wenn ich an die Reichswehr dachte, Deutschlands Hunderttausendmannarmee, dann fiel mir der dürre, hochnäsige Seeckt ein, der diese Truppe zu einer Art Orden gemacht hatte, über den er monokelblitzend wachte, bis ihn vor ein paar Jahren seine Eigenmächtigkeit den Chefposten gekostet hatte. Rickmer stammte offenbar nicht aus der Seeckt-Schule, jedenfalls hatte er nicht dessen bedeutungsschwangere Schweigsamkeit geerbt.

Als wir den Schießplatz bei Treuenbrietzen passierten, sagte Rickmer: »Wir sollten mal sehen, ob wir demnächst irgendwo was zum Frühstück kriegen.«

In Marzahna parkte Wohlfeld den Horch vor einer Gaststätte

mit dem vielversprechenden Namen Zur Brezel.

Als ich ausstieg, zuckte mir der Schmerz durch den Fuß. Wohlfeld warf mir einen mitleidigen Blick zu. Aber dann ging es doch, und als ich die Gaststätte betrat, konnte ich fast normal auftreten. Der Fuß glitschte nicht mehr im Schuh, das Blut war getrocknet. Rickmer hatte kaum die Tür zum Gastraum geöffnet, schon baute sich ein kleingewachsener Mann in einer fleckigen graublauen Schürze vor ihm auf. Erstaunlicherweise schlug er nicht die Hacken zusammen. Er starrte uns aus hervorquellenden Augen an, dann fragte er mit einer leichten Verbeugung: »Was darf es sein, Herr Oberleutnant?«

Der Gastraum war leer. Rickmer ging zu einem Tisch in der Ecke, zeigte auf zwei Stühle, deren Lehnen zur Tür wiesen, und setzte sich auf den Stuhl an der Wand, von wo aus er alles im Blick hatte. Er regelte es lautlos, freundlich, deutete seine Gesten nur an. »Ein ordentliches Frühstück werden Sie doch haben für uns, Herr Wirt.«

Der Wirt strich sich über die Glatze. »Selbstverständlich. Mit Eiern?«

Rickmer schaute mich und Wohlfeld kurz an und sagte: »Mit Eiern. Und brühen Sie einen ordentlichen Bohnenkaffee.«

Der Wirt verschwand hinter einer Tür am Tresen.

Ich schaute mich um. Der Fußboden bestand aus krummgetretenen Holzplanken, denen Wachs gut getan hätte. An den gelbgerauchten Wänden hingen Szenen aus dem Grabenkrieg in Öl. In einer Ecke ein Plakat des Stahlhelms, auf dem ein Vortrag seines Vorsitzenden Duesterberg angekündigt wurde: »Freiheit für Deutschland!«

Aus der Tür hinterm Tresen kam eine große, hagere Frau mit einer Kanne aus weißem Porzellan. Gleich verbreitete sich der Duft frisch gebrühten Kaffees. »Die Tassen bringe ich sofort«, sagte die Frau und verschwand hinter der Tür. Ich hörte es klappern.

Als die Frau die Tassen gebracht und uns eingeschenkt hatte, fragte ich Rickmer: »Wie lange wollen Sie uns begleiten?«

»Das wissen nur meine Vorgesetzten.«

»Haben Sie denn schon einmal an Ermittlungen in einem Mordfall teilgenommen?«

»Nein, ich habe mich nicht danach gedrängt. Aber Befehl ist Befehl. Das ist bei Ihnen ja nicht viel anders.«

Er hatte recht. Zwar stand man nicht stramm bei der Kriminalpolizei, aber meine Vorgesetzten verlangten nicht weniger Gehorsam von mir als die Heeresleitung von ihren Soldaten.

Der Wirt kam mit einem Tablett. Brot, Marmelade, Wurst, Käse, gekochte Eier. Ich zweifelte, ob ich als Zivilist genauso verwöhnt worden wäre. Es war nicht nur schlecht, dass die Regierung uns einen uniformierten Aufpasser mitgeschickt hatte. Aber sonst konnte ich keinen Vorteil erkennen. Rickmer erschien mir wie eine Sphinx.

»Der Präsident sprach von der Gefahr eines Bürgerkriegs. Ist das auch Ihre Meinung?«

Rickmer schaute mich einen Augenblick an, bevor er antwortete. Vielleicht fand er meine Frage deplaziert oder naiv oder beides. »Überlegen Sie einmal, was jetzt passieren kann.« Seiner Stimme war deutlich anzuhören, dass er sich um Geduld bemühte. »Hitler und der Glaube an seine Mission, was immer das sei, hielten die NSDAP zusammen, die nicht mehr oder weniger ist als die mit Abstand stärkste Partei im Reich. Nun sind die Nazis aber keineswegs so ein durchorganisierter Haufen wie die Kommunisten. Es hat immer wieder Rebellion gegeben in der Partei, ich sage nur Stennes, Otto Strasser. Aber die sind ja längst raus und haben eigene Sekten.« Von Hauptmann Stennes und Otto Strasser hatte ich gelesen. Rickmer hatte recht, die Nazis waren alles andere als ein geschlossener Block. »Und der Bruder von Otto Strasser, der sich selbst als Sozialist bezeichnet und mit Moskau zusammen marschieren

will, Gregor also, ist nach Hitlers Tod der mächtigste Mann in der Naziartei. Wie der Herr Polizeipräsident richtig erklärt hat, ist Gregor Strasser einer, der das ›Sozialistisch‹ in ›Nationalsozialistisch‹ wenigstens so ernst meint wie das ›National‹.«

Rickmer schmierte sich ein Brot mit Weichkäse. Dann trank er einen Schluck Kaffee. Er tat dies mit der Ruhe eines Mannes, den auch der Weltuntergang nicht zur Eile angetrieben hätte.

»Wir im Truppenamt rechnen nun damit, dass Göring, Frick und andere Nazigrößen keineswegs begeistert sind von Gregor Strassers Sozialismus. Und wir wissen keineswegs, ob Röhm mit seiner SA sich Strasser unterstellen wird. Wir wissen genauso wenig, was Goebbels nun treibt, der ist immerhin Gauleiter in Berlin und Reichspropagandaheini. Ich habe übrigens mal seinen Stellvertreter kennengelernt, einen gewissen Himmler, eine völlig unscheinbare Größe. Goebbels war zwar ein Linker, jedenfalls nach Nazimaßstäben, aber er hasst Strasser und gehört längst zu den Hitlergläubigen. Und Göring kann er auch nicht leiden.

Und dann gibt es da noch die anderen Gauleiter, etwa Streicher in Nürnberg, der sich an Hitlerhörigkeit nicht übertreffen lassen will. Und was ist mit Sauckel, dem Thüringer Ministerpräsidenten? Keiner weiß, wie er sich verhalten wird. Warten, bis sich die stärkeren Bataillone zeigen?« Rickmer zuckte die Achseln. »Langer Rede kurzer Sinn: Wir befürchten, die NSDAP zerfällt in zwei oder mehr Fraktionen. Die eine geht mit der KPD, die andere mit Hugenberg's Deutschnationalen und Duesterberg's Stahlhelm. Und weitere gründen vielleicht neue Sekten.«

Rickmer schaute mich eindringlich an, als wollte er fragen: Na, haben Sie es nun gefressen? Er sagte: »Die ganze Sache läuft auf einen Bürgerkrieg hinaus. Und in dem verlieren im Zweifelsfall alle. Aber nicht die Polen und die Franzosen. Die machen uns nämlich fertig, wenn sie Beute wittern.«

»Was tun Sie dagegen, ich meine die Reichswehr?«

»Wir hoffen, dass nach der ersten Erschütterung in der Nazi-partei die Vernunft siegt. Wenn nicht, werden wir den Bürgerkrieg schnellstmöglich beenden.«

Ich hatte Hitler, Strasser, Göring und Goebbels reden gehört und fragte mich, was das mit Vernunft zu tun haben sollte. Ich muss ungläubig geguckt haben.

»Besser gesagt, dass der Hass auf die Kommune größer ist ...«

»... dass Göring Thälmann stärker hasst als Strasser?«

Rickmer nickte.

Wohlfeld kaute auf einem zu großen Stück Wurstbrot. Er schaute Rickmer an, als verkörpere der die Offenbarung. Manchmal unterbrach er das Kauen, um besser zuhören zu können. Als er den Bissen hinuntergeschluckt hatte, sagte er leise: »Herr Oberleutnant, Sie gestatten? Und wenn die Kommunisten das Chaos in der Nazi-partei ausnutzen und putschen? In Russland hat es 1917 nur ein paar zehntausend Bolschewisten gegeben, bei uns gibt es dreihunderttausend.« Es klang, als wäre ihm die Gefahr klar geworden, während er sein Wurstbrot kaute.

Rickmer wandte sich ihm zu. »Die Gefahr gibt es. Aber ich glaube nicht, dass die Kommunisten das wagen. In Wahrheit nämlich sind die längst abgeschlafft. Vor ein paar Jahren noch, ja, da wäre denen alles zuzutrauen gewesen. Außerdem, wenn die das versuchen, fegt die Reichswehr sie weg, und alle anderen hätten die auch gegen sich. Nein, die kommen nur ins Geschäft, wenn die Nazis übereinander herfallen. Dann könnte es passieren, dass die Strassers sich mit Thälmann zusammentun, um die Rechten zu schlagen. Aber jetzt sollten wir vielleicht weiterfahren, meine Herren. Genug der Sternenkunde.« Er lachte, rief nach dem Wirt und bezahlte für uns alle.

Als wir wieder im Auto saßen und Wohlfeld losgefahren war,

spürte ich den Ärger in mir aufsteigen. Wie selbstverständlich riss Rickmer die Führung an sich, und natürlich wusste er längst, aus welchem Kreis der Täter kam. Ich vermutete auch die KP hinter dem Anschlag, Hitler war ihr gefährlichster Feind, aber ich war Kriminalist, mir genügten plausible Schlüsse nicht als Spur. Außerdem war mir der Oberleutnant zu forsch.

In Halle aßen wir zu Mittag. Diesmal bezahlte ich. Rickmer aß nicht viel und sagte kaum etwas. Ob er redete, ob er schwieg, mir blieb der Mann ein Rätsel. Hinter seiner Freundlichkeit und Forschheit steckte noch etwas anderes. Das fühlte ich, das sagte mir meine Berufserfahrung. Wäre Rickmer ein wichtiger Zeuge in einem Mordfall gewesen, hätte ich ihn bearbeitet. Und ich hätte etwas aus ihm herausgekriegt.

Wohlfeld sagte nichts, wenn er mich nicht gerade bat, einen Blick auf die Karte zu werfen. Das war eigentlich überflüssig, da die Straße ordentlich ausgeschildert war und der Autoatlas genug Details zeigte.

Am Seitenfenster zogen Regentropfen ihre Spuren. Ich dachte an Erika. Es war ein hässlicher Streit gewesen. Es begann, wie fast immer, mit meiner Eifersucht. Und sie konterte, wie immer, indem sie mich an mein Versprechen erinnerte. »Das ist doch lächerlich, du ziehst nachts durch die Stadt und fängst Ganoven, und heiraten willst du mich auch nicht, Entschuldigung, noch nicht. Wegen dieser Elsbeth. Du bist mit einer Toten verheiratet. Aber gibst den Irren, weil ich mal ohne dich schick ausgehe. Wenn du mich nie einlädst, dann tun es eben andere.«

Dann zählte sie meine Sünden auf, die sich auf den Nenner bringen ließen, dass ich nie Zeit für sie hatte. Ihr Stimme war schrill gewesen. Natürlich hatte sie recht. Meine Eifersucht war nicht das Ergebnis von Liebe, sondern meiner Einbildung, sie müsse mich so nehmen, wie ich bin. Ich war gerne Polizist. Es machte mich wichtig. Ich spürte den Respekt meiner Kollegen

und die Furcht der Verbrecher, die ich fasste.

Auf einmal schwieg sie. Sie fasste sich an die Stirn und murmelte etwas, ich verstand es nicht. Das war neu in unseren Streits, normalerweise gab ich auf, schrie sie mich an, bis ich resignierte. Diesmal nicht. Sie ging ins Schlafzimmer, holte ihren Koffer vom Schrank und packte ihre Sachen. Ich lehnte mich an den Türrahmen. Es drängte mich, etwas zu sagen. So etwas wie: »Entschuldigung, bleib. Es kommt nicht wieder vor.« Aber ich sagte nichts, schaute ihr nur zu beim Packen. Ich hätte mir selbst nicht geglaubt. Die Erleichterung meldete sich, sie war so anziehend wie erdrückend. Ich wusste, ich tat ihr Unrecht und vernachlässigte sie. In der letzten Zeit hatte ich es oft absichtlich getan. Als sie ging, schüttelte sie den Kopf. Als wollte sie sagen: So einer wie du taugt nicht als Freund, nicht für mich, nicht für eine andere.

Ich hatte nur für Elsbeth getaucht. Aber Elsbeth war tot, gestorben bei der Geburt unseres Sohnes, der nur einmal kurz schrie und dann blau anlief und erstarrte. Die Erinnerung kehrte immer wieder zurück. Die Hebamme, eine kleine Frau, deren Augen so viel Vertrauen geschenkt hatten. Ich saß im Nebenzimmer und hörte sie. Es begann mit einer Blutung, schmerzfrei. Sie riss die Tür auf und schickte mich, einen Arzt zu holen. Ihre Stimme war voller Angst. Ich sollte dem Arzt sagen, es habe einen Blasensprung gegeben. »Schnell, schnell!« rief sie. Ich rannte los und war in nicht einmal zwanzig Minuten zurück mit unserem damaligen Hausarzt, Dr. Wieland. Wieland schnaufte die Treppen hoch. Als er das Schlafzimmer betrat, warf ich einen Blick auf Elsbeth. Sie lag da mit weit geöffneten Augen, Blut tropfte vom Bett auf den Fußboden. Der Arzt knallte die Tür zu. Nach einer Weile hörte ich ihn sagen: »Wir müssen den Jungen retten!« Ich weiß nicht, was er tat. Aber als ich meinen Sohn sah, trug er blutige Kratzspuren am Körper. Er war klein und blau und starb eine halbe Stunde nach Elsbeth. »Placenta praevia«, sagte der Arzt. Er hätte sagen

können, was er wollte. Ich sah das Blut auf Bett und Boden, das verschrumpelte Etwas auf dem Tisch, das mein Sohn hätte werden sollen, und Elsbeths Gesicht. Am Hals trug sie das Medaillon mit der schwarzen Perle, das ich ihr in einem Anflug von Leichtsinn geschenkt hatte. Das Medaillon lag nun meistens in der Nachttischschublade. Wenn ich mich besonders schlecht fühlte, trug ich es in der Tasche bei mir. Es gab Monate, in denen ich es oft bei mir hatte.

Als ich mir eine Zigarette anzündete, hustete Rickmer. Es war mir egal. Ich war wütend auf Erika und auf Rickmer, der seine Überheblichkeit hinter einer freundlichen Miene verbarg. Er hielt mich für einen naiven Greifer, der Zuhältern und Einbrechern nachstellte, aber nichts verstand von Politik und anderen Dingen, die unser Leben bestimmten. Es ärgerte mich um so mehr, als es stimmte.

Wohlfeld fluchte leise, seit einiger Zeit hing er hinter einem Lastwagen. Er hatte die Scheibenwischer eingeschaltet. Dann zog er den Wagen auf die linke Seite und ließ den Motor aufheulen. Ich spürte die Beschleunigung im Rücken. Als er den Laster überholt hatte, schlug Wohlfeld sanft einen Takt aufs Lenkrad. Wir passierten Naumburg und den Abzweig nach Apolda, ich bildete mir ein, den Ettersberg schon zu sehen, über den ich in der Zeitung gelesen hatte. Goethe und Schiller waren dort spazierengegangen.

Ich döste vor mich hin. Mein Traum fiel mir ein. Ich wusste nicht mehr, ob ich es erlebt hatte oder mir einbildete. Kurt und Walter gab es, und wir hatten auch gemeinsam Spähtrupps unternommen. Beide gehörten wie ich zu den wenigen Alten, die Trommelfeuer, Angriffe und Gegenstöße überlebt hatten, auch Ludendorffs hoffnungslose letzte Offensiven. Sie waren richtige Kerle. Kurt war Journalist bei irgendeiner Berliner Tageszeitung gewesen, Walter Berg war 1914 als Kriegsfreiwilliger aus der Schule abgehauen. Wir verstanden uns gut, auch weil wir über anderes reden konnten als Frauen und Fressen. Walter

rezitierte gerne Gedichte, nicht den erhabenen Quatsch in den Zeitungen, am liebsten Heine. Kurt riss gerne Witze über die Waschlappen in der Umgebung des Kaisers. Und ich? Ich diente gerade Willem zwo, als der Krieg ausbrach. 1917 wurde ich eher zufällig Unteroffizier, weil drei Schotten bei einem unserer Gegenstöße mehr Angst vor mir hatten als ich vor ihnen. Ich wurde Führer einer Gruppe, zu der neben Kurt und Walter seit ein paar Tagen noch zwei Frischlinge gehörten, die nicht zählten. Sie würden ohnehin bald verrecken oder verrückt werden. Es wäre lebensgefährlich gewesen, sie mitzunehmen auf einen Spähtrupp. Ihre Angst hätte uns verraten. Nach dem Krieg war die Verbindung zu Kurt und Walter abgerissen.

*

Ich wachte auf, als mein Kopf an die Scheibe schlug. Wohlfeld fluchte über die schlechte Straße. Es war, als wollte es nie Tag werden. Das Wetter passte zum Grund unserer Reise. Je näher wir Weimar kamen, desto düsterer wurde meine Laune. Ich hatte die Nazis einmal gewählt, aus Wut über den Young-Plan, der bestimmte, dass Deutschland noch Reparationen zahlen sollte, wenn alle Kriegsteilnehmer längst unter der Erde vermoderten. Als die Wut verraucht war, schüttelte ich innerlich den Kopf über mich und wählte gar nicht mehr. Ich gebe zu, ich war neugierig auf Hitlers Leiche. Nicht weil ich ihm den Tod gewünscht hätte, aber man hat es ja nicht jeden Tag mit einem Messias zu tun.

Die Absperrung sah ich schon von weitem. Schupos bewachten das Hotel Elephant. Wohlfeld parkte den Wagen in der Nähe des Eingangs. Ein Schupo kam und sagte: »Meine Herren, Sie dürfen hier nicht parken.«

Ich hielt ihm meinen Dienstausweis unter die Nase, der Polizist salutierte. »Selbstverständlich, Herr Kommissar, ich wuss-

te nicht ...« Er ging voraus zur Hoteltür und riss sie auf. Im Flur stieß ich auf einen kleinen, dicken Mann mit kurzgeschnittenen Haaren. Wulstige Lippen in einem fleischigen Gesicht, Schmiss auf der linken Wange. Er schaute mich feindselig an, musterte kurz meine Begleiter und wandte sich wieder an mich. »Sie sind also der Kollege aus der Hauptstadt«, sagte er.

»Und wer sind Sie?«

»Grüntner, Kommissar Grüntner. Ich leite die Ermittlungen.« Er schaute mich verächtlich an. »Sie können die Ermittlungsergebnisse mitnehmen nach Berlin, wenn Sie morgen wieder abreisen.«

Ich reichte ihm die Hand, er übersah sie.

»Sie sind umsonst hergekommen. Wir haben den Fall gelöst.«

»Wir wissen noch nicht einmal, ob der Tote wirklich Herr Hitler ist«, erwiderte ich freundlich. Es war ein Friedensangebot.

»Es ist der Führer«, sagte Grüntner genauso grantig wie zuvor. »Er wurde Opfer einer kommunistischen Verschwörung. Die Täter haben wir auch schon, ein Portier und ein Zimmermädchen. Wen wollen Sie zuerst sehen, das Opfer oder seine Mörder?«

Ich schaute Rickmer an, der zog die Augenbrauen hoch. »Das Opfer«, sagte ich.

Die Hotelsuite bestand aus zwei großen Räumen. Einer war das Schlafzimmer. Das erste, was ich sah, war das Blut auf dem Teppich und rote Fußspuren. Ich mühte mich, nicht in das Blut zu treten und näherte mich dem Körper auf dem Bett. Den Bart sah ich sofort. Ich erkannte auch die Haarlocke, die auf der Stirn hing. Oder dort, wo früher eine Stirn gewesen war. Jemand hatte Hitler das Gesicht zerschlagen. Es war eine blutige Masse, wo die Nase ragen sollte, klaffte ein Loch, mit Blutschorf krustig gefüllt. Ein Auge starrte an die Decke, das

andere konnte ich nicht sehen. Die Beine hingen von der Bettkante auf den Boden. Der Oberkörper steckte in einem weißen Hemd mit Fliege, auf dem Hemd überall Blutflecken. Ein Teil stammte vom Gesicht, ein anderer wohl von Verletzungen an der Brust. Die Leichenbeschauer hatten viel Arbeit vor sich. Ich spürte keinen Ekel und kein Mitleid, nur Erstaunen. Ich hatte als Streifenpolizist übel zugerichtete Unfallopfer gesehen, als Soldat Menschenteile an Ästen unterscheiden gelernt, aber nie solchen Hass erlebt, wie er sich im Zustand des Toten in der Suite des Hotel Elephant in Weimar zeigte. Mich erschreckte nicht der Tod, sondern die Tat. Der oder die Täter mussten wie wahnsinnig auf Hitler eingeschlagen haben, auch als der schon lange tot war.

Ich schaute mich um. Rickmer stand seitlich versetzt hinter mir und schaute blass aus. Er löste seinen Blick nicht von der Leiche, als beherrschte ihn ein innerer Zwang. Wohlfeld sah ich nicht. Es war still. Die Leute vom Erkennungsdienst durchsuchten das Zimmer nach Spuren, kartografierten Auffälliges und suchten Unauffälliges. Auf dem Boden, nicht weit entfernt vom Bett, lag eine Bronzestatuetten, die Goethe darstellen sollte. Sie war rot gefärbt und vielleicht dreißig Zentimeter lang. Offenkundig war sie die Tatwaffe. Goethe erschlägt Hitler, der Satz ging mir durch den Kopf, fast hätte ich geginst.

Ich verließ das Zimmer, Rickmer folgte mir, im Wohnraum der Suite trafen wir Wohlfeld mit Grüntner. »Auf dem Teppich gibt es blutige Fußspuren. Haben Sie die Schuhgröße vermessen?«

»Zweiundvierzig.«

»Gut, und nun zu den Tatverdächtigen«, sagte ich. »Ich schaue mir den Tatort noch einmal an, wenn die Kollegen der Spurensicherung fertig sind.«

Grüntner hob die Augenbrauen und lachte leise und trocken. Er ging voran. Im Erdgeschoss führte er uns in ein kleines

Zimmer mit einem Schreibtisch. Darin saßen ein Mann und eine Frau, bewacht von vier Schupos. Die beiden waren mit Handschellen gefesselt. Der Mann war klein, hatte eine spitze Nase und einen roten Fleck an der Schläfe. Die Frau war jünger. Sie hatte gerötete Augen.

»Wer hat Sie geschlagen?« fragte ich den Mann.

»Er hat sich der Festnahme widersetzt«, sagte Grüntner.

»Das stimmt nicht«, sagte die Frau. »Es war beim Verhör.«

»Märchen, ein dummes Märchen«, sagte Grüntner. »Ich habe die beiden einzeln verhört.«

Der Mann starrte auf den Fußboden.

»Das sind Kommunisten, so einfach ist das«, sagte Grüntner.

»Ja?« fragte ich den Mann.

Der hob seinen Blick nicht. Die Frau sah mich fragend an.

»Ich möchte die beiden vernehmen, erst die Frau, dann den Mann.«

Ich ging zur Rezeption und ließ mir ein Besprechungszimmer öffnen. Um einen runden Tisch standen vier Stühle. Ich setzte mich auf einen, das Fenster im Rücken. Als Grüntner sich zu mir setzen wollte, sagte ich: »Herr Kollege, ich bitte um Nachsicht, ich mache das allein.« Rickmer und Wohlfeld standen in der Tür, dann verschwanden sie.

Grüntner schaute mich finster an, dann stand er auf und ging, ohne ein Wort zu sagen.

Ein Schupo führte die Frau herein.

Sie hatte schwarze Haare, eine dunkle Gesichtsfarbe und schwarze Augen. Eine zierliche Frau in einem schwarzen Rock und einer weißen Bluse. Sie erinnerte mich an Elsbeth, es griff nach mir. Wenn sie Angst vor mir hatte, zeigte sie die nicht.

»Guten Tag, nehmen Sie Platz«, sagte ich. Ich unterdrückte meine Aufregung.

Sie setzte sich mir gegenüber und schaute mich kurz an, dann wandte sie den Blick ab.

»Sie sind Frau ...«

Sie antwortete nicht. Ängstlich sah sie wieder her.

»Sehen Sie, ich kriege das und alles andere sowieso heraus. Sie können es ruhig sagen.« Ich mühte mich, freundlich zu klingen.

»Schmoll, Fräulein Sofia Schmoll.« Sie sprach leise, ihre Stimme zitterte fast unhörbar.

»Ich bin Kriminalkommissar Stefan Soetting aus Berlin. Vielleicht erzählen Sie mir einfach, was passiert ist.«

Sie warf mir einen verwirrten Blick zu, sie war nicht die erste Mörderin, die sich über meine Freundlichkeit wunderte. Ich konnte vor Verständnis triefen, mich fast zum verspäteten Mit-täter machen.

»Ich habe ihn gefunden.«

Ich hoffte, sie würde die Aufmunterung lesen in meinen Augen.

Als sie mich müde anschaute, tat sie mir leid. Sie war schön.

»Die Leiche?«

»Wann?«

»Heute nacht, also heute früh, es war nach Mitternacht.«

»Und was haben Sie dann gemacht?«

»Ich habe es dem Nachtportier gesagt, und der hat die Polizei gerufen.«

»Um wieviel Uhr?«

»Vor zwei Uhr, eher halb zwei.«

»Und was haben Sie um diese Zeit in der Suite von Herrn Hitler zu suchen gehabt?«

»Ich hatte Nachtdienst und lief gerade über den Gang, da hörte ich aus dem Zimmer laute Stimmen und Geräusche wie von

Schlägen. Ich habe einen Augenblick gehorcht, aber nichts verstanden. Dann bin ich weitergegangen, eigentlich wollte ich mir in der Küche einen Tee holen, ich war müde.« Sie klang, als wäre sie überzeugt, unglaublich zu sein.

»Haben Sie sich einen Tee gemacht?«

»Nein, ja.«

»Was heißt das?«

»Ich habe Wasser aufgesetzt, und dann habe ich den Tee ziehen lassen. Ich habe ihn aber nicht mitgenommen in mein Zimmer.«

»Warum nicht?«

»Mir gingen diese Geräusche nicht aus dem Kopf. Ich habe mir Vorwürfe gemacht. Wenn sich ein Gast verletzt hat ...«

»Und wie gelangten Sie in die Suite?«

»Als ich zurückkam, blieb ich vor der Tür der Suite stehen. Es ist eine Doppeltür, man hört normalerweise nichts. Ich glaubte, einen Schrei zu hören. Er klang furchtbar, wie von einem Tier. Ich habe an der Tür geklopft. Ein paar Mal. Als niemand antwortete, habe ich geöffnet ...«

»War die Tür nicht abgeschlossen?«

»Nein, ich hätte sie aber mit meinem Generalschlüssel aufschließen können.«

»Aha«, sagte ich.

»Ich habe die beiden Türen geöffnet und nach ihm gerufen.«

»Wie darf ich mir das vorstellen?«

»Herr Hitler? Herr Hitler?« Sie rief erst leise, dann lauter.

»Aber er hat nicht geantwortet.«

»Nein, es war nichts zu hören.«

»Trotzdem haben Sie auch die Tür zum Schlafzimmer geöffnet.«

»Ich habe diese roten Flecken im Wohnzimmer gesehen, auf

dem Teppich. Da war mir klar, etwas war geschehen. Ich dachte, vielleicht braucht er Hilfe. Ich habe die Schlafzimmertür geöffnet, ihn gesehen und musste schreien.«

Ich nickte ihr freundlich zu. Sie war blass.

»Dann kam Herr Leutbold, ich habe wohl laut geschrien.«

»Das ist Ihr Kollege, der auch festgenommen wurde?«

»Ja, er ist Nachtportier.«

»Haben Sie sonst jemanden gehört oder gesehen, sagen wir, zwischen elf und zwei Uhr?«

»Ja, die Begleiter von Herrn Hitler.«

»Kennen Sie die Herren?«

»Nein.«

»Wie viele sind es?«

»Ich habe drei gesehen.«

»Und Sie haben wirklich niemanden erkannt?«

Sie überlegte. »Einen vielleicht.«

»Vielleicht?«

»Ich interessiere mich nicht so für Politik. Ich glaube, einen habe ich mal in der Zeitung gesehen. Aber ich bin mir nicht sicher.«

Ich war wütend auf Grüntner, weil er Hitlers Begleiter nicht erwähnt hatte.

»Haben Sie in der Suite etwas angefasst?«

»Ich habe überprüft, ob die Reinemachefrauen ordentlich gearbeitet haben.«

»Tagsüber? Bevor Sie Herrn Hitler fanden?«

»Ja.«

»Und danach haben Sie nichts bewegt oder angefasst?«

»Nein.«

»Sind Sie Mitglied der KP?«

»Von wem?«

»Der Kommunistischen Partei.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Kennen Sie Thälmann?«

»Den Führer der Kommunisten?«

»Ja.«

»Ich weiß nur, dass er KPD-Vorsitzender ist.«

»Kennen Sie Ihren Kollegen Leutbold gut?«

»Nein, er hat erst vor sechs oder sieben Wochen hier angefangen.«

»Was ist Ihr Eindruck von ihm? Ist er ein guter Kollege?«

»Bisher ja.«

»Zuverlässig?«

»Ich habe nichts Gegenteiliges erlebt.«

»Wo kommt er her?«

»Ich weiß nicht, ich glaube, aus Berlin.«

»Haben meine Kollegen Ihre Personalien schon aufgenommen?«

Sie nickte.

»Sie wohnen in Weimar?«

»Ja.«

»Mal sehen«, sagte ich. Ich sagte es bedächtig, Rickmer schaute mich einige Sekunden fragend an.

Der Schupo kam mit dem Nachtportier, einem drahtigen Mann mit Pomade in den schwarzen Haaren. Er trug eine Hornbrille, die zu groß war in seinem Gesicht. Der Mann sah erschöpft aus.

»Sie sind Herr Leutbold. Nehmen Sie bitte Platz«, sagte ich.

Er schaute mich erstaunt an und setzte sich. Seine Augen blieben misstrauisch an mir haften.

»Sie haben Herrn Hitler tot aufgefunden«, sagte ich.

»Nein, Frau Schmoll hat mich gerufen.«

»Das stimmt nicht«, sagte ich.

Er schaute mich überrascht an.

»Frau Schmoll hat geschrien, deshalb sind Sie zur Suite gegangen.«

Leutbold nickte. »Das ist richtig«, sagte er.

»Ich nehme es genau. Und dann haben Sie die Leiche gesehen?«

»Ja. Er sah schrecklich aus.«

»Wann war das?«

»Kurz nach halb zwei.«

»Haben Sie etwas verändert am Tatort, etwas angefasst?«

»Nein.«

»Sie arbeiten erst seit kurzer Zeit im Hotel.«

»Seit knapp zwei Monaten.«

»Wo haben Sie vorher gearbeitet?«

»Im Bristol, in Berlin.«

»Ein feines Haus.«

Er nickte. »Aber auch nicht feiner als das Elephant.«

An der Wand hing ein Bild des Nationaltheaters. Der Teppich unter meinen Füßen war dick und weich. »Was verschlägt Sie nach Weimar?«

»Das ist schwer zu sagen. Ich wollte mich verändern.«

Ich warf ihm einen scharfen Blick zu. Er sollte heißen, ich glaube dir nicht. »Haben Sie sich beim Hotel beworben?«

»Ja.«

»Wann?«

»Vor etwa einem Dreivierteljahr. Vor gut drei Monaten ha-

ben sie mir geschrieben, die gewünschte Stelle sei nun frei.«

»Aber solche Stellungen kriegt ja nicht jeder. Da haben sich bestimmt viele drauf beworben. Wenn ich da an die Millionen von Arbeitslosen denke.«

»Ich hatte wohl die besten Referenzen.« Seine Hand zitterte auf der Stuhllehne.

»Sie haben also Hitler ermordet.« Ich sagte es ruhig.

»Nein, das stimmt nicht. Das behauptet der andere Kommissar.«

»Woher stammt der rote Fleck in Ihrem Gesicht?«

»Ich wurde geschlagen.«

»Wer hat Sie geschlagen?«

»Der Kommissar.«

»Wollen Sie Anzeige erstatten?«

Leutbold überlegte kurz, dann schüttelte er den Kopf. »Das bringt doch nichts.«

Er hatte recht, in Thüringen regierten die Braunen. »Wie Sie meinen«, sagte ich.

»Was haben Sie getan, als Sie die Leiche gesehen hatten?«

»Die Polizei angerufen.« Es klang, als bedauerte er es.

»Herr Hitler war in Begleitung unterwegs?«

»Ja.«

»Und wer waren die Begleiter?«

»Herrn Goebbels habe ich erkannt, sonst keinen.«

»Bekam Herr Hitler Besuch?«

»Ja, Herr Göring erschien spät am Abend. Und nach ihm Herr Strasser.«

»Gregor Strasser?«

»Er hat sich unter diesem Namen eingetragen.«

»Kennen Sie Otto Strasser?«

»Ich habe in Berlin mal was über ihn gelesen. War wohl anderer Meinung als sein Bruder und hat die Nazis verlassen. Mehr weiß ich nicht.«

»Wann erschienen Göring und Strasser?«

»Herr Göring erschien gegen zehn, Herr Strasser vielleicht um halb elf. Ich weiß es nicht mehr genau. Warum fragen Sie mich das alles?«

»Ist Ihnen etwas aufgefallen? War es laut, haben die Herren sich gestritten?«

»Ich habe nichts gehört.«

»Die Herren haben sich in der Suite getroffen?«

»Ja.«

»Haben sie etwas bestellt, zu essen oder zu trinken?«

»Ja. Frau Schmoll hat es ihnen gebracht.«

Ich ärgerte mich über mich selbst. Ich würde das Zimmermädchen noch einmal fragen müssen.

»Und niemand hat gebrüllt, kein Streit?« Ich ließ meine Stimme nachdrücklich klingen.

Er schüttelte den Kopf. »Habe ich doch gesagt. Es war alles friedlich. Ich habe jedenfalls nichts gehört.«

»Ist Ihnen an Göring oder Strasser etwas aufgefallen?«

»Nein, nichts. Sie waren freundlich. Herr Göring war wohl gut gelaunt. Hat mir ein ordentliches Trinkgeld gegeben.«

»Göring und Strasser sind getrennt angereist?«

»Offenbar«, sagte Leutbold.

»Und sie haben wie Goebbels hier übernachtet?«

»Ja.«

»Und die anderen Begleiter?«

»Für die hatten wir keine Zimmer frei, die haben woanders geschlafen.«

»Wo?«

»Weiß ich nicht.«

»Sie haben Hitler gehasst?«

Er schaute mich verwundert an, als wollte er fragen, was dieser Schwenk bedeuten solle. Vielleicht sagte der Blick aber auch nur, dass es unmöglich sei, Hitler nicht zu hassen. Leutbold schluckte. Er legte seinen Kopf in den Nacken, dann starrte er auf die Tischplatte, als gäbe es dort etwas zu betrachten.

»Ich habe ihn nicht gemocht. Er steht bei mir in einer Reihe mit Hugenberg, Hindenburg und wie sie alle heißen.«

»Sie sind Kommunist?«

»Um Himmels willen. Aber wenn Sie mich so fragen, lieber in der Kommune als im braunen Dreck.«

»Haben Sie Hitler getötet?«

»Bringen Sie jeden um, den Sie nicht leiden können?« Er sagte es trotzig.

»Es gibt Leute, die trauen Ihnen die Tat zu.«

»Ich mir aber nicht. Wer das behauptet, lügt.«

»Ist Ihnen letzte Nacht jemand aufgefallen? Ein später Gast etwa? Oder haben Sie etwas gehört hier unten?«

Er dachte einen Augenblick nach. »Wir hatten eine Reisegesellschaft aus Schweden. Die waren der Grund, dass wir die Begleiter von Herrn Hitler hier nicht unterbringen konnten. Ihre Kollegen haben sie befragt.«

»Sie wohnen in Weimar, Ihre Personalien wurden aufgenommen?«

Leutbold nickte.

»Dann gehen Sie jetzt bitte nach Hause, es sei denn, Sie haben Dienst. Sie dürfen die Stadt bis auf weiteres nicht verlassen.«

Er stand auf, blickte sich noch einmal um, als könnte er nicht

glauben, dass er nicht verhaftet war.

»Ach, noch was«, sagte ich. »Was für eine Schuhgröße haben Sie?«

Er drehte sich an der Tür um und schaute mich verwundert an.

»Zweiundvierzig, warum?«

Ich winkte ab. Er verließ mit schnellen Schritten das Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

Ich lehnte mich zurück, so dass der Stuhl nur noch auf den hinteren Beinen stand, zündete mir eine Zigarette an, wiegte mich vor und zurück und versuchte zu begreifen. Ich erinnerte mich an den Triumph in Grüntners Gesicht. Ich fand keinen Grund dafür und ahnte doch, es gab einen. Die beiden, die er mir als Tatverdächtige vorgeführt hatte, hatten vielleicht irgendwas auf dem Kerbholz, aber einen Mord? Ich stellte mir den schwächlichen Leutbold vor, wie er mit der Goethestatuette auf Hitler eindrosch, an seiner Seite Sofia Schmoll. Einen Augenblick überlegte ich mir, ob es nicht besser gewesen wäre, bei Grüntner nach Indizien zu fragen, die gegen Sofia Schmoll und Leutbold sprachen, bevor ich die beiden nach Hause schickte. Aber irgend etwas sagte mir, Grüntner wollte ein Geständnis erzwingen, weil er nichts in der Hand hatte. »Ich bin ja nun kein Anfänger, Herr Kollege. Und außerdem passt es mir nicht, wenn das Ergebnis am Anfang der Ermittlungen steht.« Ich murmelte es vor mich hin, dann stand ich auf und ging in das Zimmer, in dem die anderen saßen.

Sie hatten sich ein Abendbrot bestellt. Grüntner trank Bier aus einem großen Glas und wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab. Wohlfeld schaute mich neugierig an.

»Na, Herr Kollege«, sagte Grüntner. Er lachte. Es war, als sagte er: Ich weiß mehr als du, und wenn du brav bist, verrate ich dir was. Vielleicht bildete ich es mir nur ein. Aber ich mochte die Visage dieses Herrn von Anfang an nicht. Sie hat-

ten auch mir einen Teller und Besteck auftischen lassen. Ich setzte mich auf den freien Stuhl zwischen Rickmer und Wohlfeld, Grüntner gegenüber. Der verspeiste gerade ein dick belegtes Schinkenbrot. Ich bezweifelte, dass er die Absicht hatte, sein Mahl zu bezahlen, das Elephant war teuer. Zu teuer für Polizisten, denen man per Notverordnung das Gehalt gekürzt hatte.

»Was haben Sie denn herausgefunden, Herr Kollege?« fragte Grüntner. Ich konnte sehen, wie er den Schinken zwischen seinen Kiefern zerkaute.

»Was mich interessieren würde, wo sind die Begleiter von Hitler? Wo sind mögliche Zeugen, wie etwa die Leute der schwedischen Reisegesellschaft? Was für Spuren hat der Erkennungsdienst gefunden? Wann wird die Leiche dem Leichenbeschauer übergeben, und wo sitzt die Rechtsmedizin? Was für Beweise haben Sie für die Täterschaft von Leutbold und Schmoll?«

Grüntner trank einen Schluck Bier. »Viele Fragen, Herr Kollege. Wir hatten die Weisung des Reichsinnenministers, alles unverändert zu lassen, bis Sie es gesehen haben. Es liegt an Ihnen, wann die Leiche an die Rechtsmedizin in Erfurt geht. Vorher lässt sich in der Hinsicht nichts Genaues sagen. Aber die Tatsachen liegen auf der Hand. Die Schweden haben wir vernommen, niemand von denen hat etwas gehört oder gesehen. Deshalb haben wir sie weiterfahren lassen. Sie sind auf dem Weg nach Nürnberg und München. Ich weiß, wo sie dort übernachten. Wir können jederzeit hinfahren oder Kollegen vor Ort um Amtshilfe bitten. Die Begleiter von Herrn Hitler haben wir selbstverständlich ebenfalls vernommen. Auch sie haben nichts bemerkt. Sie hatten wichtige Termine in München und Berlin. Wenn Sie Fragen an sie haben, müssten Sie sie aufsuchen oder vorladen. Hier sind die Anschriften.« Er schob mir einen Zettel über den Tisch.

»Wer hat Hitler begleitet?«

»Der Führer hatte die Herren Brückner, Dietrich, Schaub, Schreck und Hoffmann bei sich. Herr Schreck war sein Fahrer, Herr Dietrich sein Leibwächter, Herr Hoffmann sein Fotograf, und die Herren Brückner und Schaub waren seine Adjutanten. Diese Herren haben ihren Wohnsitz in München, Sie finden sie tagsüber im Braunen Haus in der Briener Straße. Herr Goebbels hatte den Führer ebenfalls bis Weimar begleitet. Die Herren Göring und Strasser, mit denen sich der Führer hier traf, sind, wie übrigens auch Herr Goebbels, inzwischen nach Berlin weitergereist. Für sie gilt das gleiche, sie konnten nichts Auffälliges berichten. Ich habe alle Adressen notiert.« Er reichte mir lächelnd einen Zettel.

Ich kochte, stauchte Grüntner aber nicht zusammen. Er hatte seine Nazifreunde nach Hause fahren lassen. Wenn sie etwas vertuschen wollten, dann war es längst geschehen. Womöglich brauchte ich Grüntner noch. Wenn ich ihn mir vorgenommen hätte, dann gäbe es ewigen Streit zwischen Berlin und Erfurt, und es käme nichts heraus dabei.

»Ich habe mir aber erlaubt, Leutbold und Schmoll nach Erfurt bringen zu lassen. Die Staatsanwaltschaft hat es angeordnet.« Ich bildete mir ein, er grinste bei dieser Bemerkung.

»Sie können mir gewiss erklären, welche neuen Gründe es dafür gibt.«

»Die Daktyloskopie«, sagte er. »Wir haben Fingerabdrücke von Leutbold an der Statuette gefunden. Und die von Schmoll sind im ganzen Raum verstreut. Außerdem, Leutbold hat die gleiche Schuhgröße wie der Täter, zweiundvierzig.«

»Diese Schuhgröße haben viele. Haben Sie auch Fingerabdrücke auf Blutspuren gefunden, zum Beispiel auf der Statuette?«

Er schaute mich verwirrt an.

»Dass es Fingerabdrücke vom Hotelpersonal in einem Hotelzimmer gibt, erscheint mir nicht sonderlich beweiskräftig.

Wenn Sie aber welche auf Blutflecken gefunden haben, dann können sie nur während oder nach der Tat dorthin gekommen sein. Können Sie mir folgen?«

Er kaute mit leerem Mund. »Die Kollegen von der Spurensicherung haben die Abziehfolien dem Erkennungsdienst zugeleitet. Wir arbeiten zügig in Thüringen.«

»Daran habe ich keinen Zweifel«, erwiderte ich. »Wenn Sie keine weiteren Indizien gegen Leutbold und Schmoll haben, dann sollten Sie die beiden wieder auf freien Fuß setzen.«

»Ich werde mich kundig machen«, sagte er.

»Tun Sie das. Vielleicht schaffen Sie es, während ich den Tatort genauer besichtige. War der Staatsanwalt schon da?«

Grüntner nickte. »Er hätte Sie gerne gesprochen, hatte aber wenig Zeit. Aber das wird er gewiss nachholen. Ich gehe jetzt telefonieren«, sagte er.

Ich ging mit Wohlfeld und Rickmer die Treppe hinauf zur Suite. Es stank furchtbar nach der Leiche. Wohlfeld und Rickmer blieben in der Tür stehen, während ich sagte, was ich sah. Ich besprach die Leiche und den Leichenfundort. Das tat ich auch, wenn ich allein war, Wohlfeld kannte diese Angewohnheit. Ich stellte mich vors Bett und betrachtete den Boden. »Da gibt es eine Stelle ohne Blutspur. Hier hat er wohl gestanden. Auf der Bettdecke sind kleine, keulenförmige Spritzer, hier auf dem Teppich auch. Die breitere Seite der Flecken weist zu mir. Also hat er gestanden, wo ich jetzt stehe, als er getroffen wurde.« Ich schaute nach oben. »Sogar an der Decke Flecken. Hier hat offenbar der Täter gestanden, direkt vor Hitler. Dann hat er den Goethe genommen und ihn Hitler auf den Kopf geschlagen. Er hat einmal geschlagen.« Ich spielte den Mörder und hob den Arm mit einer imaginären Statuette in der Hand. »Ich bin zu schnell. Noch einmal zurück. Hitler steht vor mir. Ich will ihn töten. Nein, ich will ihn schlagen, vielleicht erst nur verletzen. Oder gleich umbringen? Ich nehme die Statuette, sie

bietet sich an, steht auf dem Tisch hier in Reichweite. Ich schlage also einmal, vielleicht nicht fest oder gerade besonders fest, weil ich wütend bin. Mein Hass auf ihn hat sich vielleicht lange aufgestaut. Jetzt entlädt er sich, endlich. Ich schlage einmal, und bevor Hitler fällt, noch einmal. Beim zweiten Mal stärker. Kopfwunden bluten stark, beim zweiten Schlag hat er die Wunde getroffen, die er beim ersten verursacht hatte. Das erklärt vielleicht die Spuren an der Decke.«

Ich war versucht, mir eine Zigarette anzustecken, der Gestank würgte mich. »Hitler stand mir frontal gegenüber. Er ist mit dem Rücken auf das Bett gefallen. Dann schlage ich weiter auf ihn ein, vielleicht aus Hass, vielleicht, weil ich ihn jetzt töten muss. Schwere Körperverletzung, das sind ein paar Jahre Zuchthaus. Ich will nicht ins Zuchthaus. Also schlage ich ihn tot. Sofia Schmoll sagt, sie habe Schlaggeräusche und einen Schrei gehört. Sie ist in die Küche gegangen und hat sich einen Tee bereitet. Das dauert vielleicht zehn Minuten. Dann hat sie einen zweiten Schrei gehört, die Tür aufgemacht und die Leiche entdeckt. Vom Täter will sie nichts gesehen haben. Das ist möglich, zehn Minuten reichen, um einen Mann zu erschlagen und dann zu fliehen. Kann ein Mann mit diesen Verletzungen ein paar Minuten überleben und schreien?« Ich schaute in die matschigen Reste von Hitlers Gesicht. »Vielleicht – unwahrscheinlich, nicht unmöglich. Quasi als verspätete Reaktion des Nervensystems. Wo ist die Statuette? Vorhin hat sie noch auf dem Boden gelegen.« Die Stelle war markiert mit einem schwarzen Stift auf dem hellen Teppich. »Wohlfeld, wo ist die Statue?«

Wohlfeld zeigte mir seine Handflächen.

»Aha, der Kollege Grüntner. Der hat die Statue wohl ganz schnell nach Erfurt geschafft. Warum auch immer. Wohlfeld, was berichtet Ihnen der Tatort?«

»Das war kein geplanter Mord«, sagte Wohlfeld.

»Genau, zumindest ist es unwahrscheinlich, dass jemand einen Mord plant und dann so eine Schweinerei anrichtet. Außerdem wäre es dumm, Hitler in einem Hotelzimmer zu ermorden. Man muss durch den Hoteleingang, wo es eine Rezeption gibt. Oder man nimmt einen Hintereingang und fällt dadurch noch mehr auf. Man muss damit rechnen, dass Hotelpersonal oder Gäste einen sehen, sogar nachts. Wenn Sie einen Mord begehen wollen und das im Hotel tun, dann sind Sie entweder stohdumm oder verrückt oder beides.«

Wohlfeld nickte. Rickmer schaute mich an.

»Außerdem hat man eine Waffe dabei, wenn man einen ermorden will. Man hofft nicht darauf, dass die Mordwaffe im Zimmer ist. Der Täter konnte nicht wissen, dass die Goethestatuette im Zimmer stand. Selbst wenn er es wusste, weil er vielleicht mal in der Suite übernachtet hat, konnte er nicht sicher sein, dass sie in dieser Nacht da war. Es zeigt sich des Weiteren, dass eine Goethestatuette eine schlechte Waffe ist. Sie ist stumpf, und man muss kräftig zuschlagen, um das Opfer zu töten. Das Blut spritzt nach allen Seiten. Wohlfeld, sind die Kleidung und die Zimmer von Schmoll und Leutbold untersucht worden? Die müssen blutverschmiert sein, wenn sie die Täter sein sollten. Wenn die werten Kollegen das Hotel noch nicht auf den Kopf gestellt haben, dann sollten sie es jetzt tun, einschließlich Kohlenkeller und aller Abfalleimer.«

Wohlfeld verschwand.

»Wenn ich einen Mord begehen will, dann bringe ich also die Waffe mit und erledige die Sache leise und schnell. Hier ist das Gegenteil geschehen. Der Mörder war zornig, voller Hass. Irgend etwas hat ihn spontan handeln lassen. Hitler hat einen Mitarbeiter bei etwas erwischt.

Oder: Ein Mitarbeiter erpresst ihn, Hitler stellt ihn zur Rede, es kommt zum Streit. Oder: Hitler ist sich mit einem politisch nicht einig, die kriegen sich in die Haare. Wir müssen heraus-

kriegen, worüber die sich politisch streiten konnten.«

»Da fiele mir schon einiges ein«, sagte Rickmer. Ich hatte den Eindruck, als folgte er meinen Überlegungen mit Spannung.

»Und was?«

»Na ja, der war sich mit dem Strasser nicht grün. Strasser wollte, dass die Nazis in die Regierung gehen, Hitler wollte das nur, wenn er Reichskanzler würde. Da gibt's nicht zu wenige, die sagen, so kommen wir nie an die Macht, der Reichspräsident wird alles Mögliche tun, nur nicht Hitler zum Reichskanzler ernennen. Hindenburg findet Hitler abstoßend. Strasser sagte, wir müssen den Leuten zeigen, dass wir Verantwortung übernehmen. Wir sind die stärkste Partei, gegen uns kann keiner mehr regieren. Wenn wir im Kabinett sitzen, können wir einiges aus unserem Programm durchsetzen und die Leute überzeugen, dass wir nicht als erstes Judenkindern fressen.«

»Das heißt also, Strasser könnte ein Motiv haben.«

»Das könnte doch eines sein«, sagte Rickmer. »Auch wenn es meinem Chef nicht passen würde. Er hält viel von Strasser. Und ich glaube auch nicht, dass Strasser damit was zu tun hat. Der ist nämlich intelligent und beherrscht. Außerdem hätte er seine Position vielleicht auch innerparteilich durchsetzen können, er hat einigen Anhang.«

»Da Sie sich ja so gut auskennen, was ist mit Goebbels und Göring?«

»Also, ich würde ja glauben, dass Goebbels Göring umbringt oder umgekehrt, aber beide waren treue Diener ihres Herrn, sie verdanken ihm alles. Die würden am eigenen Ast sägen. Für einen Mord an Hitler wären sie zu schlau. Wenn sie jemals einen knorke Posten kriegen, dann nur von Hitler, nicht von Strasser. Der kann die beiden nämlich nicht ausstehen. Wenn einer von den beiden also Strasser töten würde, das wäre plausibel. Alles andere ist Unsinn.«

»Und wenn sie Strasser und Hitler politisch abservieren wollen?«

»Das wäre eine Nummer zu groß für sie. Außerdem müssten sie sich untereinander einig sein.«

»Vielleicht eine Eifersuchtsgeschichte, Herr Rickmer?«

»Die letzte hat Hitler geklärt, indem er seinen Fahrer in die Wüste geschickt hat.«

»Wie heißt der?«

»Maurice, Emil Maurice.«

»Dann werden wir uns den Herrn mal vorknöpfen.«

»Sie halten es also für ausgeschlossen, dass der Nachtportier und das Zimmermädchen was damit zu tun haben?«

»Ziemlich. Obwohl natürlich die tollsten Sachen passieren. Aber mir fällt kein Grund ein, warum sie das hätten tun sollen.«

»Vielleicht hatte der Nachtportier mit dem Mädchen was, und Hitler wollte mit dem Mädchen anbändeln. Soll ja vorkommen.«

Rickmer hatte recht. Es gibt die verrücktesten Sachen. Aber in der Kriminalistik kommen sie selten vor. Trotzdem, ich durfte diese Möglichkeit nicht außer acht lassen. Man stößt immer wieder auf neue Motive, und lebten wir nicht in einer verrückten Zeit?

»Wir müssen ohnehin nach Erfurt, da werde ich die beiden mal fragen.«

Wohlfeld erschien wieder. »Die haben alles durchsucht und nichts gefunden«, sagte er.

Es wunderte mich nicht. Leutbold und Schmoll konnten einen Dreh gefunden haben, ihre Kleidung nach der Tat aus dem Hotel zu schaffen und neue anzuziehen. »Und was ist mit der Zentralheizung oder den Kaminen?«

Wohlfeld verschwand.

Wenn die beiden ihre Kleidung beseitigt hatten, fehlte sie uns als Beweisstück. Wenn sie die Kleidung nicht gewechselt hatten und wir keine Spuren darauf fanden, waren sie aus dem Schneider. Es war unmöglich, ein solches Blutbad anzurichten, ohne sich zu beschmutzen. Ich stellte mir vor, wie das Blut spritzte, als Goethe Hitlers Kopf traf. Je mehr ich über die Sache nachdachte, um so verworrener wurde sie.

»Was denken Sie, Herr Kommissar?« fragte Rickmer.

»Dass ich nachher ein bisschen schnüffeln muss«, sagte ich.

Er schaute mich mit großen Augen an.

»Warten Sie es ab. Es gibt nichts, was ein Kriminaler nicht tut, um die Wahrheit ans Licht zu zerren.«

Rickmer grinste. Das gefiel mir, er verstand meinen Humor. Er war vielleicht doch kein schlechter Kerl. Immerhin mischte er sich nicht ein, hörte zu und schien zu begreifen, um was es mir ging. Inzwischen fand ich es fast beruhigend, ihn dabeizuhaben. Wenn Grüntner frech wurde, hatte Rickmer bestimmt ein Papier dabei, in dem stand, dass ich gleich nach dem Reichspräsidenten kam. Oder er würde die Erfurter Garnison der Reichswehr alarmieren, eine vergnügliche Vorstellung. Oder Grüntner einsperren lassen, noch schöner. Aber das waren Wunschvorstellungen, ich hatte keine Ahnung, was Rickmer tun würde, wenn mich die Erfurter Kollegen gegen das Schienbein träten. Wahrscheinlich nichts.

Wohlfeld kam zurück. »Die haben die Zentralheizung und die Kamine untersucht. Haben eher keine Textilspuren gefunden.«

»Was heißt ›eher keine‹?«

»Sie müssen die Asche noch im Labor anschauen. Glauben Sie, die finden noch was in der Brennkammer einer Zentralheizung, die volle Pulle gelaufen ist?«

»Ehrlich gesagt, es wäre ein Wunder«, erwiderte ich. »Aber

manchmal gibt es Wunder. Und manchmal löst der liebe Gott auch einen Kriminalfall.«

»Diesen nicht«, sagte Rickmer. »Der Sündenablass ist bestimmt schon gewährt. Der Mörder kommt ins Paradies.«

»Sie sind also einer vom Stamm der gottesfürchtigen Krieger.«

Wohlfeld lachte, Rickmer schaute mich schräg an.

»Haben die werten Herren Kollegen im Heizungsraum nach Fingerabdrücken gesucht?« fragte ich Wohlfeld.

Er verschwand.

Der Gestank war ekelhaft.

Ich ging ins Badezimmer, es war mondän in Marmor gekachelt. Über einem Doppelwaschbecken hing ein mächtiger Spiegel in schwerem Goldrahmen. Auf der Ablage unter dem Spiegel entdeckte ich zwei Rasierer der Marke Rotbart, daneben Peri-Rasiercreme, die ich mir auch schon ins Gesicht geschmiert hatte, bis Erika mir erklärte, sie finde den Geruch schauderhaft. Hitler benutzte Seife der Marke Steckenpferd-Lilienmilch, die Hotelseife war nicht ausgepackt. Auf dem Waschbecken standen Dralles Birkenwasser, Pfeilring-Hautcreme, auf dem Badewannenrand lagen Fichtennadeltabletten. Ich sah nichts, was mir hätte helfen können. Ich verließ das Badezimmer. »Kommen Sie, es reicht«, sagte ich. Ich warf noch einen Blick auf Hitlers Bart, der schwarz aus der Blutkruste herausragte.

Auf der Treppe kam uns Wohlfeld entgegen. »Ja, die haben Fingerabdrücke gefunden und werten sie in Erfurt aus«, sagte er schnaufend.

Wir gingen zurück in das Zimmer, in dem ich Leutbold und Sofia Schmoll befragt hatte. Ich roch ihr Parfüm noch. Oder bildete ich es mir ein? Grüntner saß mit einem Kollegen am Tisch und lächelte uns an.

»Ich bin sicher, Sie haben wichtige Spuren entdeckt.«

Ich nickte, antwortete aber nicht. Erst wollte ich hören, was Grüntner und seine Leute gefunden hatten. Wenn deren Ergebnisse einigermaßen zu meinen Überlegungen passten, kamen wir vielleicht weiter.

»Wir sollten bald zu Ihrer Mordkommission in Erfurt fahren und uns dann anschauen, was wir haben. Die Leiche können Sie zur Rechtsmedizin bringen lassen.«

Grüntner nickte. Wenn er enttäuscht war, dass ich ihm nichts serviert hatte, ließ er es sich nicht anmerken. Er war nicht einmal traurig, obwohl sein Führer ein Stockwerk höher tot im Bett lag.

*

Wir fuhren getrennt nach Erfurt, Grüntner in einem schwarzen Wanderer vorneweg. Es war dunkel, die Scheibenwischer plagten sich mit dem Regen. Uns folgte der Leichenwagen. Ich war erschöpft und wusste, meinen Begleitern ging es nicht besser.

Grüntner hatte ein großes Dienstzimmer, in einem kleineren Raum daneben saß eine Frau und tippte. Er schickte sie Kaffee holen und mimte den freundlichen Gastgeber. Seine Lage war nicht einfach. Ihm passte es natürlich nicht, dass da jemand aus dem fernen Berlin kam und ihm seinen wichtigsten Fall wegnahm. Ich weiß nicht, was Hitler ihm bedeutete, aber er war der Führer der Partei, die Thüringen regierte. Grüntner war gewiss Nazi, sonst hätte Sauckel, Ministerpräsident und Innenminister in einer Person, ihn nicht mit dem Fall beauftragt. Aber vielleicht war Grüntner nur Karrierenazi, setzte auf die Braunen, nachdem er zuvor sein Glück woanders versucht hatte, möglicherweise sogar bei den Sozis. Ich kannte einige Kollegen, die seit den Septemberwahlen '30 so taten, als wären sie '23 mit Ludendorff und Hitler auf die Münchener Feldherrenhalle mar-

schiert. Seit der Nazischlappe am 6. November überlegten sie wahrscheinlich, in welcher Einheit der Roten Marinedivision sie für Luxemburg und Liebknecht gekämpft hatten. Ich warf es ihnen nicht vor. Ich war auch kein Held, und ich hatte keine Familie mehr zu ernähren.

Als ich mich in Grüntners Dienstzimmer auf einen Stuhl vor seinem Schreibtisch setzte, zog der Schmerz vom Fuß bis in den Oberschenkel. Sofort kehrte die Angst zurück vor einer Blutvergiftung oder einer anderen gefährlichen Weiterung. Ich wackelte mit den Zehen im Schuh, es tat nicht weh. Ich stand auf und ließ mir von Grüntner den Weg zum Klo erklären.

Bevor ich den Raum verließ, sagte ich: »Bitte bringen Sie Schmoll und Leutbold allein in zwei getrennte Räume. Sie dürfen nicht miteinander reden, und ich will gleich mit ihnen sprechen. Es dauert nur ein paar Minuten, und dann halten wir Kriegsrat. Einverstanden?« Ich mühte mich, es freundlich zu sagen.

Grüntner schaute ratlos, dann nickte er und griff zum Telefon.

Ich setzte mich auf den Klodeckel, zog Schuh und Strumpf aus und versuchte, die Fußsohle zu betrachten, konnte meinen Fuß aber nicht hoch genug ziehen. Ich tastete mit den Händen, fand keine Schwellung. Da fiel mir ein, wie Grüntner bei dieser Übung aussehen würde, ich musste lachen. Der würde sein kurzes Bein nicht am Bauch vorbei bringen und von der Schüssel plumpsen. Ich sah das feiste Gesicht vor mir. Der Mann war mir widerlich, aber ich wusste, ich durfte ihn keine Sekunde unterschätzen. Er war ein gerissener Kriminaler, ich kannte diesen Typ. Wäre ich Mörder, ich würde nicht von Grüntner gejagt werden wollen.

Als ich ins Dienstzimmer zurückkehrte, deutete Grüntner auf die Tür zum Nebenraum. »Die Dame und der Herr warten bereits«, sagte er in einem Ton, der in einem Friseursalon ange-

messen sein mochte.

Leutbold schaute mich erstaunt an. Er saß auf einem Stuhl, in der Ecke stand ein Schupo und bewachte ihn. Ich schickte den Polizisten in den Flur.

»Ich dachte, ich kann nach Hause gehen«, sagte Leutbold. »Hier bin ich aber nicht zu Hause.« Er wirkte abgebrüht, als würde es ihn nicht enttäuschen, dass er nicht zu Hause war, sondern in Polizeihaft. Vielleicht erwartete er nichts anderes von mir als Wortbruch.

»Stehen Sie mal auf«, sagte ich.

Er schaute mich an und blieb sitzen.

»Aufstehen!« sagte ich streng.

Er erhob sich, ein wenig zusammengekrümmt, als erwartete er einen Schlag.

Ich ging auf ihn zu, zog mit dem Zeigefinger seinen Hemdkragen vom Hals und betrachtete ihn. Dann roch ich an seinen Achseln.

Er schaute mich an, als wäre ich verrückt.

»Ziehen Sie die Schuhe aus«, sagte ich.

Ein Blick, dann tat er es.

»Geben Sie mir Ihre Socken.«

Er schüttelte den Kopf und gab mir die Socken.

Ich roch an den Socken, dann reichte ich sie ihm zurück.

»Ziehen Sie die Hose aus.« Ich hielt ihm meine Hand hin. Er gab mir die Hose. Ich betrachtete sie genau, dann gab ich sie ihm zurück. Er zog sie an.

»Drehen Sie sich um.«

Ich betrachtete seine Haare.

»Wann haben Sie sich das letzte Mal gewaschen?«

Er überlegte. »Gestern.«

»Morgens oder abends?«

»Morgens.«

»Haben Sie seitdem die Kleidung gewechselt.«

»Nein, warum denn?«

»Ich frage, Sie antworten. Die Polizei hat Ihnen Ihre Kleidung nicht abgenommen?«

»Nein.«

Ich öffnete die Tür zum Flur und rief den Beamten. »Abführen.«

Zurück in Grüntners Dienstzimmer, fragte ich nach Sofia Schmoll.

Grüntner wies auf die gegenüberliegende Tür. Ich spürte eine Spannung im Bauch.

Sie erwartete mich mit großen Augen, dann wandte sie das Gesicht ab. Ich schickte den Bewacher raus und schloss die Tür hinter mir.

»Sie denken, ich habe Sie angelogen«, sagte ich.

Sie nickte.

»Dazu haben Sie einigen Grund. Vielleicht kann ich es Ihnen später erklären.«

Sie zuckte mit den Achseln.

»Ich muss jetzt an Ihnen riechen.«

Sie wandte mir das Gesicht zu. Ich sah Tränen in ihren Augen. Sie begriff es nicht.

»Stehen Sie auf.«

Sie erhob sich langsam.

»Drehen Sie sich um.«

Ich sah ihre Angst. Ich zog mit dem Zeigefinger den Kragen ihrer Bluse ein Stück weg und entdeckte Schweißflecken und den Abrieb von Haut. Ich sah Knitterfalten im Rücken.

»Seit wann tragen Sie diese Bluse?«

Sie blickte mich neugierig an.

»Seit gestern abend.«

»Sie sind mit dieser Bluse zur Arbeit gegangen und haben sie seitdem nicht gewechselt?«

»Ja.«

»Sie haben es unterlassen, die Kleidung der beiden zu sichern und zu untersuchen. Es ist unmöglich, so ein Blutbad anzurichten, ohne sich selbst zu beflecken.« Ich gab mir Mühe, sachlich zu klingen. »Außerdem gibt es die Blutspuren auf dem Teppich im Wohnraum, die wahrscheinlich von Schuhen stammen.«

»Größe zweiundvierzig, wie gesagt«, erwiderte Grüntner trocken.

»Die Größe von Leutbold. Ich habe auf den ersten Blick gesehen, dass die beiden keine Blutflecken an ihrer Kleidung hatten. Wir schauen da schon genau hin, Herr Kollege. Leutbold und seine Komplizin hatten genug Zeit, die Kleidung zu wechseln. Die haben gebrauchte Kleidung in Reserve gehabt. Die haben den Anschlag gut geplant.«

»Aber Sie haben keine Kleidungsstücke mit Blutflecken gefunden.«

»Nein, das habe ich Ihnen doch gesagt. Glauben Sie wirklich, die beiden wären so dumm, uns die Beweisstücke selbst zu servieren?«

»Und wenn es keine Beweise geben kann, weil die beiden es nicht waren?«

Grüntner lachte, es klang wie ein Meckern.

Ich spürte Zorn in mir aufsteigen. »Haben Sie Blutflecken auf den Sohlen von Leutbolds Schuhen gefunden?«

»Natürlich nicht«, sagte er.

»Haben Sie Fingerabdrücke auf Blutflecken auf der Statuette

entdeckt?«

»Nein, alles verschmiert. Der Täter trug Handschuhe. Wenn das nicht beweist, dass es einen Mordplan gab, was dann?«

Es dämpfte meine Wut nicht, als ich erkannte, dass Grüntner hier wahrscheinlich recht hatte. Andererseits trugen manche feinen Damen und Herren oder solche, die sich dafür hielten, Handschuhe ohne Mordabsichten. »Wann wurde Hitler ermordet? Was sagt der Leichenbeschauer? Wurde die Leiche geöffnet?«

»Zur ersten Frage: wahrscheinlich gegen halb zwei Uhr, wenn wir wenigstens in diesem Punkt den beiden Beschuldigten glauben wollen. Zu den beiden anderen Fragen: weiß ich noch nicht. Nein. Ich nehme an, der Gerichtsmediziner und der Staatsanwalt sind gerade zugange. Wenn Sie wollen, können wir zuschauen.«

Ich winkte ab. »Es könnte also sein, dass Hitler zu einem anderen Zeitpunkt getötet wurde?«

»Ja, nicht nach halb zwei, aber davor. Aber ich glaube es nicht. Die Blutgerinnung und die Farbe der Blutflecken sagen mir, der Führer wurde ermordet, kurz bevor wir am Tatort waren. Die Leiche war noch nicht ausgekühlt.«

»Und Sie haben nichts gegen Leutbold und Schmoll in der Hand, außer dass sie im Hotel waren?«

»Die haben auf jeden Fall kein Alibi.«

Ich zwang mich zu lachen. »Ich habe auch keines. Und Sie, Herr Oberleutnant?«

Der hob die Augenbrauen. Ich deutete es als Zustimmung.

»Herr Grüntner, ich weise Sie an, die beiden Beschuldigten sofort nach Weimar zu entlassen. Noch gelten die Regeln der Strafprozessordnung in Thüringen. Sie haben nichts gegen Leutbold und Schmoll in der Hand außer Ihrem Verdacht, Sie haben nicht einmal den Hauch eines Indizes. Ich habe den Be-

schuldigten auferlegt, Weimar nicht zu verlassen. Und das ist schon an der Grenze des Zulässigen. Wir haben einen Mordfall aufzuklären und sonst nichts. Ihre Phantasien sind hilfreich, aber nicht beweiskräftig. Außerdem stehen Sie im Verdacht, gegen den Paragraphen 343 des Strafgesetzbuchs verstoßen zu haben.«

Grüntner schaute mich lange an. Er verstand nicht.

»Leutbold beschuldigt Sie, Sie hätten ihn geschlagen. Und ich frage mich, woher der Bluterguss in seinem Gesicht stammt.«

»Vielleicht vom Führer?«

Warum lächelt der Kerl? fragte ich mich. Warum fährt er nicht aus der Haut?

»Das muss untersucht werden. Ich fordere Sie letztmalig auf, Leutbold und Schmoll freizulassen.«

Grüntner schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, überlegte kurz und stand auf. »Gut«, sagte er. Er ging zu einem Aktenschrank und zog eine Schublade heraus. Er nahm einen schmalen Hängeordner und warf ihn auf den Schreibtisch. »Ich werde diese Personen entlassen. Aber vorher müssen Sie das lesen.« Er setzte sich wieder hin und schaute mich an. Die Schublade blieb offen.

Der Ordner war nur mit einer Ziffer beschriftet. Ich klappte ihn auf. Er enthielt eine Karte mit der Aufschrift *MASCH Berlin Teilnehmerkarte*. Darunter stand *Sofia Schmoll*. Ich hielt die Karte hoch. »Was ist das? Wo haben Sie das her?«

Grüntner zeigte Stirnfalten. Er wollte mir vielleicht bedeuten, meine Fragen seien dumm. »Wir haben die Wohnungen von Leutbold und Schmoll durchsucht. Und das unter anderem haben wir dabei gefunden.«

»Ich hoffe, Sie hatten einen Durchsuchungsbefehl.«

»Nach StGB Paragraph 94 folgende«, sagte Grüntner trocken.

»Und was heißt MASCH?«

»Marxistische Arbeiterschulung, eine Propagandaorganisation der KPD.«

Ich betrachtete die Karte genauer. Demnach hatte Sofia Schmoll an einem Kurs über Astronomie teilgenommen. Sie hatte mich belogen. Wer an einem MASCH-Kurs teilnahm, kannte das Kürzel KPD.

»Und was hat die Astronomie mit dem Mord zu tun?« Die Frage rutschte mir heraus, ich hätte sie am liebsten zurückgeholt.

»Mit der MASCH will die KPD Einfluss gewinnen.«

»Gut, Frau Schmoll hat die Ahnungslose gegeben, als sie nach den Kommunisten gefragt wurde.« Ich hätte fast gesagt, ich könne sie verstehen angesichts der politischen Umstände in Thüringen.

»Sie hat gelogen«, sagte Rickmer.

»Genau«, sagte Grüntner. »Und das macht sie nicht glaubwürdiger in den anderen Punkten.« Er sah so aus, als hätte er weitere Überraschungen parat.

Ich wandte mich wieder dem Ordner zu. Das nächste Dokument war ein blaues Buch mit dem Aufdruck *K. P. D.* Ich schlug es auf und las *K. P. D. Bezirk Berlin-Brandenburg*, eine Zeile darunter *Gottfried Leutbold*.

»Gut, Leutbold ist Kommunist. Aber ist er deshalb ein Mörder?«

»Das halte ich für wahrscheinlich«, sagte Grüntner. »Ich weiß jedenfalls, er hat uns belogen, genauso wie seine Komplizin. Aber es kommt noch besser. Beide haben sich vor einigen Monaten beim Elephant um Arbeitsstellen beworben.«

»Frau Schmoll kommt auch aus Berlin?«

»Natürlich, Sie sollten gelegentlich die Personalakten der beiden einsehen. Und warum sollte sie sonst einen MASCH-

Kurs in Berlin besuchen?«

Es war eine Niederlage. Und sie wuchs mit jedem Wort Grüntners. Als stünde ich neben mir, begann ich zu bewundern, wie er mir einen Schlag nach dem anderen versetzte. Ich versank zeitweise in einem Nebel, wusste nicht, wie ich mich wehren konnte. Ich hasste mich selbst, weil ich auf ein Pärchen hereingefallen war, das mich nach allen Regeln der Kunst aufs Kreuz gelegt hatte. Erst die beiden, dann Grüntner. Ich war gelähmt, brachte nichts heraus. Sofia Schmolls Gesicht stand mir plötzlich vor Augen, ihre Tränen. War ich sentimentaler Bock dem schlichsten Trick der Kriminalgeschichte aufgesessen?

»Ach ja, die gute Frau Schmoll. Die ist alles Mögliche, nur kein Zimmermädchen.«

Ich muss blöd ausgesehen haben, als ich Grüntner anstarrte.

»Die hat in Berlin Physik und Geschichte studiert, hat kommunistische Versammlungen besucht. Ich gestehe, wir wissen nicht, ob sie Mitglied ist. Aber das ist nicht so wichtig. Sie ist gemeinsam mit Leutbold nach Weimar gekommen. Die beiden sind ein Pärchen, so einfach ist das.«

Ich erinnerte mich an Sofia Schmolls Antwort auf meine Frage, ob sie Leutbold kenne. Nein, der habe erst vor einigen Wochen im Hotel angefangen, hatte sie geantwortet.

»Warum haben die sich beim Hotel beworben?« Ich war Rickmer dankbar für die Atempause. Ihr folgte der nächste Schlag.

»Weil im Elephant die Prominenz absteigt, vor allem der Führer. Jeder weiß, der Führer reist oft von München nach Berlin. Er macht gern in der Hauptstadt der Kultur Station, und immer übernachtet er im Elephant.«

Rickmer stand auf und ging ein paar Schritte. Offenbar tat er das, wenn er sich aufregte. »Das heißt also, die beiden sollten Hitler töten, sobald sich die Gelegenheit ergab. Sie mussten nur

warten.«

»Gut kombiniert, Sie sollten Kriminalist werden«, sagte Grüntner.

»Und die beiden sollten den Mord dilettantisch aussehen lassen, damit bloß kein Verdacht fällt auf die KPD.«

Ich fand meine Fassung wieder. Ich zündete mir eine Zigarette an.

»Haben Sie einen einzigen Beweis dafür, dass die KPD Hitler ermorden wollte?«

Grüntner grinste. »Ich weiß nicht, ob Sie Zeitung lesen. Wenn man den Berichten glauben darf, gehört es zu den Lieblingsbeschäftigungen der Kommune, Nationalsozialisten umzubringen.«

Rickmer blieb vor Grüntner stehen. »Und zu den Lieblingsbeschäftigungen der NSDAP gehört es, Kommunisten umzubringen. Ich sage nur Potempa. Dort haben fünf Nazis einen von der KP vor den Augen seiner Mutter totgetrampelt, und Ihr Führer hat sie zu Märtyrern der Bewegung erklärt, nachdem sie für den Mord zum Tod verurteilt wurden.« Er war scharf.

»Das hat mit unserem Fall nichts zu tun«, sagte Grüntner.

Ich blätterte weiter in dem Ordner. Leutbold hatte auch Artikel geschrieben für die *Rote Fahne* und andere kommunistische Zeitungen. Ich klappte den Ordner zu. »Gut, Leutbold und Schmoll haben uns belogen.«

»Die haben Sie belogen«, sagte Grüntner.

»Aber wir haben nichts gegen sie in der Hand. Kein einziges Indiz spricht dafür, dass sie die Täter sind.«

Grüntner kratzte sich hinterm Ohr. »Wenn zwei Kommunisten sich unter falschem Vorwand Arbeitsstellen besorgen in einem Hotel, in dem immer wieder bedeutende politische Persönlichkeiten nächtigen, und wenn Kommunisten seit einiger Zeit das predigen, was sie individuellen Terror nennen, dann

braucht man nur das kleine Einmaleins, um daraus fundierte Schlüsse zu ziehen. Für einen Anfangsverdacht reicht es allemal.«

»Aber nicht für das Haftprüfungsverfahren.«

»Bei Ihnen in Berlin vielleicht nicht, bei uns vielleicht doch. Wir sind froh über jeden Mörder, den wir hinter Gittern haben, und wenn es auch nur die Untersuchungshaftanstalt ist.«

»Sie meinen, Sie können binnen einer Woche Beweise vorlegen, die einen Richter überzeugen, die beiden in U-Haft zu nehmen?«

Grüntner öffnete eine Schreibtischschublade, zog eine Mappe heraus und warf sie mir auf den Tisch. Ich schob den anderen Ordner zur Seite und schaute hinein. Auf der Mappe stand *Sicherheitsdienst des Reichsführers-SS*. »Was ist das?«

»Lesen Sie«, sagte er gelassen. »Das habe ich vorhin bekommen, kam per Kurier aus Berlin. Ich habe dort gefragt, ob die was haben über unseren Nachtportier.«

In der Mappe lag eine Art Dossier. Auf wenigen Blättern wurde behauptet, Leutbold gehöre zum Militärpolitischen Apparat der KPD. Der M-Apparat habe sich vor kurzem erst zum individuellen Terror bekannt. Man müsse davon ausgehen, dass der M-Apparat Anschläge auf führende Parteigenossen der NSDAP und ihrer Organisation plane. Leutbold sei auf Befehl des Leiters des M-Apparats, des Reichstagsabgeordneten Kippenberger, nach Weimar versetzt worden.

»Schauen Sie sich mal die letzten beiden Seiten an«, sagte Grüntner im Tonfall eines so geduldigen wie verzweifelnden Lehrers.

Es war ein Ausriss aus einer Zeitschrift mit dem Namen *Oktober*. Ich überflog den Artikel. Ich kannte die Namen, die ich da las: Kuhfeld, Anlauf, Lenck. Ermordete Polizisten. Über den Anschlag auf Kuhfeld stand im *Oktober*: »In der taktischen Anlage und technischen Durchführung hervorragend.« Und

dann las ich: »Terror kann nur durch Terror gebrochen werden.«

Ich erinnerte mich an die Polizistenmorde. Die Täter waren Kommunisten. Ein Name fiel mir ein: Mielke. Der war in die Sowjetunion geflohen, nachdem er die Kameraden Anlauf und Lenck hinterrücks erschossen hatte. Mord im Parteauftrag. War es nicht logisch, Hitler zu töten, diese Verkörperung des Bösen, jedenfalls in den Augen der Kommunisten?

»Und dieser Sicherheitsdienst ...«

»Der SD ist der Nachrichtendienst der NSDAP«, dozierte Grüntner.

»Ich bezweifle, dass ein Richter diese Papiere aus zweifelhafter Quelle als Beweise akzeptiert. Es wäre ja nicht das erste Mal, dass Geheimdienste Materialien fälschen.« Ich glaubte mir selbst nicht. Irgend etwas in mir drängte mich, Grüntner zu widersprechen.

Grüntner lächelte.

»Und woher haben Sie dieses Material über den M-Apparat?« fragte Rickmer.

»Man hat so seine Verbindungen. Wir in Thüringen folgen bei unseren Ermittlungen allen Spuren. So haben wir binnen eines Tages, gut, eines langen Tages, mehr über die Beschuldigten herausgefunden, als man mit preußischer Polizeiroutine in Wochen oder Monaten eruiert hätte, wenn überhaupt.«

Ich hätte ihm gerne in seine selbstgefällige Visage geschlagen. Die Mappe über Leutbold musste er heute morgen in Berlin angefordert und per Kurier bekommen haben. Das Bild war so simpel: Die Nazis hassen die Kommune, die Kommune hasst die Nazis. Wenn ein Nazi ermordet wird, muss die Kommune dahinterstecken. Und andersherum. Meistens stimmte es sogar. Wir lebten in Mordzeiten. Jeden Tag wurden Nazis, Kommunisten und Sozialdemokraten verprügelt, gefoltert, verstümmelt, getötet. Traf es einen Kommunisten, suchten wir den

Täter bei den Nazis. Traf es einen Nazi, suchten wir den Täter bei den Kommunisten. Und wenn wir einen Mörder fanden, dann passte er so gut wie immer in dieses Muster. Grüntner hatte recht, den Täter bei den Kommunisten zu suchen. Aber waren es Leutbold und Schmoll? War sie es? Ich war wütend auf Sofia Schmoll. Noch wütender war ich auf Grüntner. Er hätte mich sofort unterrichten müssen.

»Ich möchte die Beschuldigten noch einmal vernehmen.«

»Gerne«, sagte Grüntner. Es klang, als hätte er sagen wollen: Sooft Sie wollen, Herr Kollege. Er grinste.

Die beiden wurden wieder in getrennte Zimmer geführt.

»Sie gehören zur Abteilung Militärpolitik der KPD.«

Leutbold blickte mich an. Ich bildete mir ein, Überraschung in seinen Augen zu lesen.

»Sie sind Mitglied der KPD.« Ich fragte nicht, ich stellte fest.

Er zuckte die Achseln. Das konnte ja heißen oder lass mich in Ruhe.

»Sie haben mich bei unserem ersten Gespräch belogen.« Ich betonte *Gespräch*.

»Ich sage nichts ohne Anwalt. Der andere Kommissar hat meine Brieftasche, darin finden Sie die Nummer eines Rechtsanwalts. Den möchte ich anrufen.«

»Gut«, sagte ich und ließ ihn abführen in seine Zelle.

Sofia Schmoll schaute mich an, als ich das Zimmer betrat. Sie hatte ihre Hände in den Schoß gelegt.

»Warum lügen Sie?«

Die Frage traf sie. So hatte auch Elsbeth geschaut, wenn wir uns gestritten hatten.

»Sie haben mir gesagt, Sie seien keine Kommunistin, haben sogar so getan, als wüssten sie gar nicht, was das bedeute. Und nun erfahre ich, Sie haben einen KPD-Kurs besucht.«

Sie öffnete den Mund, schloss ihn wieder. Sie hob ihre Hand, als wollte sie mich abwehren. Dann sagte sie leise: »Ich habe mich ein bisschen dümmer gestellt.«

»Das ist offenbar eine Masche bei Ihnen.«

Ein Lächeln erschien in ihrem Gesicht und verschwand gleich wieder. Eine starke Frau, dachte ich.

»Sie sind kein Zimmermädchen, sondern Studentin.«

»Das Studium habe ich abgebrochen.«

»Wegen der KP?«

»Nein, weil es nichts bringt. Was soll eine Frau mit einem Studium anfangen? Es gibt genug Arbeitslose. Da habe ich die Arbeit genommen, die ich kriegen konnte. Besser Zimmermädchen im Elephant als arbeitslose Akademikerin. Oder glauben Sie, die stellen eine Frau ein, wenn sich Hunderte von Physikern um eine Stelle an einer Universität bewerben?« Sie klang bitter.

»Wie haben Sie Leutbold kennengelernt?«

»Bei der MASCH. Er hat dort einen Vortrag gehalten. Nach der Diskussion hat er mich angesprochen.«

»Was für einen Vortrag?«

»Über die Naturwissenschaften in der Sowjetunion.«

»Sie sind zusammen mit Leutbold nach Weimar gekommen?«

Sie nickte.

Ich spürte einen Stich, es war Eifersucht auf Leutbold.

»Warum wollten Sie im Elephant arbeiten?«

»Leutbold hat mir erzählt, dass er mir eine Stelle besorgen könne. Er würde nach Weimar gehen, ich solle mitkommen. Er arbeitete immer mal wieder in Hotels und hat auch eine Ausbildung im Hotelfach.«

»Das ist keine Antwort auf meine Frage. Sie wollen mir doch

nicht erzählen, es sei Ihnen nur um die Stelle gegangen?»

»Nein, ich hatte einen Auftrag. Ich sollte zuhören, wenn sich Industrielle und Führer anderer Parteien unterhielten und möglichst viel mitschreiben. Leutbold hat das auch gemacht. Er hat unsere Berichte dann nach Berlin geschickt.«

»Zur KPD-Zentrale.«

»Ja.«

»Zur Abteilung Militärpolitik?«

»Weiß ich nicht. Die kenne ich nicht. Wirklich!«

Ich glaubte ihr und erinnerte mich gleich daran, dass ich ihr schon einmal geglaubt hatte. »Dann haben Sie also in dieser Nacht gelauscht an der Tür der Suite?«

Sie nickte. Mir schien, es war ihr peinlich. »Wir müssen doch wissen, was die Faschisten planen.« Es war eine Entschuldigung.

»Und die wollen wissen, was die Kommunisten planen«, erwiderte ich und dachte an Grüntners SD-Dossier.

Sie schaute mich fragend an.

Ich winkte ab. »Was haben Sie denn gehört, als Sie an Hitlers Tür lauschten?«

»Durch zwei Türen hört man nicht viel. Aber da haben Männer geschrien.«

»Wie viele?«

»Ich glaube, zwei. Aber sicher bin ich mir nicht.«

»Es könnten also mehr im Schlafrum gewesen sein«, sagte ich. »Den erreicht man nur durch das Wohnzimmer. Warum haben die sich im Schlafzimmer in die Wolle gekriegt?«

Ihre Haut rötete sich leicht.

»Haben Sie dafür einen Verdacht?« fragte ich.

Sie war verwirrt. »Wofür?« Dann lächelte sie leicht und sagte: »Nein.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Aber möglich wäre es?« fragte ich.

»Ja. Aber ich weiß nichts darüber.«

Hatte sich Hitler mit einem Liebhaber gestritten? War der Streit eskaliert? »Haben Sie etwas verstanden von dem, was im Schlafzimmer gesprochen wurde?«

Sie dachte kurz nach. »Nichts. Die Türen und Wände sind gut gedämmt.«

»In diesem Fach sind Sie Expertin«, sagte ich lachend.

Sie lächelte. »Gewissermaßen.«

»Sie haben es sich durchs Lügen nicht leicht gemacht«, sagte ich.

Sie hob ihre Hände und ließ sie wieder auf den Schoß fallen. »Ich weiß. Aber hier gibt es keine richtigen Polizisten mehr. Das sind alles Nazis. Die muss man anlügen.«

»Aber man darf sich nicht erwischen lassen«, erwiderte ich und hoffte, das Zimmer werde nicht abgehört. Ich hatte Grüntner erlebt, und er war nicht der einzige, der die Strafprozessordnung für ein Hindernis hielt bei der Wahrheitssuche. Manchmal beneidete ich Menschen mit einem festumrissenen Weltbild, sie hatten es leichter.

»Helfen Sie mir?« Sie schaute mich lange an.

»Ja.« Ich ahnte, es würde Ärger geben. Ich ahnte allerdings nicht, wie viel.

III.

Ich roch es schon, als ich die Treppen zu meiner Wohnung hochstieg. Es war ihr Parfüm. Was mich zum Schwitzen brachte, weiß ich nicht mehr. Die fünf Etagen oder die Angst vor dem, was kommen musste. Vielleicht war ich aber einfach nur fertig von der langen Fahrt von Erfurt nach Berlin. Wir hatten in einem lauten Hotel übernachtet und waren frühmorgens losgefahren. Kurz vor Beelitz war der rechte Hinterreifen geplatzt, und ich hatte mich schmutzig gemacht, als ich Wohlfeld half, das Rad zu wechseln. Rickmer hatte schweigend da beigestanden. Auf der Fahrt gingen mir Sofia Schmolls Augen nicht aus dem Kopf. Sie waren ernst, nicht nur, weil sie in Polizeihaft saß und heute ins Untersuchungsgefängnis überführt wurde. Sie strahlte Ruhe aus, oder war es Überlegenheit? Mindestens das letztere gehörte nicht zu den typischen Eigenschaften eines Zimmermädchens oder einer gescheiterten Studentin. Sie hatte gelächelt, obwohl es ihr hundsmiserabel ging.

Als ich vor meiner Wohnungstür stand, klapperte der Türspion gegenüber. Das kannte ich schon, meine Nachbarin Fräulein Wiese war so neugierig wie geschwätzig. Von den anderen Nachbarn, darunter ein Lehrer, ein Postbeamter und ein Kleinladenpächter, bekam ich kaum etwas mit. Fräulein Wieses Tür ging auf, sie steckte ihr faltiges Gesicht in den Spalt. »Sie haben ja wieder viel zu tun, Herr Kommissar«, sagte sie keifig. »Das Verbrechen ruht nicht. Es gibt viel zu wenig Polizisten. Was soll nur aus uns werden? Man traut sich kaum noch auf die Straße.«

»Guten Tag«, sagte ich und öffnete die Tür meiner Wohnung. Gleich hörte ich ihre Schritte. Sie waren schnell und fest, ich kannte sie. Sie verkündeten Entschlossenheit und Unruhe. Sie stand vor mir, als ich die Tür geschlossen hatte.

»Wo warst du?« fragte Erika.

Ich überlegte mir, ob ich sagen sollte, es gehe sie nichts mehr an. »In Erfurt.«

»Aha«, sagte Erika. Es klang energisch. Sie schüttelte ihre roten Haare, ohne die es unser Verhältnis nie gegeben hätte.

Das Telefon klingelte. Erika eilte in kurzen, schnellen Schritten zum Telefonapparat an der Wand, gegenüber der Küchentür. Sie nahm ab und sagte unfreundlich: »Ja?« Sie hörte zu, dann hielt sie mir den Hörer entgegen.

Es war die Sekretärin des Polizeipräsidenten. Melcher wollte gleich morgen früh meinen Bericht hören.

Als ich auflegte, stand Erika dicht hinter mir. Ich hatte ihr Parfüm immer als aufdringlich und aufregend empfunden. Es war so wie sie.

Sie legte einen Arm auf meine Schulter. »Ich habe dich vermisst.« Als hätte sie vergessen, wie es war, als sie ging. Es passte ihr nicht, wenn ich nachts Dienst schob, in den letzten Monaten hatte ich die Arbeit Erika auch vorgezogen. Ich hatte gehofft, sie würde für immer gehen, sie erstickte mich. Mit ihrem Geruch, ihrer lauten Stimme. Und ich ärgerte mich, weil sie trotzdem meine Eifersucht weckte. Danach warf ich mir vor, feige gewesen zu sein, ich hätte es früher und offen beenden sollen. Ich wusste schon nicht mehr, worüber wir gestritten hatten. Und wie passte das zusammen, die Eifersucht über Erikas nächtliche Eskapaden, während ich arbeitete, und meine Erleichterung, als sie ging?

Ihre Hand spielte mit meinem Ohr. »Du warst gemein zu mir«, sagte sie.

Ich ging in die Küche und setzte mich an den Tisch. Sie folgte, strich mir über die Haare, dann setzte sie sich auf den Stuhl gegenüber.

»Wo warst du?«

»In Weimar und Erfurt.«

»Hitler?«

Ich nickte.

»Du leitest die Ermittlungen?«

Ich nickte wieder. »Noch.«

»Aha«, sagte sie. »Du bist ja eine große Nummer.«

»Quatsch. Woher weißt du es?«

»Die Zeitungen sind voll davon.«

Ich lachte innerlich. Tolle Nachrichtensperre.

»Hast du eine dabei?«

»Eine Zeitung? Nein, wieso?«

»Warum wohl?«

»Jetzt wirst du wieder gehässig.«

»Das stimmt nicht«, sagte ich.

»Du gibst nie etwas zu.« Ihre Stimme trug wieder diesen beißenden Unterton. »Du bist unfähig, mit einer Frau zusammenzuleben. Du bist ein Eigenbrötler, einer, der nur sich braucht. Die Welt um dich herum ist dir gleichgültig, du kennst nur deine Arbeit. Leichen sind dir wichtiger als die Lebenden.«

Das war übertrieben, aber nicht ganz falsch. Ich hörte Erikas Tirade, als schrie sie von der Straße zu mir herauf. Ich hatte es immer noch nicht begriffen, sie war zurückgekehrt.

»Warst du eigentlich auch so, als deine Frau noch lebte?«

Nein, sagte ich mir, da war ich anders. Als sie starb, hatte ich für einige Zeit das Gefühl gehabt, ihr Tod habe mir alle Kraft aus dem Körper gezogen. Ich konnte gehen, steigen, tragen, aber ich war fertig. Manchmal spielte ich mit meiner Pistole. Lauf in den Mund, abdrücken, erledigt. Nicht an die Schläfe, da könnte ich weiterleben als Irrer. Der Lauf schmeckte kalt und ölig.

»Stefan, du hörst mir gar nicht zu.« Sie war laut.

»Doch«, log ich.

»Du bist gefühllos«, sagte sie.

»Warum kommst du zurück, wenn du das glaubst?«

»Erinnerst du dich an unser erstes Treffen? Als du mich Leuchtkäfer nanntest?«

Es war in einem Gartenlokal im Grunewald gewesen. Ich saß allein an einem Tisch und beobachtete sie. Sie spielte Federball mit einer anderen Frau. Sie zog mich an. Sie sah hinreißend aus, aber gewiss waren es nur die zwei Jahre ohne Frau gewesen, die sie mein Interesse merken ließen. Dann landete der Ball neben meinem Stuhl. War es der Wind, hatte sie ihn mit Absicht hierhergeschlagen? Als sie ihn holte, sagte sie: »Sie interessieren sich aber sehr für Federball.«

»Mehr noch für Leuchtkäfer.«

Sie lachte und ließ sich auf einen Kaffee einladen.

»Natürlich erinnere ich mich.«

»Bin ich jetzt nicht mehr dein Leuchtkäfer?«

Ich stand auf und ging aufs Klo. Ich pinkelte und wusch mir die Hände. Dann schaute ich genauer in den Spiegel. Ich war im Oktober dreiundvierzig Jahre alt geworden. Auf der Stirn sah ich drei scharfe Falten, bald waren meine Haare überall grau, und vorn fraß die Glatze Schneisen. Unter den Augen fand ich kleine Tränensäcke. Am linken Wangenknochen erinnerte mich eine Narbe an den Streifschuss, den mir im Frühjahr '17 ein Engländer verpasst hatte, meine einzige Kriegsverletzung. Sie bescherte mir eine Woche Genesungsurlaub. Als ich zurückkam in die Küche, sagte ich: »Nein, du bist es nicht mehr. Du bist gegangen, und ich war froh, als du weg warst.«

Sie schluckte, dann kamen die Tränen.

Die beeindruckten mich nicht mehr. »Du hast mich erdrückt, mir meinen Beruf vorgeworfen. Du kannst mit dir nichts anfangen, du brauchst jemanden, um ihn dir zu unterwerfen. Das

kann nicht gutgehen.«

Tränen füllten ihre Augen. Schluchzend sagte sie: »Das ist nicht wahr. Du hast mich benutzt. Wenn du mich gebraucht hast, war ich da. Ich habe deine Platzangst ertragen und deine Furcht vor allen möglichen Krankheiten. Ich habe dich ertragen, wenn du betrunken warst, und nichts gesagt, als du anfingst, vor dem Frühstück im Bett zu rauchen. Aber wenn ich dich brauche, bist du nie da.«

Ich bemühte mich, Mitleid zu unterdrücken. Es gelang mir nicht.

»In Wahrheit hast du den Tod deiner Frau nicht verwunden. Seitdem läufst du deprimiert durch die Gegend und machst auf einsamer Wolf. Fürs Bett bin ich dir gut genug, nur fürs Bett.«

Ich schüttelte den Kopf und wusste, sie hatte recht.

Sie stand auf und stellte sich hinter mich. Sie begann mir die Schultern zu massieren, dann Nacken und Kopf. »Sei nicht so gemein«, sagte sie leise.

Ich roch ihr Parfüm, es stieß mich ab und zog mich an. Ich spürte die Erregung. Als ich mit dem Stuhl nach hinten rutschte, setzte sie sich auf meinen Schoß. Ich legte mein Gesicht an ihre Brüste, sie streichelte mir den Nacken. »Es geht nicht«, sagte ich.

»Einmal noch«, erwiderte sie. Sie setzte den Hut mit der schwarzen Feder ab und entfernte die Haarnadeln. Dann fing sie an, mir das Hemd aufzuknöpfen.

Ich erschrak, als ich das Klingeln hörte. Erika stand ruckartig auf und drehte sich weg. Ich hob ab, es war die Bereitschaft im Präsidium. »Eine Leiche in der Spree, der Herr Kriminalrat Gennat sagt auf Weisung des Präsidenten, Sie sollen den Fall übernehmen. Herr Kriminalassistent Wohlfeld holt Sie ab. Er weiß Bescheid.«

»Warum nicht Schmitt?« Ich schnauzte den Mann an, er tat

mir gleich leid, er war nicht verantwortlich für Melchers Launen. Ich war wütend wegen Erika und weil der Polizeipräsident mich hin und her schob wie einen Bauern in einem Spiel, dessen Regeln mir vielleicht später enthüllt wurden. Und ich war wütend auf mich, weil ich mich nicht durchsetzte, nicht gegen Grüntner, nicht gegen Erika. Mein Zorn wuchs, als mir Sofia Schmoll einfiel, die im Erfurter Untersuchungsgefängnis saß.

»Der Kommissar Schmitt ist verreist.« Der Mann klang ruhig, als wäre er es gewohnt, von Kriminalkommissaren heruntergemacht zu werden.

»Ist gut«, sagte ich und legte auf. Ich hätte mich entschuldigen müssen.

Erika saß auf ihrem Stuhl und weinte.

Ich öffnete den Mund, schon sagte sie: »Es ist immer das gleiche.« Sie schlug mit der Hand auf die Tischkante, schrie auf und steckte die Hand in den Mund. Ihre Wangen waren gerötet. Sie saß da wie eine Furie, glänzende Augen und Haare, deren Rot funkelte. Sie stand auf, nahm Haarnadeln und Hut, schaute an mir vorbei, als sie zur Wohnungstür ging, und knallte sie laut zu.

Ich saß am Tisch und wartete auf Wohlfeld. Wieder ein Mord in Berlin. Es war normal geworden, die Leute schlugen sich tot, weil sie arm waren, weil sie hungerten, weil sie an Moskau glaubten oder an das Dritte Reich. An den Staat, für den ich arbeitete, glaubte fast niemand mehr. Nicht dass ich an ihm hing, nur klangen die Alternativen schlechter.

Als es läutete, hatte ich wieder Kraft in den Beinen. Wohlfeld saß mit dem Kriminalassistenten Wegner, der seine Haare frühzeitig einbüßte, und drei Kollegen von der Spurensicherung hinten im schwarzen Mordauto. Sie grüßten höflich.

»Warum wieder wir?« fragte ich, als ich mich neben Wohlfeld gesetzt hatte.

Wohlfeld schaute mich an und sagte: »Röhm.«

»Röhms Leiche wurde aus der Spree gefischt?«

Er nickte heftig. In ihm schien es zu arbeiten. »Mit seinem Geschlechtsteil im Mund.«

Ich versuchte mir Röhms Landsknechtsfresse mit seinem Glied im Mund vorzustellen. »Wo?«

»Beim Ruderverein Markomannia. Die haben einen gehoben, und als sie das Vereinsheim verließen, haben sie die Leiche entdeckt.« Das Mordauto fuhr schnell.

»Ist alles abgesperrt?«

»Ja, habe ich veranlasst, Herr Kommissar.« Es klang so ähnlich wie: Frag nicht so dumm! Doch immer noch kam es vor, dass Schupos an Tatorten Spuren zertrampelten, die Lage der Leiche änderten oder sonstigen Unsinn trieben, den sie für nützlich hielten, obwohl Gennat seit Jahren die Regeln in Todesermittlungsverfahren predigte. Aber natürlich, den gründlichen Wohlfeld musste man nicht fragen, ob er den Tatort absperren ließ.

Erst Hitler, jetzt der Stabschef der SA. In beiden Fällen hielt sich meine Trauer in Grenzen. Röhms war einer dieser Typen, die der Krieg ausgespuckt hatte. Sie konnten nicht leben ohne Uniformen und Waffen. Als es in der SA kochte, hatte Hitler Röhms aus Bolivien zurückgerufen, um die Meute zu bändigen. Und jetzt waren beide tot. Ich schaute hinaus in den Nachtregen. Wohlfeld wischte mit einem Lederlappen die beschlagenen Scheiben frei. Ich hätte ihn bitten können, die Heizung herunterzudrehen, ich schwitzte. Aber ich hatte ein Bild vor Augen von Krieg und Blut. Ich sah mich im Schützengraben, um mich herum zerplatzte Unterleibe und Arme, Hände, Beine und Füße, Finger, Zehen, Augen. Dann hörte ich Wohlfelds Stimme: »Vielleicht ein abgewiesener Liebhaber.«

Ich schlug die Augen auf und merkte, wie müde ich war. »Vielleicht«, sagte ich. Die Zeitungen hatten von Männerfreundschaften Röhms berichtet. Ich fand es eklig.

Wir sagten nichts mehr, bis wir am Tatort waren. Die Schupos hatten ihn weiträumig abgesperrt. Auf der gemauerten Uferbefestigung sah ich schemenhaft eine Wölbung unter einer weißen Decke, daneben stand ein Schupo. Wir gingen hin, der Polizist legte die Hand an den Tschako. Ich erinnerte mich dunkel an sein Gesicht. »Wurde alles abgesperrt? Keiner hat den Fundort verändert oder sich an der Leiche zu schaffen gemacht?«

»Jawohl, Herr Kommissar. Nur der Herr Medizinalrat.«

Dr. Münting erschien mit einer Zigarette in der Hand. Wir hatten schon oft miteinander zu tun gehabt. Er war gründlich, aber langsam. Ich hatte mir angewöhnt, ihn zu respektieren. »Diesmal war ich schneller bei der Leiche als Sie. Sieht schrecklich aus«, sagte er und zog die Decke zurück.

Röhm starrte mich aus einem schlaffen grauen Gesicht an. Jemand hatte ihm seinen Penis mit der Eichel zuerst in den Mund gesteckt. Es sah so aus, als kaute er auf ihm. Mir wurde übel, doch ich zwang mich hinzusehen. Röhm war nackt, er trug nur Socken und Strumpfhalter. Die Unterarme lagen unter dem Rücken. Zwischen den Beinen klaffte eine blassrote Wunde. Die Leiche erinnerte mich an einen Engerling, weiß und fett. Der Körper war längst ausgeblutet.

»Wann?«

Münting schüttelte den Kopf. »Heute irgendwann. Mehr weiß ich noch nicht. Wir wissen nicht, wie lange er im kalten Wasser gelegen hat. Kälte verzögert die Leichenstarre. Wir werden ein bisschen rechnen, dann kriegen Sie den Bericht.«

»Vielleicht erfahre ich den Zeitpunkt früher?«

»Genau weiß ich es nicht. Aber er muss mindestens drei Stunden tot sein, eher länger.«

»Aber er ist in jedem Fall in der vergangenen Nacht ermordet worden.«

Der Arzt nickte.

»Wie ist er gestorben?«

»Jemand hat ihm das Geschlechtsteil abgetrennt und ihn verbluten lassen.« Er deutete auf Röhms Arme. »Er war gefesselt. An den Beinen auch. Man sieht es an den Druckstellen.«

Ich dankte ihm und ging zum Vereinshaus. Ich war benommen.

Im Vereinshaus warteten acht junge Männer. Sie stammten aus besseren Kreisen, das verriet ihre Kleidung. Sie saßen um einen langen Tisch und blickten mir bleich entgegen. Ich setzte mich zu ihnen. Müdigkeit und Ekel machten mir die Knie weich. Wohlfeld stellte sich neben die Tür. »Wer hat ihn gefunden?« fragte ich.

Der Kleinste meldete sich. Er sah aus wie ein Kind und hatte einen roten Kopf vor Aufregung. Ich schätzte ihn auf siebzehn. Er war wohl der Steuermann. Sein Gesicht war mit Sommersprossen übersät, die Haare waren nicht so grellrot wie die von Erika. Er trug einen weißen Pullunder über einem hellblauen Hemd.

»Berichten Sie.«

»Ich ging hinaus an die frische Luft. Als ich am Kai stand, sah ich etwas im Wasser treiben.«

»Was haben Sie am Kai gemacht?«

»Ich musste mal.« Er wurde rot.

»Und was haben Sie dann getan?«

»Ich bin ins Vereinsheim zurück, und dann haben wir die Polizei angerufen.«

»Ist Ihnen sonst etwas aufgefallen?« Ich blickte sie der Reihe nach an. Sie schüttelten den Kopf, Jungen aus reichen Familien, die die Zeit totschlugen und eine Leiche fanden. Sie berührte der Absturz von Millionen in Arbeitslosigkeit und Bankrott wie ein Wochenschaubericht aus Abessinien. Jetzt wusste ich,

was mir aufgestoßen war. Sie hatten sich im Vereinsheim getroffen, um zu trinken. Gerudert wurde um diese Jahreszeit nicht. Ich sagte mir: Du kennst sie nicht, tu ihnen kein Unrecht. Aber ich sah die Gesichter, die Kleidung, das Vereinsheim und wusste, wer sie waren. Mein Hass auf die Reichen wurde 1923 geboren, als die Ruhrbarone sich während der französischen Besatzung auf Staatskosten gesundstießen und die kleinen Leute in der Billioneninflation untergingen. Auch meine Belohnung für die Ergreifung Kowalskis verbrauchte damals, aber das war eine Kleinigkeit. Natürlich hatten die Jungs nichts gesehen außer der Leiche. Und sie hatten sich richtig verhalten.

Röhm war irgendwo ermordet und in die Spree geworfen worden. Es sah nicht danach aus, als wollte jemand die Leiche verschwinden lassen, sie war nicht beschwert worden. Es sah eher aus wie eine Demonstration gegen Homosexuelle, gegen die SA, gegen die Nazipartei oder gegen wen auch immer.

Ich schaute auf die Uhr, es war fast acht. Morgen früh musste ich bei Melcher antreten. Ich verließ das Vereinsheim, nachdem Wohlfeld mir versichert hatte, die Personalien der Ruderer seien aufgenommen worden. Die Kollegen der Spurensicherung suchten das Umfeld ab. Ich hatte keine Hoffnung, dass sie etwas entdecken würden.

»Wo mag der Tatort liegen?« fragte Wohlfeld.

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Spreeaufwärts, das steht fest. Wenn die Spurensicherung nichts findet, haben wir schlechte Karten.«

Ich sah die Jungen aus dem Vereinsheim kommen. Vier oder fünf trugen Regenschirme. Sie kehrten zurück in die Villen ihrer Väter und hatten von einem Abenteuer zu berichten.

Wir gingen zur Leiche. Der Leichenwagen stand daneben, die Träger hatten den Sarg auf dem Boden abgestellt und rauchten. Irgend etwas schien den Arzt veranlasst zu haben, den Abtransport zu stoppen. Jetzt sah ich die Leiche auf dem Bauch

liegen. Münting steckte seine Nase zwischen Röhms verdrehte Hände.

»Was ist?« fragte ich ihn.

Er winkte mich hinunter. Ich beugte mich zu Röhms Händen und roch.

»Riechen Sie es?« fragte der Arzt.

Es stank nach Öl, besonders an den Kabelenden. »Was?«

»Das Öl.«

»Ja. Na und? Ist wohl durch eine Ölpfütze geschwommen.«

»Schauen Sie sich mal die Fessel an.«

Es war ein dickes schwarzes Stromkabel.

»Die verwendet man draußen oder in Feuchträumen«, sagte Münting. »Röhm wurde in Rückenlage angeschwemmt. Könnte doch sein, dass er so die Spree hinuntergetrieben wurde. Wenn es so ist und die Fessel nach Öl stinkt, muss das Öl irgendwann zwischen Isolierung und Leitdraht eingesickert sein, bevor Röhm ins Wasser geworfen wurde. Öl schwimmt bekanntlich.«

»Aha«, sagte ich. Mir erschien die Theorie waghalsig.

Münting warf mir einen bösen Blick zu. »Ich serviere Ihnen Spuren, und Sie interessieren sich nicht dafür.«

»Entschuldigen Sie«, sagte ich. Münting war reizbar, ich wusste es. Es wäre dumm gewesen, ihn zu verärgern. Ich begann zu frieren, der Regen hatte meinen Mantel an den Schultern durchnässt. »Wenn er also die ganze Zeit auf dem Rücken getrieben ist, dann wurde er mit einem Kabel gefesselt, das in Öl gelegen hat. Aber wer legt ein Kabel in Öl?«

»Nicht unbedingt gelegt, gerutscht vielleicht«, sagte Münting. »Zum Beispiel in einer Autowerkstatt, einer Tankstelle, in einem Elektrobetrieb und so weiter. Das Kabel ist etwa einen Dreiviertelmeter lang, es könnte in einer Ölpfütze auf dem Boden gelegen haben. Könnte doch sein, ist besser als nichts.« Er

wandte sich an die Sargträger und deutete auf Röhm. »Bringen Sie ihn zur Gerichtsmedizin.«

Als Münting ohne Abschied gegangen war, stellte ich mich an den Rand des Kais. Von der anderen Seite leuchtete die Stadt. Der kalte Wind trieb mir feine Regentropfen ins Gesicht. Ich wusste, Wohlfeld stand hinter mir und wartete auf eine Entscheidung. »Können Sie einen Sack auftreiben und ihn mit irgendwas füllen, das sich nicht auflöst im Wasser. Der Sack sollte gut einen Meter siebzig groß sein, sechzig breit und soviel wiegen wie Röhm. Die genaue Größe und das Gewicht erfragen Sie beim Arzt. Wenn wir einen eingrenzbaren Todeszeitpunkt haben, machen wir ein paar Versuche.«

Wohlfeld nickte, er verstand schnell. Er würde eines Tages einen guten Leiter der aktiven Mordkommission abgeben. »Sie wollen berechnen, wie lange die Leiche getrieben sein könnte. Wo sie also ins Wasser geworfen worden sein könnte. Da gibt es aber ein paar Unwägbarkeiten.«

»Das stimmt. Wir wissen nicht, wie lange Röhm nach dem Mord transportiert wurde. Wir wissen nicht, ob die Leiche irgendwo hängengeblieben ist, als sie im Wasser trieb. Eigentlich wissen wir gar nichts, außer dass Röhm ermordet wurde. Aber in der Kriminalistik gibt es oft mehr Unwägbarkeiten als Spuren. Da braucht es Phantasie und Glück. Dem Glück muss man hier und da nachhelfen. Davon abgesehen, müssen wir uns darum kümmern, ob er Feinde gehabt hat.«

Wohlfeld lachte.

Ich schaute ihn streng an.

»Die Zahl von Röhm's Feinden dürfte in die Millionen gehen«, sagte Wohlfeld.

Er hatte recht. »Aber die meisten hatten keinen Zugang zu ihm. Kennen Sie hier irgendwo einen Laden, wo wir einen Kaffee kriegen?«

»Bahnhof Ostkreuz«, sagte Wohlfeld. »Vielleicht haben wir

da Glück.«

Wir hatten Glück. Neben dem Bahnhof hatte eine Kaschemme geöffnet. Vier Männer saßen einzeln an Tischen, nur einer hatte etwas vor sich stehen, einen Becher Malzbier. Auf einer Schiefertafel wurde ein Stammgericht angepriesen: Pferdegulasch mit Kartoffeln fünfunddreißig Pfennig, »preiswert und nahrhaft«. Der Mann mit dem Malzbier las den *Lokal-Anzeiger*. Fettgedruckt las ich: »Hitler ermordet! Bürgerkrieg?« Ich schaute noch einmal hin und verstand es nicht.

»Die Journaille rennt uns die Bude ein«, sagte Wohlfeld.

»Darum soll sich der Herr Präsident kümmern.«

Der Wirt trug eine fleckige graublaue Schürze. Wir bestellten zwei Tassen Kaffee.

»Erst Hitler, dann Röhm. Das ist kein Zufall«, sagte Wohlfeld.

»Kann sein. Aber Hitler wurde in Weimar ermordet, Röhm in Berlin. Vielleicht hat der Mord in Weimar die Berliner Täter ermuntert, das hat es schon gegeben. Aber dann müssen sie ganz schnell zugeschlagen haben.« Ich schaute zu dem Mann mit der Zeitung, der hatte umgeblättert. »Aber Bürgerkrieg? Warum?«

»Ich habe auch schon daran gedacht«, sagte Wohlfeld.

Mir fielen die Schießereien nach dem Krieg ein, Spartakusrevolte, Kapp-Putsch, Mansfelder Revier, Ruhrbesetzung, Hamburger Aufstand. Ich hatte eine Zeitlang gedacht, die Zeit der Aufregung sei vorbei, aber dann begannen die Straßenschlachten und Schießereien von neuem. Und jetzt ein Bürgerkrieg?

»Manche munkeln, die Nazipartei falle auseinander. Strasser geht mit den Kommunisten und den sogenannten Nationalboltschewisten. Sie wollen das Versailler System zerschlagen und die bürgerliche Gesellschaft. Göring geht mit den Deutschnationalen und der Reichswehr zusammen. Sie wollen das Ver-

sailer System zerschlagen und den Kronprinzen zurückholen. Sozis, Zentrum und der Rest werden zerrieben, fransen aus. Es gibt in der SPD Leute, die eher mit der Reichswehr marschieren, und Leute, die sich für neutral erklären und es für besonders raffiniert halten zu warten, bis die feindlichen Parteien sich gegenseitig geschwächt haben, woraufhin die SPD endlich den Sozialismus ausrufen kann, nachdem sie das 1918 vergessen hat.«

Ich hatte Wohlfeld unterschätzt, solches politisches Wissen und solchen Sarkasmus hatte ich ihm nicht zugetraut. Er sagte nicht viel, aber was er sagte, war gescheit. Von Politik verstand er mehr als ich.

Der Kaffee schmeckte bitter, er bestand wahrscheinlich nicht nur aus Kaffeebohnen. Der Mann mit dem Malzbier nahm einen Schluck, er teilte sich sein Glas ein. Ich schaute auf die Uhr, es war fast zehn, ich rief den Wirt und zahlte für uns beide. Wohlfeld fuhr mich nach Hause.

*

In der Nacht überlagerten sich die Bilder von Elsbeth und Sofia. Und doch hatte ich am Morgen das Gefühl, keine Minute geschlafen zu haben. Vor dem Präsidium warteten Reporter und Fotografen. »Herr Soetting, Herr Soetting!« Sie bedrängten mich. Mit den Ellbogen bahnte ich mir schweigend meinen Weg.

Oben stand Elisabeth Wuttke, meine Sekretärin, in der Tür, sie war aufgeregt. »Sie müssen in die Wilhelmstraße 74, Hinterhaus, erste Treppe«, sagte sie. »Der Herr Polizeipräsident ist schon unterwegs. Ihr Termin beim Herrn Präsidenten wurde abgesagt.«

»Etwa zum Reichskanzler?« fragte Wohlfeld.

»Ich glaube, der Herr Reichswehrminister ist auch dabei«,

sagte sie. Es klang so, als wäre es selbstverständlich, in die Dienstwohnung des Reichskanzlers eingeladen zu werden.

Wohlfeld brauchte keine zehn Minuten, um mich hinzufahren. Unterwegs erklärte ich ihm noch einmal meine Idee, eine Leichenattrappe die Spree hinuntertreiben zu lassen. Wenn wir eine Ahnung hatten, wo Röhms Leiche ins Wasser geworfen worden war, konnten wir die Umgebung absuchen. Vielleicht fanden wir eine Werkstatt oder einen Keller, wo ein Kabel in Öl gelegen haben konnte. Während ich beim Reichskanzler war, sollte Wohlfeld zusammen mit dem Rechtsmediziner den Versuch vorbereiten.

Ich musste einen kleinen Lichthof durchqueren, um die Eingangstür zu erreichen. Eine breite Marmortreppe führte in das erste Stockwerk. Neben einer Glastür mit Jugendstilverzierungen entdeckte ich eine Klingel. Es öffnete ein livrierter Diener. Er führte mich durch einen geräumigen Flur zu einer Tür, klopfte an und öffnete sie, nachdem von innen ein »Herein!« ertönt war. Es war ein eleganter Salon. Ich erkannte Reichskanzler von Papen, Reichswehrminister von Schleicher, Rickmer und, ich musste zweimal hinschauen, Kurt Rubezahl in der Uniform eines Hauptmanns. Die Herren saßen in schweren roten Sesseln um einen Tisch, darauf zwei Kannen, Zuckerdose und Tassen aus rosa verziertem Porzellan. »Wir haben schon gewartet«, sagte Papen unfreundlich und wies auf einen freien Stuhl. Schleicher, der mit dem Rücken zur Tür saß, drehte den Kopf und musterte mich mit wachen Augen, die wohl freundlich blicken sollten. Sein Gesicht war maskenhaft. Rubezahl grinste mich an, Rickmer nickte.

»Der Herr Hauptmann hat uns schon berichtet, Sie waren mit ihm im Feld, von Anfang an. EK eins, nicht schlecht, Herr Kommissar«, sagte Papen.

Ich dachte an die Angst, die mich seitdem nicht mehr losließ.

Schleicher blickte mich aufmerksam an. Er lächelte freund-

lich, aber ich sah, er war unruhig. »Wir haben die Tommys ein bisschen geärgert«, sagte Rübezahl.

»Der Hauptmann Rübezahl ist bei mir zuständig für die Arbeit mit der Presse«, sagte Schleicher. »Den Herrn Oberleutnant kennen Sie bereits, er ist mein Adjutant für, sagen wir mal, besondere Aufgaben. Er hat mir von Ihren Schwierigkeiten mit den Erfurtern berichtet.«

Papen schaute Schleicher unfreundlich an. Wohlfeld hatte mir ein paar Tage vor unserer Fahrt nach Erfurt beim Leichenbeschauer erzählt, Papen sei ein Günstling Hindenburgs und der wiederum als Oberbefehlshaber der Reichswehr Vorgesetzter Schleichers. Papen komme zwar aus dem Zentrum, sei aber inzwischen ausgetreten und ein sturer Rechter, Schleicher dagegen setze auf ein Bündnis aus Gewerkschaften, SPD und gemäßigten Nazis um Gregor Strasser.

»Sie kennen die Lage, Herr Kommissar?« fragte Papen.

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte keine Ahnung, was er meinte.

»Wir haben den Herrn Polizeipräsidenten und Sie hierhergebeten, weil wir am Abgrund stehen. Wir brauchen Informationen aus erster Hand. Leider ist es dem Polizeipräsidenten bisher nicht gelungen, hier zu erscheinen. Ganz im Gegensatz zu Ihnen. Die Lage ist gefährlicher als alles, was wir vorher erlebt haben. Im Wedding, in Essen, Leipzig und anderen Städten hat die Kommune ihren Rotfrontkämpferbund auf die Straße geschickt. In Kiel und Nürnberg hat es Schießereien zwischen SA und der Kommune gegeben. In Dortmund und Mannheim haben Rotfront-Leute und SA-Stürme gemeinsam, Sie hören richtig: gemeinsam, Stahlhelmversammlungen gesprengt. In Breslau sollen Nazis ins Stadtgefängnis eingedrungen sein und einsitzende Kommunisten erschossen haben.«

Es traf mich wie ein Schlag. Sofia Schmoll saß als Kommunistin im Erfurter Untersuchungsgefängnis. Und dort waren die

Nazis am Drücker.

»Strasser soll nach unbestätigten Meldungen mit Torgler verhandeln, dem Fraktionsvorsitzenden der KPD im Reichstag. Thälmann fabuliert von einer nationalen und sozialen Befreiung und erklärt, es sei nun die Zeit, das Versailler Diktat und die Republik zu beseitigen. Diese Informationen sollten fürs erste reichen, um Ihnen klarzumachen, es droht das Chaos, der Bürgerkrieg, der Untergang des Reichs. Kein Mensch überblickt die Fronten. Hier Kommunisten und Nazis gegeneinander, dort zusammen. Woanders verbünden sich Nazis mit nationalen Kräften und wieder woanders gehen Nazis auf den Stahlhelm los. Nicht wahr, Herr General?« Er schaute Schleicher böse an.

Schleicher lächelte, als hätte er Papens Zorn nicht bemerkt. »Die Reichswehr folgt den Befehlen des Herrn Reichspräsidenten. Solange der Herr Reichspräsident nichts anderes befiehlt, werden wir Soldaten Gewehr bei Fuß stehen und uns auf den Selbstschutz beschränken.«

»Und mit Göring, Hugenberg und Kameraden ohne Auftrag des Herrn Reichspräsidenten über eine Militärdiktatur verhandeln«, sagte Papen bissig.

»Das muss ich zurückweisen, Herr Reichskanzler«, sagte Schleicher fast belustigt.

Papen lehnte sich zurück, er sah müde aus, seine Augen wanderten nervös durch den Raum. Er war schwächlicher, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Offenbar wurde ich Zeuge der Nachwehen eines Streits zwischen Papen und Schleicher. »Kommen wir zu Ihnen, Herr Kommissar. Sie waren in Weimar. Und Sie haben heute morgen Röhme aus der Spree gefischt. Wie ist der Stand der Ermittlungen?«

Es klopfte an der Tür. Papen rief: »Herein!« Melcher trat ein. Er sah abgehetzt aus. »Ich bitte um Verzeihung, Herr Reichskanzler, wir mussten einen Umweg fahren. Barrikaden. Kom-

munisten, bewaffnet. Sie wollten sich an mir vergreifen. In letzter Minute ...«

Papen starrte ihn einen Augenblick an, dann wies er auf das Sofa. Melcher setzte sich. Papen zwinkerte hektisch mit den Augen, schaute einmal im Kreis herum, als müsste er sich versichern, dass er und wir wirklich in diesem Zimmer saßen. Dann wandte er sich wieder mir zu.

Ich berichtete knapp. Im Fall Röhm stünden wir am Anfang und hätten noch keine Spuren. Im Fall Hitler sei die Erfurter Polizei überzeugt, die Täter verhaftet zu haben.

Papen nickte. »Das hat der Ministerpräsident Sauckel auch gesagt. Was spricht dagegen, Herr Kommissar?«

»Dass es keine Beweise gibt.«

»Wer kommt Ihrer Meinung nach als Täter in Frage?«

»Das weiß ich nicht, Herr Reichskanzler. Neben den Genannten alle Hotelgäste, Hitlers Begleiter und seine Besucher. Wenn man bedenkt, dass der Nachtportier mit Sicherheit nicht jede Minute an der Rezeption war, kann man den Täterkreis noch weiter ziehen.«

»Man kann es auch übertreiben, Herr Kommissar. Wenn ich richtig verstanden habe, haben die beiden Beschuldigten gelogen, dass sich die Balken bogen. Das stimmt doch, oder?«

»Ja. Aber Lügen beweisen nichts, außer dass gelogen wurde.«

Papen guckte mich an, als wäre ich nicht bei Verstand. »Aber das Motiv ist doch unzweifelhaft. Niemand hat Hitler mehr gehasst als die Kommune.«

»Das Motiv ersetzt nicht den Beweis«, erwiderte ich.

Papen schüttelte den Kopf. »Und Röhm, wer hat den auf dem Gewissen? Und warum?«

»Von Röhm wissen wir, dass er der oberste Militärführer des Reichs werden wollte, gestützt auf seine SA. Vielleicht hat er

einen Putsch geplant, nachdem Hitler tot war?« sagte Schleicher. »Er wollte die Reichswehr übernehmen.« Er war empört.

»Dann wären ja Sie und Ihre Kameraden die Hauptverdächtigen.«

Papen lachte gequetscht.

»Wir haben Röhm nicht auf dem Gewissen«, sagte Schleicher, »auch wenn man mich auf seiner Beerdigung vermissen wird.« Er schaute mir ernst in die Augen. »Sagen Sie, das stimmt, was der Herr Polizeipräsident berichtet hat, Röhm wurde das Geschlecht abgeschnitten?«

Ich nickte.

»Grässlich, wer macht so was? Die Kommunisten? Eher nicht. Vielleicht ein Machtkampf in der SA. Wegen Röhm's bekannten Vorlieben? Vielleicht will die Kommune aber so nur die Spuren verwischen.«

»Das ist möglich«, sagte Melcher. Er klang wieder beherrscht.

»Ich fände es sinnvoll, wir würden Anklage gegen die beiden Kommunisten erheben, vor dem Reichsgericht, wegen Mord und Hochverrat. Das wäre das richtige Signal«, sagte Papen.

Ich erschrak. Schleicher runzelte die Stirn, Melcher nickte, er verdankte Papen seine Stelle und schien sich revanchieren zu wollen.

»Wenn wir die beiden in Leipzig anklagen, wird es einen riesigen Presserummel geben. Und diejenigen in der NSDAP und der SA, die von einem Bündnis mit den Kommunisten faseln, werden sich zweimal überlegen, ob sie mit den Mördern ihres Führers zusammengehen wollen.«

»Und wenn sie freigesprochen werden?« fragte Schleicher. Er schaute mich an aus klugen, lebhaften Augen. Dann wandte er seinen Blick Papen zu. »Stellen Sie sich das mal vor. Die Justiz macht einen großen Aufmarsch und landet in der Jauche.

Was ist dann?«

Papen fixierte ihn böse. »Ich kenne Ihre Bestrebungen, Herr von Schleicher. Sie wollen ein Komplott mit Strasser, den Gewerkschaften und Teilen der SA. Und dann wollen Sie mich abservieren. Da passt es Ihnen nicht, wenn Hitlers Mörder von links kommen.«

»Da passt es mir nicht, wenn wir die Kommune ins Recht setzen«, sagte Schleicher im Plauderton, als nähme er Papen nicht ernst. »Es könnte uns nichts Schlimmeres passieren. Aber wenn die beiden Beschuldigten es getan haben, wenn wir es sauber beweisen können, treffen wir die Kommune ins Mark. Und das will ich nicht weniger als Sie.«

Papen schüttelte den Kopf. »Wir können der Justiz doch ein wenig helfen. Ich werde darüber mit dem Herrn Reichspräsidenten sprechen. Seinen Sohn habe ich schon gewonnen für diese Variante.«

»Und wie soll die aussehen?«

»Notverordnung, abgekürztes Verfahren.«

»Das wird zum Triumph für Thälmann. Herzlichen Glückwunsch«, sagte Schleicher. Ich spürte seine Verachtung für Papen. »Das wäre genauso schlecht wie ein Freispruch. So drängen Sie die Sozis an die Seite der Kommune. Erinnern Sie sich noch an 1920?«

»Kapp«, sagte Papen, »das war doch ein Möchtegernputschist. Lächerlich.«

Jetzt merkte ich, was Schleicher an Papen abstieß, der Kanzler war arrogant und ignorant zugleich, eine gefährliche Mischung. Und vielleicht ärgerte sich der General, dass er Papen gestützt hatte. Damit schien es vorbei zu sein.

An der Tür des Salons klopfte es. Sie öffnete sich, der Diener wartete, bis ihm Papen durch ein Nicken das Wort erteilte. »Ein Kurier«, sagte er. Dann ging er zu Papen und übergab ihm

ein Kuvert. Der Diener trat ab, Papen öffnete den Umschlag. Er zog ein Blatt Papier heraus und faltete es auf. Die Rückseite war nicht beschriftet. Papen überflog das Schreiben, dann faltete er es zusammen und steckte es zurück in den Umschlag. »Aha«, sagte er.

Schleicher schaute ihn streng an.

»Strasser will über eine neue Form der Zusammenarbeit reden. Spricht von einer Reichstagsmehrheit. Ich hatte es erwartet.« Es klang, als beschrieb Papen einen Haufen Hundekot in seinem Wohnzimmer.

»Gut, was machen wir nun mit den Fällen Hitler und Röhm?«

Schleicher straffte seinen Rücken. »Der Herr Kommissar ermittelt weiter in beiden Fällen, und beide übernimmt der Oberreichsanwalt. Der Fall wird vor den Staatsgerichtshof gebracht, das muss man nicht weiter begründen. Wir sollten davon ausgehen, dass sie zusammengehören. Jemand will die Führung der stärksten Partei im Reich ausschalten, das sollte als Arbeitshypothese reichen. Es ist so, als wäre das Republikenschutzgesetz dereinst für diese Sache verabschiedet worden.«

»Und damit wären die Herren in Erfurt aus dem Rennen«, warf Papen ein.

»Ja, Herr Reichskanzler. Und mit ihnen die Vorstellung, die Nazis klärten den Mord an ihrem Führer selbst auf. Sogar wenn die den Mörder zweifelsfrei überführten, würde es ihnen kaum einer glauben.«

»Na, meinetwegen, Herr Minister. Wenn Sie meinen.«

Schleicher nickte kurz, dann erhob er sich und reichte mir die Hand. Ich stand auf und verabschiedete mich. Schleicher hatte einen weichen Händedruck, aber in seinen Augen las ich Entschlossenheit. »Melden Sie sich gelegentlich bei der Oberreichsanwaltschaft in Leipzig. Sie wird den Fall nun an sich ziehen, und Sie werden ihr berichten.«

Ich war unsicher, an wen ich mich wenden sollte. Ich sah abwechselnd Papen und Schleicher an. »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn die beiden Beschuldigten von Erfurt bald nach Leipzig verlegt werden könnten, Herr Reichskanzler und Herr Minister.«

»Natürlich«, sagte Schleicher, »sie fallen ja jetzt in die Zuständigkeit des Staatsgerichtshofs.«

Ich fühlte Erleichterung, als ich die Tür hinter mir schloss. Immerhin, in Leipzig war Sofia Schmoll sicherer als in Erfurt.

*

Rickmer und Rübezahl folgten mir. Wir sagten nichts, bis wir auf der Straße waren. Als führte uns eine unsichtbare Hand, gingen wir Richtung Brandenburger Tor. Dann sagte Rübezahl: »Mensch, Soetting. Ich ahnte nicht, dass du in Berlin arbeitest.«

Ich weiß nicht, ob es Rübezahl erging wie mir. Ich floh vor meinen Kriegserinnerungen. Je weiter sie zurücklagen, um so lauter meldete sich die Angst. Sie weckte mich immer wieder. Kurz nach dem Krieg bedrückte mich die Enttäuschung, es war umsonst gewesen. Wir hatten mehr als vier Jahre gekämpft, Todesangst gehabt, Kameraden verloren, Menschenfetzen gesehen und die schrecklichen Schreie gehört, die einen stärker erschütterten als das Trommelfeuer. Wie oft dachte ich an Kameraden, die in Löchern im Niemandsland verreckten und sich die Seele aus dem Leib schrien, während sie sich ihr Gedärm in den Bauch pressten oder versuchten Stümpfe abzubinden. Wir konnten sie frühestens in der Nacht holen und dann fast immer tot. Wenn sie nicht mehr schreien konnten, wimmerten sie, wurden leiser, bis man nichts mehr hörte. Als ich aus dem Krieg kam, fühlte ich nichts mehr in mir, als hätte ich alle Energie in den Gräben gelassen. Einige Zeit später begann ich

Stolz zu empfinden über meine Kämpfe mit dem Feind und über die Auszeichnungen, die ich dafür erhalten hatte. Aber der Stolz verflog mit der Demütigung 1923, Ruhrbesetzung und Inflation. Da verlor nicht nur das Geld jeden Wert, sondern auch mein Selbstbewusstsein. Erst dann rissen alle Barrieren in mir ein, verstand ich vollends, dass der Krieg verloren war und mit ihm die Welt, in der ich gelebt hatte. Das Deutschland nach dem Krieg verkörperte nichts als die Niederlage. Und solange es dieses Deutschland gab, würde es die Niederlage darstellen. Die große Krise, die Nazis und Hitler, die Reichswehr, der Reichstag, die Arbeitslosen, die Morde auf den Straßen, der Verschwendungswahnsinn der Reichen und der Hunger der Armen: darin zeigte sich die Niederlage schmerzhafter als in den Reparationen oder den Streitereien über die Kriegsschuld. Als ich das verstanden hatte, blieb mir vom Krieg nur die Angst. Ich wollte nichts sehen, was mich an den Krieg erinnerte. Keine Bücher, keine Filme und schon gar keinen Kameraden.

»Er war Stoßtruppführer«, sagte Rübezahl zu Rickmer, als ich nicht antwortete. »Und ich bin ihm hinterhergelaufen.«

»Damit er Ihnen Deckung vor feindlichen Kugeln gibt«, sagte Rickmer lachend.

»So ungefähr«, erwiderte Rübezahl.

»Ich dachte, du wärst bei einer Zeitung, Rübezahl«, warf ich ein, um das Gespräch in eine andere Richtung zu drängen.

»Komm, wir setzen uns einen Augenblick ins Café Bauer«, sagte er.

»Das heißt längst Café Unter den Linden«, sagte ich.

Im Sommer saß ich manchmal vor dem Café und beobachtete den Strom von Menschen zwischen Brandenburger Tor und Stadtschloss. Dann standen Stühle und Tische auf dem Bürgersteig, durch einen niedrigen Holzzaun abgetrennt von der Straße. Der kalte Wind ließ dieses Bild so unwirklich erscheinen wie eine Insel in der Südsee. Wir setzten uns auf lederbe-

zogene Stühle an Tische mit Glasplatten. Zigarettenrauch, Küchenschwaden und Ausdünstungen hatten die Decke dunkel gebeizt. An den Wänden Gemälde von Professor Herter, die den Ruhm des Cafés mit begründet hatten. Das Café war nicht einmal zur Hälfte besetzt. Ich hatte die Tür und die Fenster im Auge und sah Menschen in Winterkleidung, die scheinbar ziellos die Straße hinauf- oder hinuntereilten. Ein Mann trug vor dem Bauch und am Rücken Pappschilder: »Nehme jede Arbeit an«.

Der Kellner kam gleich, er schien strammzustehen vor den Uniformen meiner Begleiter. Wir bestellten Tee.

Rübezahl schaute Rickmer an. »Haben Sie begriffen, was Papen vorhat?«

»Ich fürchte, der will sich mit Hilfe der führerlosen Nazis zum Diktator aufschwingen, den Reichstag zum Teufel jagen und dann irgendwann den Kronprinzen zum neuen Kaiser ausrufen. Vielleicht glaubt er, seine große Stunde sei jetzt gekommen. Wenn er das versucht, haben wir einen schicken Bürgerkrieg, in dem die Reichswehr die Drecksarbeit machen darf.«

»Es geht ja schon los. In Mannheim hat es so was wie eine richtige Schlacht gegeben. Die Kommune hat die SA zusammengeschossen, das Rathaus erobert und einen Volksrat eingesetzt«, sagte Rübezahl.

»Das ist morgen, spätestens übermorgen bereinigt«, sagte Rickmer.

»Die Garnison von Karlsruhe ist in Marsch gesetzt. Die Revolutionsfeier in Mannheim war verfrüht.«

»Wenn es mal dabei bleibt. Im Ruhrgebiet soll es Verhandlungen zwischen SA und Rotfrontkämpferbund gegeben haben. Wenn die zusammen losschlagen, wird's schwierig.«

»Ich nehme an, Papen und Schleicher werden mit Strasser reden. Wenn sie eine Koalitionsregierung hinkriegen mit den

Nazis, ist der Bürgerkrieg gleich wieder vorbei, und die Thälmanns holen sich blutige Köpfe.«

Der Kellner brachte den Tee. Ich bestellte einen Weinbrand. Die Müdigkeit begann mein Hirn zu lahmen. Die Augen brannten, der Kopf tat weh. Die Ermittlungen würden schneller vorgehen, nachdem ich ein paar Stunden geschlafen hätte. Ich entschuldigte mich bei meinen Begleitern und fragte den Ober, wo das Telefon sei. Es hing im Flur zwischen Kücheneingang und Toiletten. Ich rief Wohlfeld an, er nahm nach dem zweiten Klingeln ab.

»Haben Sie die Leichenattrappe gebaut?«

»Ja, unsere Techniker haben sich streng an die Vorgaben der Rechtsmedizin gehalten. Sie haben was gebastelt aus Leinensäcken, Teerplanen und Sand.«

»Dann lassen Sie die Attrappe mal die Spree runterschwimmen. Wir wissen ja nicht, wie lange Röhm schon tot war, als er ins Wasser geworfen wurde ...«

»Der Arzt sagt, es sei kein Wasser in der Lunge. Er war also tot, als er in die Spree geworfen wurde. Und das etwa drei bis vier Stunden, bevor er beim Ruderverein angetrieben wurde.«

»Dann geben Sie mal eine Stunde zur Todeszeit dazu, die werden ihn ja nicht am Ufer geschlachtet haben. Versuchen Sie es an beiden Ufern der Spree. Wenn Sie herausgefunden haben, wo Röhm ins Wasser gekommen sein könnte, rufen Sie mich zu Hause an.«

»Jawohl, Herr Kommissar.«

Ich hasste es, wenn Wohlfeld das Militärische herauskehrte. »Und noch was. Die beiden Beschuldigten in Erfurt werden nach Leipzig verlegt, Reichsgericht. Die Order vom Justizminister an die Erfurter Staatsanwaltschaft ist unterwegs. Rufen Sie Grüntner an, er soll die beiden nach Leipzig bringen lassen, unter Bewachung. Er ist mit seinem Kopf dafür verantwortlich, dass Schmoll und Leutbold unversehrt in Leipzig abgeliefert

werden.«

»Soll ich dem Kommissar das so sagen?« Wohlfeld klang ungläubig.

»Genau. Und wehe, Sie tun es nicht. Mit seinem Kopf haftet er für Leib und Leben der Beschuldigten. Wenn denen was passiert, kriegt er Ärger mit diversen Reichsministern und der Oberreichsanwaltschaft.

Da Sie ja hin und wieder eine Schwäche fürs Militärische zeigen: Das ist ein Befehl.«

Diesmal sagte er nicht jawohl.

»Und wer war es?« fragte Rübezahl, als ich mich wieder gesetzt hatte.

Ich muss ihn begriffsstutzig angeblickt haben.

»Na, der oder die Mörder von Hitler.«

»Keine Ahnung«, sagte ich.

»Und der Nachtportier und das Zimmermädchen, die alles Mögliche sind, nur nicht Nachtportier und Zimmermädchen?« fragte Rickmer.

Ich zündete mir eine Zigarette an und trank den Weinbrand, den der Kellner auf den Tisch gestellt hatte, als ich telefonierte. Draußen trieb der Wind den Regen die Allee hinunter. Ich hob meine Unterarme, die Ellbogen blieben auf der Tischplatte. »Ich weiß es nicht. Auch nicht, ob es einen Zusammenhang gibt zwischen den beiden Fällen.« Ich wandte mich an Rübezahl. »Und du bist immer noch in Uniform?«

»Ja.« Er lachte. »Aber es war eher eine Folge von Zufällen als mein Plan. Nach dem Krieg Freikorps Oberland, dort traf ich den Kameraden Rickmer. Der kennt wiederum den General von Schleicher gut.«

»Ich dachte, du wolltest Journalist werden.«

»Das bin ich gewissermaßen auch geworden. Ich mache so was wie Pressearbeit im Truppenamt. Also Kontakte knüpfen,

Informationen herausgeben ...«

»Falsche Fährten legen«, sagte Rickmer und grinste.

»Was war Seeckt, bei aller Wertschätzung, doch für ein sturer Hund! Er hatte nicht begriffen, dass die Reichswehr nur bestehen kann, wenn sie sich arrangiert mit den neuen Kräften in Gesellschaft und Politik. Was kratzte das kaiserliche Heer, was ein Unternahmervverband oder etwa die Sozis zu sagen hatten? Heute ist das anders, und Schleicher verkörpert die moderne Wehrpolitik wie kein anderer. Manche nennen ihn einen Bürogeneral und meinen das abschätzig. Aber die heutigen Kriege, die politischen und militärischen, werden im Büro entschieden. Wenn Deutschland wieder auf die Füße kommen will, dann nur mit langem Atem. Die Engländer, die Polen und zuallererst die Franzosen wissen, es wird nicht so bleiben, wie es ist. Und wir wissen es auch. Erst haben wir die Ententeschnüffler rausgeschmissen, die Reparationen sind wir so gut wie los, und die Abrüstungskonferenz war von vornherein eine Totgeburt. Die anderen rüsten nicht ab, also müssen wir aufrüsten. Alle haben vorher gewusst, dass das in Genf nichts wird. Die Franzosen wissen, wir sind mit ihnen noch nicht fertig. Deshalb blockieren sie die Abrüstung und liefern uns so einen Haufen Argumente für die Aufrüstung. Da kann man nur danke sagen. Die Engländer schütteln den Kopf über die Verrückten in Paris.«

Ein junges Paar betrat das Café, er stellte den Regenschirm in das Holzfass an der Garderobe. Sie erinnerte mich an Sofia. Ich wurde unruhig.

»Das muss man dem Brüning lassen, er hat die Alliierten an die Wand gespielt«, sagte Rübezahl. »Bald haben wir freie Hand. Unsere polnischen Freunde freuen sich bestimmt schon, sie werden alles wieder rausrücken müssen, was sie uns gestohlen haben. Und die Russen haben mit ihnen auch noch ein Hühnchen zu rupfen. Es kommt der Tag, da schaut der Herr Pilsudski blöd aus der Wäsche, Hochmut kommt vor dem Fall.«

Es war so eine Art gehobener Stammtisch, ich wollte es nicht mehr hören. Wo man auf Leute traf, sie ergingen sich in rachedurstigen Visionen. Sie schoben den Engländer, den Franzosen, den Russen auf dem Tisch herum wie auf einem Schachbrett. Ich stand auf und sagte: »Ich muss los.«

Rübezahl zog eine Visitenkarte aus der Innentasche seiner Uniformjacke. »Ruf mich mal an«, sagte er. »Nicht nur, wenn du Hilfe brauchst.«

»Hast du von Walter gehört?«

»Walter Berg?«

»Ja, der immer freiwillig mit auf Stoßtrupp gekommen ist.«

»Der soll bei den Rotfrontkämpfern sein«, sagte Kurt. »Ist Kommunist geworden. Ich hab mal einen alten Kameraden getroffen, der mir das erzählt hat. Hätte ich nie geglaubt.«

An der Ecke Friedrichstraße/Unter den Linden nahm ich ein Taxi und ließ mich nach Hause fahren. Der Fahrer versuchte mich in ein Gespräch zu verwickeln über das Wetter, den Fußballmeister Bayern München und die Arbeitslosigkeit. Als ich nur schwieg, gab er endlich auf.

*

Ich war außer Atem, als ich meine Wohnungstür aufschloss. Ich hörte es in der Küche klappern. Ich hatte gehant, sie würde zurückkommen, und überlegte einen Augenblick, ob ich mich darüber freuen sollte. Erika räumte auf. Es war nötig, und doch störte mich, dass Erika meine Wohnung besitzen wollte. Als sie mich sah, lief sie mir entgegen und breitete die Arme aus. Ich entzog mich der Umarmung und setzte mich auf einen Küchenstuhl. »Ich muss jetzt endlich schlafen«, sagte ich.

»Ich habe dich nicht daran gehindert.«

»Ich will nur noch ein Glas Wasser trinken«, sagte ich und

stand auf, um mir eins zu holen.

Sie war schneller. Ich nahm das Glas und ging ins Schlafzimmer. Ich stellte das Glas auf den Nachttisch auf meiner Seite des Betts und begann mich auszuziehen. Erika stand in der Tür und schaute zu. Sie setzte sich auf ihre Bettseite. »Wir müssen miteinander reden.«

»Nicht jetzt«, erwiderte ich und spürte die Wut in mir. Dass die Wut mich hindern könnte, bald einzuschlafen, machte mich noch wütender.

»Du solltest mich beachten«, sagte sie.

»Wenn ich ausgeschlafen habe, werde ich es tun.«

»Du bist ein Zyniker.«

Dieses Wort hatte ich noch nicht gehört von ihr. »Ich dachte, du wärst abgehauen, für immer.«

Tränen quollen in ihre Augen. »Du bist gemein.«

Es war ein Gespräch wie Dutzende zuvor. Wir tauschten Worte aus und verstanden uns nicht. Die Worte sagten nicht, was wir meinten. Ich wollte sie loswerden, meistens jedenfalls, und sagte es nicht, jedenfalls nicht nachdrücklich genug. Sie wollte mich nicht mit meinem Beruf teilen, wusste, wie idiotisch diese Idee war, und gestand es sich und mir nicht ein. Meine Schwäche prallte auf ihren Besitzergreifungswahn. Ich hatte Angst, es würde laufen wie immer. Sie weinte, dann zog sie sich aus, um mich zu verführen. Sie wusste, ihr nackter Körper erregte mich, sie setzte ihn ein, um mir nah zu sein. Ich schloss die Augen als Abwehr.

»Wenn du mich nicht schlafen lässt, kipp ich aus den Latzen. Ich habe tagelang kaum ein Auge zugemacht, ich kann nicht mehr.«

Sie schnaubte und stand auf, ich spürte es in der Matratze. Sie schloss die Tür etwas zu laut.

Als ich aufwachte, roch ich Bohnenkaffee. Ich zündete mir

eine Zigarette an und schaute auf die Uhr. Es war fast fünf Uhr am Nachmittag. Ich fühlte mich gut. In der Küche warteten ein Teller und eine Kanne Kaffee auf mich. Erika lächelte mich an, als wäre nichts gewesen.

»Wohlfeld hat angerufen. Ich habe gesagt, du wärest unterwegs.«

Einen Augenblick packte mich der Zorn, dann beruhigte ich mich. Es rührte mich, sie hatte über meinen Schlaf gewacht, obwohl sie ihn als Angriff empfunden hatte. »Was wollte er?«

»Er hat nichts gesagt. Es klang nicht wichtig oder eilig.«

Er konnte die Experimente mit der Leichenattrappe noch nicht abgeschlossen haben. Ich trank einen Schluck Kaffee und wählte die Nummer meines Büros am Telefon im Flur.

»Mordkommission, Kriminalassistent Wohlfeld.«

»Was gibt's?« fragte ich.

»Herr Kommissar, die Staatsanwaltschaft Erfurt hat bestätigt, dass die Beschuldigten nach Leipzig überführt werden.«

»Dann rufen Sie jetzt beim Büro des Oberreichsanwalts an und fragen, wann sie in Leipzig erwartet werden. Melden Sie mich dort für übermorgen an, ich möchte mit dem Oberreichsanwalt und den Beschuldigten sprechen. Ich möchte dabei sein, wenn sie dem Hafrichter vorgeführt werden. Von Leipzig aus fahre ich nach München, um mir Hitlers Entourage anzuschauen.«

»Wen bitte?«

»Na, die Herren Adjutanten und Chauffeure des Führers. Genauso wichtig: Für morgen früh brauche ich Termine bei den Herren Strasser und Göring, wenn es geht, hintereinander weg.«

Während des Telefonats beschloss ich, nicht mehr zum Präsidium zu fahren. Ich wollte allein sein, meine Gedanken ordnen. Zuerst musste ich Erika loswerden. Ich nahm meinen Mut zu-

sammen und sagte in ihr Lächeln hinein: »Ich möchte, dass du wieder gehst, für immer.« Sie tat mir leid, aber ich hatte erfahren, wie sinnlos es war, mit ihr zu argumentieren. Menschen in unserem Alter ändern sich nicht mehr. Ich blickte Erika an und dachte an Sofia, ihr Bild wurde kräftiger, je länger ich sie nicht sah. Erika störte, sie stand zwischen mir und dem Bild.

»Du liebst mich nicht mehr.«

»Richtig.«

»Du hast mich nie geliebt.«

»Kann sein.« Ich wählte meine Worte nach der Wirkung. Ich wollte sie treffen, je härter, desto schneller würde sie begreifen. Ob ich die Wahrheit sagte, war mir gleichgültig. Ich hoffte auf ihre Bereitschaft, schnell gekränkt zu sein. Wenn ich sie bleiben ließ, würde sie bald ihren Koffer holen und ihre Kleider wieder in meinen Schrank hängen. Dann würde es noch schwieriger und schmerzhafter, es zu beenden.

Sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden. »Du hast mich ausgenutzt, hast eine fürs Bett gebraucht, und dafür hast du mir Gefühle vorgespielt.«

»Ja.« Es war nicht ganz falsch, was sie mir vorwarf.

»Und das gibst du auch noch zu?« Sie schrie fast.

»Ja.«

Sie holte schneller aus, als ich reagieren konnte. Der Schlag traf mich am Auge, es tat höllisch weh. Er half mir. »Raus«, sagte ich. In diesem Augenblick hatte ich kein schlechtes Gewissen. Es war richtig, was ich tat. Aber ich ahnte, die Zweifel würden bald kommen.

»Nichts lieber als das«, sagte sie. Sie mühte sich vergeblich, gelassen zu klingen.

Ich wartete auf das Türknallen, als sie meine Wohnung verließ. Aber sie zog die Tür fast bedächtig ins Schloss.

IV.

Als ich am Morgen das Haus verließ, fühlte ich mich frei. Nicht einmal das aufdringliche Geschwätz von Fräulein Wiese auf der Treppe konnte mir die Laune verderben. Vor der Haustür grüßte ich den Hausmeister Glubkow, der am Schloss nestelte. Ich dachte an Sofia. Ihr Gesicht verwandelte sich in meinen Gedanken in ein weich koloriertes Porträt. Mein Auge brannte. Es war über Nacht geschwollen und hatte sich blau gefärbt. Ich betrachtete es als Preis der Freiheit. Wohlfeld hatte den Horch am Straßenrand vor dem Eingang geparkt. Er stand neben dem Auto und rauchte. Er schaute mich fragend an. »Hatten Sie einen Unfall?«

Ich antwortete nicht.

»Um neun Uhr sind wir bei Strasser, um zehn bei Göring, die beiden treffen wir im Reichstag. Um elf sind wir bei Goebbels in der Redaktion des *Angriffs*, das ist in der Voßstraße.«

Ich nickte. Goebbels hatte ich vergessen. Wohlfeld hatte es mal wieder verstanden, gute Termine zu vereinbaren.

»Und was macht die Röhm-Attrappe?«

»Morgen wird geschwommen.«

Der Hochnebel der letzten Tage hatte sich verzogen, es war kalt und klar. Auf dem Weg zum Reichstag überholten wir am Lehrter Bahnhof eine Kolonne SA. Einige Männer waren mit Karabinern bewaffnet. Zwei schleppten ein Maschinengewehr und Munitionskisten. Die Braunhemden sahen nach Krieg aus. Ich schaute mich um, ob Schupos oder Reichswehr sich dem Zug entgegenstellten und die SA-Leute entwaffneten. Die Straßen waren leer.

Wohlfeld parkte vor dem Reichstag. Er blieb im Wagen, ich stieg die Treppe hoch und meldete mich beim Empfang. Es

dauerte nicht lange, bis ich vorgelassen wurde. Gregor Strasser war ein großer Mann mit klugen Augen in einem vollen Gesicht mit Doppelkinn. Die Nase schien von ihrer schweren Spitze hinuntergezogen zu werden. Das Haar auf der Stirn hatte sich gelichtet. Er hatte einen kräftigen Händedruck.

»Wissen Sie etwas von einem Aufmarsch der SA?« Ich erzählte, was ich gesehen hatte.

Er schüttelte den Kopf. »Bewaffnet?« fragte er.

»Ja. Wenn die weitermarschieren, kriegen sie Ärger. Das wird sich Papen nicht gefallen lassen und Schleicher auch nicht.«

»Da lässt wohl der Parteigenosse Goebbels die Muskeln spielen. Der Herr Gauleiter gibt den strammen Max. Damit kommt er nicht durch. Aber Sie wollen gewiss nicht über unsere Quellen sprechen, sondern über die Morde an den Herren Hitler und Röhm.«

Strasser sprach Hochdeutsch mit niederbayerischem Unterton, er rollte weich das R. Er war als Redner berühmt, um so mehr erstaunte mich, dass er auf Theatralik verzichtete. Er sprach fast gemütlich und ließ doch spüren, wie aufmerksam er war. Ich hatte mich nie groß mit Nazis beschäftigt. Wenn mich etwas dazu brachte, an sie zu denken, dann hatte ich den geifernden Hitler vor Augen mit seiner irrwitzigen Gestik oder Goebbels mit seinem Hohn. Strasser war anders.

»Sie wollen natürlich wissen, ob ich Herrn Hitler umgebracht habe. Ich war es nicht.«

Er klang nicht so, als plagte ihn Trauer über den Tod des Erlösers.

»Sie haben Hitler in der Nacht zum 8. November besucht?«

»Ja.«

»Zu welcher Uhrzeit?«

Es klopfte an der Tür, sie ging auf, eine Frau steckte einen

blonden Bubikopf durch den Türspalt. »Entschuldigung, draußen wartet der Parteigenosse Frick.«

»Leider muss der Herr Fraktionsvorsitzende weiter warten. Ich melde mich, wenn ich hier fertig bin.« Strasser lächelte die Frau an, dann verlor sich sein Lächeln, und er wandte sich wieder mir zu. »Es muss gegen eins gewesen sein. Und um Ihrer nächsten Frage vorzugreifen, ich war etwa eine Viertelstunde im Zimmer, vielleicht zwanzig Minuten. Göring und Goebbels waren auch da, sie gingen kurz vor mir. Und als ich die Suite verließ, da lebte er noch. Ich hatte am Nachmittag Fraktionssitzung, Auswertung der Wahlen und so weiter, dann habe ich mich nach Weimar kutschieren lassen. Es war eine elende Fahrerei.«

»Ich kenne die Strecke«, sagte ich.

Strasser schaute mich kurz an, dann nickte er. »Es ist eine Tragödie«, sagte er. Es klang nicht, als würde er es so empfinden.

Mein Blick blieb hängen an einem Bild an der Wand hinter ihm. Es zeigte Leo Schlageter vor den Läufen des französischen Exekutionskommandos. Schlageter blickte die Soldaten wild an. Strasser drehte sich zu dem Bild um. »Ich habe ihn gekannt, den Wanderer ins Nichts, ganz so zornig hat er nicht geguckt. Wir haben ihn hinterher zu dem gemacht, was er heute ist. Er war doch in Wahrheit nur ein kleiner Saboteur, der die Franzosen bei der Ruhrbesetzung ärgern wollte wie so viele andere auch. Und die haben ihn erwischt und erschossen. Das Recht der Besatzer.« Er lachte. »Wir machen das wie die anderen, aus mutigen Leuten, aus solchen, die in einer Scheißlage nicht flennen, aus armen Schweinen machen wir Helden. Die Menschen auf der Straße brauchen sie, weil sie nach jemandem suchen, zu dem sie aufblicken können. Hitler war so jemand. Er kam aus einfachen Verhältnissen und wurde der Führer der stärksten Partei in Deutschland, so stark wie Sozis und Kommune zusammen. Es war ein Aufstieg aus dem Nichts, aus ei-

ner bayerischen Sekte wurde eine Bewegung, die die Welt bestaunt. Hitler wird nun zum Märtyrer Deutschlands. Der Mann, der sein Leben einsetzte im Kampf gegen das Versailler Schanddiktat, gegen die Entrechtung und Demütigung Deutschlands. Aber, Entschuldigung, ich schweife ab.«

Der Mann faszinierte mich. Ein kluger Kopf, dem man nachsagte, er werde der neue Führer der NSDAP oder wenigstens von einem Teil der Partei. Und doch war mir fremd, was er über Hitler sagte. Mich erstaunte seine Ruhe. Auf den Straßen braute sich ein Bürgerkrieg zusammen, aber Strasser zeigte keinerlei Nervosität. »War es üblich, dass Sie Hitler so spät aufsuchten?«

»Ja, er blieb lange auf.«

»Und was hatten Sie mit ihm zu besprechen?«

»Gehört das zu Ihren Ermittlungen?«

»Natürlich.«

»Es ging um zwei Fragen: Geld und Kanzlerschaft.«

»Das ist mir zu wenig. Vielleicht beruhigt es Sie, wenn ich Ihnen Vertraulichkeit zusichere.«

Strasser schaute mich einige Sekunden an, als wägte er ab, ob er meiner Zusicherung trauen könne. »Also gut. Franz Xaver Schwarz hatte mich kurz vor meiner Fahrt nach Weimar angerufen.«

Ich schaute ihn fragend an.

»Das ist der Generalbevollmächtigte des Führers für die Finanzen der Partei, der Schatzmeister. In unserem Fall sollte er besser Pleitemeister heißen. Er teilte mir mit, dass die Partei praktisch bankrott ist. Er habe den Reichstagswahlkampf zum großen Teil mit Wechseln bestritten, Wechseln, die eingelöst werden sollten, wenn die Partei in der Regierung sitzen würde, Wechseln auf Hitler also. Nun aber ist Hitler tot, und die Druckereien und Vermieter von Veranstaltungssälen wollen Geld

sehen. Geld, das wir nicht haben. Was glauben Sie, was passiert, wenn wir die SA nicht mehr bezahlen können? Dann gibt es eine neue Revolte, nicht nur in Berlin wie beim letzten Mal unter Stennes, sondern im Reich. Aber ich schweife ab. Wir wollten Hitler noch einmal auf diese Lage hinweisen.«

Das Telefon klingelte. Strasser nahm ab, sagte »Ja?« und hörte zu.

»Der soll nachher noch mal anrufen.« Er legte auf. »Hitler war das Geld nicht egal, aber die Lage raubte ihm auch nicht den Schlaf. Er meinte, Schwarz würde das schon irgendwie kriegen, wie er es immer hingekriegt hatte.«

»Und die Kanzlerschaft?«

Das Telefon klingelte weder. Strasser nahm ab, hörte zu, dann sagte er: »Guten Tag, Herr Minister. Einen Moment bitte.« Er hielt die Hand vor die Muschel und zeigte auf die Tür. »Bitte warten Sie draußen, ich rufe Sie dann wieder herein«, bat er freundlich.

Ich ging in sein Vorzimmer. Die Frau mit dem Bubikopf tippete auf einer großen schwarzen Schreibmaschine. Sie tippete schnell und fast melodisch. Sie drehte sich um und blickte mich an. »Darf ich Ihnen einen Kaffee anbieten?«

»Ja, gerne.«

Sie stand auf und verließ das Zimmer. Ich schaute mich um. An einer Wand stand ein Regal mit Aktenordnern. Links von mir ein Hitler-Porträt an der Wand. Er schien ins Unendliche zu blicken. Auch wenn ich seine Partei aus Zorn einmal gewählt hatte, dieser Blick hatte etwas Unwirkliches. Was seine Anhänger als Ausdruck der Auserwähltheit bewundern mochten, empfand ich als bedrohlich. In dem Mann schlummerte etwas Entsetzliches. Strassers Sekretärin kam mit einer Tasse Kaffee zurück. Durch die geöffnete Tür hörte ich Schreie. »Ist es immer so laut im Reichstag?« fragte ich.

»Nein«, sagte sie. »Ein paar Moskowiter haben sich mit Sozis

in den Haaren. Gleich gehen sie aufeinander los.« Sie lachte.

Strasser holte mich zurück in sein Zimmer. »Tut mir leid«, sagte er.

»Punkt zwei war die Kanzlerschaft. Hitler wollte nur als Reichskanzler ins Kabinett, ich habe eine Koalitionsregierung gewollt. Darüber haben wir uns gestritten.«

»Laut?«

»Zeitweise.« Er lachte. »Er hatte sich versteift darauf, sofort Kanzler werden zu wollen. Obwohl er wusste, Hindenburg mochte ihn nicht, dem war er nicht fein genug. Ich habe Hitler geraten, sich auf eine Koalition mit Hugenberg und seinen Deutschnationalen einzulassen. Wenn er eine Weile Minister und stellvertretender Reichskanzler gewesen wäre und beim Essen mit dem Reichspräsidenten nicht gekleckert hätte, hätte der Feldmarschall ihn schlecht weiter zurückweisen können. Aber Hitler wollte alles sofort. Ich gebe zu, dass genau dies einen Teil der Magie ausmachte, die er für viele ausstrahlte.«

»Auch auf Sie?«

»Nein, nein. Ich bin für Übermenschliches wenig empfänglich. Wir Pharmazeuten sind nüchterne Leute.«

»Aber ein Motiv haben Sie gehabt für den Mord. Vielleicht sind Ihnen die Nerven durchgegangen. Die Partei begraben in Schulden, der Führer, der sich auf keinen Kompromiss einlassen will und die Gefahr in Kauf nimmt, niemals an die Macht zu kommen ...«

»Sie haben vergessen zu erwähnen, dass wir außerdem bei den letzten Wahlen ziemlich verloren haben. Alle unsere Träume drohten zu platzen. Das hat den Druck erhöht auf Hitler und uns alle, eine Koalition mit den Deutschnationalen und dem Zentrum einzugehen. Aber Hitler wollte Reichskanzler werden, um jeden Preis. Und die anderen wollten einen Kanzler Hitler nicht, sie hätten uns nur als Juniorpartner akzeptiert. Dabei hätten wir in einer Regierung Papen diesen Herrenreiter

in die Tasche gesteckt. Alles zusammen ergibt ein gutes Motiv, nicht wahr?«

Ich schaute in sein lächelndes Gesicht. »Haben Sie keine Angst vor dem Bürgerkrieg?«

»Nein«, sagte Strasser. »Ich will ihn nicht. Aber wenn er kommt, wird er wie ein reinigendes Gewitter sein. Dann werden wir sehen, wer wo steht. Aber um auf Ihre Frage zurückzukommen, ich habe ihn nicht ermordet. Außerdem, ich dachte, Sie hätten die Täter bereits.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Was hat Sauckel mir da nur erzählt?«

»Wer könnte es gewesen sein? Haben Sie jemanden bemerkt, der sich auffällig verhalten hat?« fragte ich. »Schließlich haben Sie das Zimmer erst kurz vor dem Mord verlassen.«

Strasser legte die Hände hinter den Nacken und schaute an die Decke. »Ich habe nichts gehört und nichts gesehen.« Er grinste und sagte: »Mein Name ist Hase.«

»Große Trauer scheinen Sie nicht zu empfinden.«

»Das täuscht. Die Menschen gehen unterschiedlich um mit ihrer Traurigkeit. Außerdem, in jedem Verlust verbirgt sich eine Chance, man muss sie nur finden.«

Von der Straße her drang das Rattern eines Maschinengewehrs ins Zimmer. Strasser stand auf und ging zum Fenster. Er schaute hinaus.

»SA«, sagte er. »Aber ich habe keine Ahnung, auf wen die schießen.«

Er drehte sich zu mir. »Und was ist mit Röhm? Wer hat den auf dem Gewissen? Diese Kameraden da draußen haben in zwei Tagen ihre beiden Führer verloren. Jetzt geben die Gauleiter die Befehle, es gibt ein Chaos.«

»Und warum verhindern Sie es nicht?«

»Was, glauben Sie, passiert, wenn ich den Herren Goebbels,

Streicher und so weiter was befehle?«

Ich zog die Augenbrauen hoch.

»Nichts«, sagte er. Es klang so gelassen wie alles, was er gesagt hatte. Und doch hörte ich Verzweiflung mitschwingen.

»Ich will Ihnen was sagen: Mir ist es im Augenblick ziemlich egal, wer Hitler und Röhm getötet hat. Es wird schon jemand von der Kommune sein. Es geht allein darum, unsere Bewegung zusammenzuhalten. Wenn es nicht gelingt, ist die Knalleri da draußen nur ein schwacher Vorgeschmack auf das große Gemetzel. Dann finden Sie einen kleineren Teil der SA bei den Kommunisten wieder. Mich nicht, um dieses Missverständnis gleich auszuräumen.«

Er schien mir anzusehen, dass ich ihn nicht begriff.

»Man versucht immer wieder, mich mit den Kommunisten in Verbindung zu bringen. Das verdanke ich gewissermaßen meinem Bruder Otto, der ist tatsächlich so was wie ein linker Vogel. Ich mag ihn, aber politisch ist er in der falschen Seilschaft, ein bisschen wirr, zu idealistisch. Nur wenige werden ihm zur Kommune folgen. Der größere Teil der Nazis aber geht zur Reaktion, macht gemeinsame Sache mit Hugenberg und Duesterberg vom Stahlhelm. Sie scharen sich um den Reichspräsidenten, und der ist immerhin Oberbefehlshaber der Reichswehr. Was heißt das auf Deutsch?« Er schaute mich bedeutungsschwanger an. »Das heißt, Reichswehr und Reaktion schießen die Kommune zu Brei und mit ihr die paar verrückten Kameraden, die glaubten, Deutschland mit Moskaus Hilfe sanieren zu können. Und das ist das Ende unserer einzigartigen Bewegung, die anders war als alle anderen, die nicht zur Reaktion zählte, obwohl sie dieser an Nationalgefühl in nichts nachstand, und die nicht zu den Kommunisten gehörte, obwohl sie revolutionärer war als Thälmann, der doch nur ein Satrap ist seines großen Führers in Moskau.«

Je länger er redete, um so besser verstand ich, dass er ver-

zweifelte. Vielleicht an sich und seiner Unfähigkeit, die ganze Macht in der Partei zu fordern. Wo ein Rest an Zweifel bleibt, und sei es auch nur an sich selbst, kann der Griff zur Macht nicht gelingen. Als hätte er meine Gedanken gelesen, sagte er leise: »Es war Hitler, der den Unterschied ausgemacht hat zu Reaktion und Kommune. In ihm verkörperte sich die Einzigartigkeit unserer Bewegung. Alle Führungsfiguren in der Partei leiteten ihre Bedeutung nur von ihm ab. Na ja, fast. Wer sich gegen ihn stellte, wie Stennes, wie mein Bruder, verlor alle Bedeutung. Selbst seine Feinde erhielten ihre Bedeutung nur durch ihn. Warum gibt es das Reichsbanner oder die Eiserne Front, warum den Rotfrontkämpferbund? Es sind alles nur Imitationen der SA, von Hitlers Schöpfung. Warum haben sie Hindenburg zur zweiten Kandidatur als Reichspräsident getrieben? Um Hitler zu verhindern. Was plakatieren die demokratischen Parteien? Verhindert Hitler! Sehen Sie, das machte die Bedeutung Hitlers aus, die ganze Politik in Deutschland drehte sich um ihn. Nicht um die NSDAP! Wer sind schon Göring, Goebbels, Frick und Strasser?«

»Wenn Sie mir die Frage gestatten, was wird aus Ihnen?«

Er kratzte sich am Ohrläppchen. »Das weiß ich am allerwenigsten. Ich bin Reichsorganisationsleiter, aber von was? Von einer Partei, die am Tag nach Hitlers Tod zu zerfallen begann. Ich habe ihn zu Lebzeiten nie Führer genannt wie mancher Schleimer. Aber jetzt, da er tot ist, weiß ich, dass er der Führer war. Gefühlt habe ich es immer, deswegen war ich im Grunde loyaler als all die Ehrgeizlinge, die immer wieder gestänkert haben gegen mich. Selbst meine Kritik war loyal, diente nur unserer Revolution, die andere benutzen wollten, um oben zu schwimmen wie Fettaugen, hier ein Pöstchen, da ein Pöstchen.« Er lehnte sich zurück, dann stand er auf und ging zum Fenster. Er wandte mir den Rücken zu, während er hinauschaute. Er stand lange, und ich überlegte mir, ob ich gerade Zeuge eines außerordentlich geschickten Plädoyers in eigener

Sache geworden war. So, wie Strasser sprach, konnte er Hitler nicht den Schädel mit einer Goethestatuette zerschlagen haben. Oder er war einer der gerissensten Lügner, die mir in meiner mit Lügen gepflasterten Laufbahn als Kriminaler untergekommen waren.

»Haben Sie allein mit Hitler gesprochen?«

»Zeitweise. Goebbels und Göring haben mitgestritten. Sie waren beide auf Hitlers Seite, Göring versuchte immerhin, einen Kompromiss zu finden. Aber machen Sie mal einen Kompromiss mit Adolf Hitler. Der sagte immer nur: ›Ich lasse mich nicht abspeisen, ich werde mir von diesem Herrn von Papen nichts vorschreiben lassen und auch nicht von dem General von Schleicher. Entweder ich werde Reichskanzler, oder die nationalsozialistische Partei wird die Regierung bis aufs Messer bekämpfen‹. Irgend etwas schien ihn überzeugt zu haben, er sei von der Macht nur noch wenige Zentimeter entfernt.«

»Was?«

»Die Vorsehung«, sagte Strasser und guckte mich ungläubig an. Dann lachte er. »Hitler glaubte daran. Er hielt sich für auserwählt. Das ist ja das Erstaunliche, dass solche Eingebungen sich verwirklichen können. Das ist die Macht des Geistes. Er hielt sich für auserwählt, deshalb war er auserwählt.«

»Als Sie Hitler verließen, war er da allein?«

»Ja, Göring und Goebbels waren schon gegangen. Insofern bin ich natürlich verdächtig.«

»Und die Begleiter von Herrn Hitler?« Ich schaute in mein Notizbuch. »Brückner, Dietrich, Schaub, Schreck und Hoffmann?«

»Die habe ich in dieser Nacht nicht gesehen. Für die waren, glaube ich, keine Zimmer mehr frei. Ich weiß aber nicht, wo sie genächtigt haben.«

Ich hörte heraus, er mochte Hitlers Begleiter nicht. »Und

wenn es nicht die Kommune war?« fragte ich.

Er schaute mich an, dann ließ er seinen Blick schweifen. Am Schlageter-Bild blieben seine Augen hängen. »Sagen Sie es mir«, erwiderte er.

»Sie glauben ja offenbar nicht, dass es Kommunisten waren.«

»Es gibt zwei kommunistische Beschuldigte, aber die wird der Haftrichter bald laufen lassen müssen«, sagte ich. »Wir haben nichts in der Hand gegen sie.«

Er zuckte die Achseln. »Wenn es so ist. Aber wer soll es denn sonst sein? Wer profitiert von dem Chaos, das sich anbahnt, wenn nicht Thälmann? Können Sie mir das verraten?«

»Wenn wir in diesem Fall vom Motiv ausgehen, kommen ein paar Millionen als Mörder in Frage«, sagte ich. »Ihr Führer hatte nicht nur Bewunderer.«

Strasser lachte. »Da ist was dran.«

»Gibt es innerhalb Ihrer Partei Rivalen, die von Hitlers Tod profitieren?«

»Da fragen Sie den Richtigen. Ich galt als der Hauptkonkurrent, aber das ist Unsinn. Außerdem habe ich gewusst, dass es nicht mehr viel zu führen gäbe, wenn Hitler abträte oder umkäme. Ich habe Hitler oft genug verflucht, nicht nur ich, aber die anderen werden es nicht eingestehen. Stellen Sie sich das vor, es gab viele Dinge, die konnte nur Hitler entscheiden. Aber wenn es darauf ankam, dann war er oft verschwunden. Er hat sich gedrückt, ich will es mal offen sagen. Der Mann, der alles auf eine Karte setzte, hatte Angst vor läppischen Entscheidungen. Wir sind manchmal verrückt geworden vor Wut. Sprechen Sie auch mit Goebbels?«

Ich nickte.

»Dann fragen Sie den mal danach, der hatte als Berliner Gauleiter einiges auszustehen. Ich sage nur Stennes.«

»Der vor einiger Zeit die Berliner SA-Revolt angezettelt

hat?«

»Genau der. Hitler hat lange laviert und dem Kerl eine Menge durchgehen lassen. Das hat Stennes aber nur ermuntert. Er ist dem Goebbels auf der Nase herumgetanzt, bis dem schwindlig war. Aber Stennes hat schließlich überzogen, und Hitler war gezwungen, ihn zu entmachten. Es hat lange genug gedauert.«

»Wollen Sie damit andeuten, Goebbels könnte etwas mit dem Mord zu tun haben?«

»Der? Der ist doch ein feiger Hund. Glauben Sie mir, ich kenne ihn, er war mal mein Sekretär. Hat eine große Klappe und ist im Herzen ein Roter. Ich wüsste nicht, was er sich davon versprochen haben könnte. Er hat sich an Hitlers Rock gehängt und nicht mehr losgelassen. Gab den treuen Schildknappen und hinterließ, wo er ging, eine Schleimspur.«

Weit entfernt Schüsse. Strasser stand immer noch am Fenster, er hatte sich zu mir gedreht. Jetzt schaute er hinaus und schüttelte den Kopf.

»Sie mögen Goebbels nicht.«

»Wie kommen Sie darauf?« Er lachte. »Wir in dieser großen Partei lieben Deutschland. Das verbindet uns.«

*

Ich ging hinüber zum Palais des Reichstagspräsidenten. Als ich mich an der Pforte meldete, erklärte der Beamte, der Herr Reichstagspräsident habe das Palais vor einer Viertelstunde verlassen. Er wusste nicht, wo Göring war. Das Telefon in Görings Vorzimmer war nicht besetzt.

Wohlfeld saß im Auto und rauchte. »Gehen Sie mal zum Pförtner und rufen Sie beim *Angriff* an. Der Goebbels wird mich auch versetzen, ich rieche es. So ein kleiner Bürgerkrieg ist ja auch unterhaltsamer als eine Polizeivernehmung.«

Ich wartete im Auto, bis Wohlfeld zurückkam. Es war so, wie ich vermutet hatte, Goebbels war auch verschwunden. Wir fuhren zum Präsidium. Ich setzte mich hinter meinen Schreibtisch und überlegte. Wohlfeld setzte sich auf einen Stuhl an der Wand und schwieg. Ich stand auf, nahm die Gießkanne, füllte sie am Waschbecken neben der Tür mit Wasser und goss die Blumentöpfe auf der Fensterbank. Unten auf der Straße herrschte Aufregung. Ich erkannte Knäuel von Menschen, sie stritten miteinander. Dann erschienen Soldaten auf dem Platz, sie kletterten aus Lastwagen. Ich sah auch Maschinengewehrkraftwagen. Sie postierten sich in der Nähe des Eingangs. Als sie die Soldaten sahen, erstarrten die Knäuel für Augenblicke, dann näherten sich Menschen aus den Diskussionsgruppen den Soldaten, andere blieben stehen und schauten zu. »Das sieht übel aus, Herr Kommissar«, sagte Wohlfeld. Ich hatte ihn nicht bemerkt, er stand neben mir. Ich antwortete ihm nicht.

Wohlfeld hatte die Tür meines Zimmers nur angelehnt, draußen hörte ich ein Schluchzen. Ich schaute ins Vorzimmer, Elisabeth Wuttke saß mit einem Taschentuch in der Hand an ihrem Tisch und weinte. Sie hatte die dunkelbraunen Haare hochgesteckt, auf ihren knöchigen Wangen glänzten Tränen. Sie sah mich, trocknete die Augen, schniefte leise und sagte: »Ich habe solche Angst, Herr Kommissar.«

»Dazu gibt es keinen Grund. Uns passiert nichts«, sagte ich.

»Das meine ich ja nicht. Ich dachte an meinen Sohn. Der ist doch bei der SA. Wenn ihm nun auch noch etwas geschieht!« Sie schluchzte.

Elisabeth Wuttkes Mann war im Krieg im Osten gefallen, seitdem zog sie ihren Sohn allein auf. Sie hatte bisher nicht erzählt, dass er Nazi war. Es passte nicht zu ihr.

Mir lag der Satz auf der Zunge, er sei selbst schuld, niemand habe ihren Sohn gezwungen, bei einer Bürgerkriegsarmee anzuheuern. Er könne auch jederzeit ausscheiden. Aber ich sagte

nichts.

Das Telefon auf meinem Schreibtisch klingelte, ich ging wieder hinüber. Es war die Sekretärin des Präsidenten. Melcher wollte mich sprechen. Ich staunte, dass der Präsident sich in diesem Augenblick für meine Ermittlungen interessierte, und machte mich auf den Weg. Selma Wieczorek tippte, als ich ihr Zimmer betrat. Ich fragte mich, ob sie auch zu Hause tippte. Ich konnte sie mir nicht vorstellen ohne Schreibmaschine. Sie drehte sich zu mir um und zeigte mit dem Finger auf die Tür zu Melchers Büro.

Melcher stand hinter seinem Schreibtisch mit einem Blatt in den Händen. Er nickte, als er mich sah. »Draußen marodieren bewaffnete Trupps, Rotfrontkämpferbund, SA, SS, Reichsbanner, von denen aber nur ein paar, Stahlhelm. Warum, verdammt, haben wir dieses Rattenpack nicht samt und sonders verboten? Wir leben in einem Rechtsstaat, glauben wir wenigstens, und Hunderttausende von Leuten gehören Militärorganisationen an, die nichts anderes tun, als sich für den Bürgerkrieg zu rüsten. Das ist doch verrückt.«

Jetzt erkannte ich die Schweißperlen auf seiner Stirn.

»Die Reichswehr steht hinter der Regierung«, sagte ich. Es war eine Hoffnung, keine Gewissheit. Auch wenn es mir komisch vorkam, ich glaubte, Melcher trösten zu müssen. Mir fiel ein, wie Papen und Schleicher sich belauert hatten. Ob Schleicher putschen wollte? Ich hatte in der Zeitung gelesen, dass Seeckt, einst Chef der Heeresleitung, gesagt haben soll: Der einzige, der in Deutschland einen Staatsstreich durchführen könne, sei er. Aber er tue es nicht. Ob Schleicher es tat? Er schien jetzt der starke Mann zu sein.

Melcher schaute mich an. »Was soll die Polizei tun in einem Staat, der sich auflöst, weil die meisten Bürger und Politiker ihn nicht wollen? In einem Staat, in dem es möglich ist, dass wildgewordene Horden einen Polizeipräsidenten festsetzen

wollen. Sie hätten diese verkommenen Typen sehen sollen.«

»Vorhin hat die Reichswehr das Präsidium umstellt«, sagte ich.

»Das habe ich veranlasst.« Er kratzte sich am Schädel. »Hoffentlich war es kein Fehler. Nachher fällt Schleicher ein, Papen abzuservieren und mich gleich mit. Dann schickt er mir einen Leutnant mit zwei Mann, und ich weiche der Gewalt.« Er lachte bitter. »Vielleicht will Schleicher sich mit den Sozis und den Gewerkschaften arrangieren. Mich überrascht nichts mehr. Erst jagt Papen die preußische Regierung zum Teufel, dann holt Schleicher sie zurück, und im Preußischen Abgeordnetenhaus sagen unsere Freunde von den Nazis und der Kommune einfach, wir machen nicht mit. Sie haben die Mehrheit und können jede Regierung und jeden Beschluss verhindern. Dann geht der Kladderadatsch von vorn los. Ich hätte in Essen bleiben sollen.«

Ich kannte Melcher schlecht. Er hatte bisher den Unnahbaren gegeben, wahrscheinlich auch, weil er nicht mit Gegenliebe rechnete im Präsidium. Nun war der Mann fertig mit den Nerven. So viel hatte ich ihn noch nie reden hören.

»Und was machen Ihre Ermittlungen?«

»Wir versuchen es mit der Leichenattrappe. Die Beschuldigten müssten inzwischen von Erfurt nach Leipzig überführt worden sein. Ich werde morgen oder übermorgen hinfahren, sie noch einmal vernehmen und mit der Oberreichsanwaltschaft sprechen. Wir müssen wohl beide laufen lassen.«

»Wenden Sie sich an den Oberreichsanwalt Dr. Voß, er vertritt den Fall. Der Landgerichtsrat Dr. Böse leitet die Voruntersuchung. Und Sie glauben, dass die beiden es nicht waren? Obwohl sie gelogen haben?«

»Das beweist nichts.«

»Vielleicht wäre es manchen Herren lieber, die beiden wären es gewesen.« Er starrte mich an.

Ich ahnte, auf was er hinaus wollte. Er hatte Schiss um seine Stellung, vielleicht auch um sein Leben. Möglicherweise bildete er sich in schlaflosen Nächten ein, es wäre am besten für ihn, wenn der Fall Hitler geräuschlos erledigt würde. »Röhm haben die beiden auf keinen Fall ermordet. Als er umgebracht wurde, waren sie in Erfurt.«

»Das ist eine andere Geschichte, das kann man mit dem Hitler-Mord nicht vergleichen. Da hat jemandem in der SA der Lebensstil dieses sauberen Herrn nicht gefallen. Oder es gab eine Erpressung, das ist ja üblich in diesen Kreisen.« Er verzog sein Gesicht, um Ekel zu zeigen. »Unter uns, keiner bedauert den Abgang dieses Herrn, im Gegenteil, überall Erleichterung. Röhm war gefährlich, war einer von diesen ewigen Schlage-tots. Von denen gibt es viel zu viele.«

An der Wand hinter Melchers Schreibtisch hing ein Bismarck-Porträt. Ich weiß nicht, ob er es aufhängen ließ oder einer seiner Vorgänger. Mir würde übel, während ich ihn reden hörte. Erst dachte ich, es sei die Anstrengung, der Mangel an Schlaf, die Aufregung. Dann meldete sich ein Gedanke, zunächst unscharf, dann klarer. Melcher wäre es am liebsten gewesen, ich hätte meine Ermittlungen eingestellt und Leutbold und Schmoll den Wölfen zum Fraß vorgeworfen. Ich verstand es nicht, der Oberreichsanwalt würde nicht Anklage erheben mit solch dürftigen Indizien. Am Ende stünden wir ohne Täter da, und die Sache verlief im Sand. Wollte er das? Oder hoffte er, der Oberreichsanwalt würde das Spiel mitspielen? Und dann auch die Richter?

»Wünschen Sie, dass ich meine Ermittlungen beende?«

Melcher schaute mich traurig an. Er tippte mit seinen Fingern auf die Tischplatte. Er verschob einen Aktenstapel um wenige Zentimeter und schien den Titel des oben aufliegenden Ordners zu lesen. Mit leiser Stimme sagte er: »Wir sind an das Recht gebunden. Aber das Recht ist nicht getrennt von der Macht. Im kommenden Krieg gilt die Genfer Konvention, sagt man. Ich

glaube das nicht. Im kommenden Krieg wird gelten, was im letzten gegolten hat: das Recht des Siegers.«

Der Bürgerkrieg drohte oder war schon im Gang, ich wusste nicht, ob er ihn meinte. Vielleicht war es auch nur ein Bild. Der Polizeipräsident zog es vor, sich nicht festzulegen. Er wog ab, wer siegen und was der Sieger von ihm wünschen könnte. Die Beamten hatten das Kaiserreich, die Revolution, den Kapp-Putsch, die Ruhrbesetzung erlebt, sie würden auch nach dem Bürgerkrieg gebraucht werden. Jedenfalls konnte sich der deutsche Beamte nicht vorstellen, aussortiert zu werden, wie es in Russland geschehen war. Der deutsche Beamte war anpassungsfähig, ein Werkzeug, das jedem diente. Das ging mir durch den Kopf, während Melcher mich anschwieg. Sein Schweigen war eine Aufforderung. Ich verstand sie so: Führe deine Ermittlungen pro forma weiter, finde am besten nichts heraus, warte ab, bis sich die Lage geklärt hat, fall mir nicht in den Rücken, denn ich werde verantwortlich gemacht für das, was du tust. Aber befehlen darf ich es dir nicht, es könnte mir einer einen Strick daraus drehen. Mich packte der Zorn. Ich war Kriminaler, nicht Politiker. Ich war Kommissar geworden nicht durch Anpassung, sondern durch Leistung. Mein Beruf war es, Mörder zu finden. Ich hatte nicht die Absicht, daran etwas zu ändern.

»Ich wollte anregen, dass Sie eine Sonderkommission einsetzen zur Klärung der Fälle Hitler und Röhm. Unter meiner Leitung.« Ich sagte es ruhig, als hätte ich nichts verstanden von dem, was der Präsident mir erklären wollte durch seine Andeutungen und sein Schweigen. »Es ist eine Menge Ermittlungsarbeit an verschiedenen Orten zu leisten. Den Kollegen in Thüringen kann ich nicht trauen, wir werden also Kriminalbeamte nach Weimar schicken müssen. Wir müssen eine Leichenattrappe die Spree hinuntertreiben lassen, und das gleich mehrfach. Vielleicht finden wir so die Gegend, wo Röhrs Leiche ins Wasser geworfen wurde. Wir müssen Hitlers Begleiter

in München vernehmen. Wir müssen Göring und Goebbels finden und sie befragen.«

»Haben Sie mit Strasser gesprochen?« Es schien mir, als hätte der Präsident Angst in der Stimme.

»Ja, dabei ist nichts herausgekommen. Außer vielleicht, dass sich seine Trauer in Grenzen hält. Aber das soll unter Parteifreunden ja vorkommen.«

Melcher zeigte keine Regung. »Hat er keine Andeutung gemacht?«

»In welcher Hinsicht?«

»Zur jetzigen Lage. Ob es einen Bürgerkrieg gibt? Wie er sich verhalten wird?«

»Er gab sich ruhig, schien abzuwarten.« Fast hätte ich gesagt, dies sei das zur Zeit vorherrschende Verhalten.

»Gehen Sie wieder an Ihre Arbeit«, sagte der Präsident.

»Und die Kommission?«

»Ich werde zur gegebenen Zeit darüber befinden.«

Ich verließ das Zimmer des Präsidenten und wusste, ich war nun auf mich gestellt. Was ich auch tat, es konnte mir vorgeworfen werden. Auf dem Weg zum Büro der Mordkommission entschied ich, mich weiter an das Recht zu halten, was immer die Folgen sein mochten. Ich war Kriminalkommissar und kein Hasardeur. Je fester meine Entschlossenheit wurde, desto größer meine Verachtung für Melcher. Mussten wir nicht gerade in Zeiten der Gewalt und des Unrechts das Gesetz schützen? Die Republik begeisterte mich nicht, aber ihre Gesetze galten für alle, auch für mich. Außerdem, was war die Alternative zur Republik? Der Kaiser, diese groteske Gestalt aus absurder Zeit, Verkörperung von Großmannssucht und Mittelmaß in einem? Wer sich die Gestalten nur anschaute, die die Monarchie wiedererwecken wollten, musste Reißaus nehmen.

Als ich mein Büro betrat, saß Wohlfeld auf meinem Schreib-

tischstuhl und telefonierte. Er schaute mich verwirrt an. Seine spitze Nase war weiß, die Wangen gerötet. Er legte auf, schüttelte den Kopf und sagte:

»Goebbels ist tot.«

V.

Wohlfeld raste zu Goebbels Wohnhaus nach Steglitz, Am Bäkequell 11. »Es gab einen Brandanschlag auf das Haus, war aber nicht schlimm. Als die Feuerwehr kam, fanden sie Goebbels in seinem Arbeitszimmer an der Decke.« Er stieß es heraus und schimpfte im selben Atemzug über Kraftfahrer, die seiner Meinung nach alles falsch machten. »Wer hat den Idioten in ein Auto gesetzt? Platz da, du Lahmarsch! Aus dem Weg, rechts vor links, schon mal gehört?« So aufgeregt hatte ich Wohlfeld nie erlebt. Er war sonst die Ruhe in Person.

»Was heißt ›an der Decke‹?«

»Das heißt, er hat sich aufgehängt. Oder wurde aufgehängt.«

»Haben Sie den Arzt alarmiert?«

»Der ist schon dort, der hat mich angerufen. Die Feuerwehr hat ihn geholt.«

»Ist der Tatort abgesperrt?«

Wohlfeld warf mir einen schnellen Blick zu. »Ich glaube nicht. Tut mir leid.«

Warum sollte ich ihm diesen Fehler vorwerfen? »Sie rufen sofort die Schupo, wenn wir angekommen sind.«

»Jawohl!«

Ich hätte fast gegrinst.

Von einem Brand sah man zunächst nichts. Wir betraten das Haus. Es roch nach verbranntem Holz. Dünner schwarzer Rauch drang aus einer offenen Tür, die in den Keller führte. An der Tür stand ein Feuerwehrmann. »Wo ist die Leiche?« fragte ich ihn. Er zeigte mit dem Finger auf eine geschlossene Tür. Ich öffnete sie und sah Medizinalrat Dr. Münting neben einer Leiche knien. Sie lag auf dem Boden vor einem Schreibtisch.

Ich erkannte Goebbels sofort. Sein Mund war weit aufgerissen, es steckte ein Lappen darin. Um den Hals lief ein roter Striemen, an einigen Stellen erkannte ich Blutkruste. Er war noch kleiner, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Er streckte mir seinen Klumpfuß entgegen. Ein kleiner Mann, der wegen seines Klumpfußes nicht in den Krieg ziehen konnte, musste um so mehr hassen. Der Gedanke stand plötzlich in meinem Kopf. Ich habe nie viel gehalten von den allzu plausiblen und modischen psychologischen Erklärungen, aber bei Goebbels drängte sich die Interpretation auf.

»Warum das Tuch?« fragte ich den Arzt, nachdem ich ihn begrüßt hatte.

»Keine Ahnung, vielleicht sollte er nicht schreien. Nur wie kann einer schreien, der erstickt? Wie er so an der Decke hing, hätte ich auf Selbstmord getippt. Aber welcher Selbstmörder stopft sich einen Lappen in den Mund?«

»Es ist seltsam, Röhm hat jemand den Penis in den Mund gesteckt, Goebbels einen Lappen. Da will uns vielleicht einer was sagen.«

»Eine Mitteilung?« Münting steckte sich eine Zigarette an.
»Das ist verrückt.«

Wohlfeld erschien. »Die Schupo kommt sofort, die Kollegen von der Kommission mit dem Mordauto auch.«

»Gut gemacht«, sagte ich.

Er strahlte kurz. Dann beugte er sich über die Leiche. »Komisch, ein Lappen«, sagte er. Er kniete sich nieder und betrachtete den Lappen genau. »Ich schätze, das ist Leinen, grob. Es riecht nach Öl. Ein bisschen nur, aber unzweifelhaft.«

»Öl?« sagte ich. »Moment mal. Das Kabel, mit dem Röhm gefesselt war, hatte in Öl gelegen.«

»Stimmt«, sagte Münting. Er zog den Rauch seiner Zigarette tief hinunter und atmete ihn langsam aus.

Die Tür öffnete sich. Der Polizeifotograf trat ein. Er setzte den Fotoapparat auf das Stativ und schaute uns vorwurfsvoll an. Kriminalassistent Wegner, unser Spezialist für die Spurensicherung, steckte seine Halbglatze durch die Tür. »Kann ich?« Ich winkte ihn herein.

»Wir haben übrigens den Röhm fertiggebastelt. Mit den Schwimmübungen können wir wie geplant morgen beginnen.« Es klang nicht so, als wäre Wegner ein Nazi.

»Fürs erste bin ich fertig«, sagte der Arzt. »Der Mann wurde erhängt, erdrosselt. Todeszeit« – er schaute auf die Uhr – »heute, etwa zehn Uhr. Die Leiche ist noch warm. Ob ein Wirbel verletzt ist, sage ich Ihnen morgen. Es ist kein Selbstmord. Es sei denn, wir gehen davon aus, dass Goebbels sich den Lappen vorher in den Mund gesteckt oder es jemand danach getan hat. Gewiss, ganz unmöglich wäre das nicht. Wir leben in seltsamen Zeiten.«

Draußen im Flur drängelten sich zwei Leichenträger mit einer Bahre an uns vorbei.

»Noch nicht«, rief ich ihnen zu.

Der Mann, der vorne trug, nickte. Sie setzten den Sarg ab.

»Das sieht nach einer Ritualmordserie aus«, sagte Wohlfeld. »Hitler wird mit einer Goethestatue in Weimar erschlagen, Röhm wird das Geschlechtsteil abgeschnitten und in den Mund gesteckt, Goebbels mit einem Lappen im Mund aufgehängt. Ich würde einiges darauf verwetten, dass wir auch hier keine eindeutigen Spuren finden. Sicher ist nur, die beiden Beschuldigten aus Weimar haben Röhm und Goebbels nicht umgebracht, Leutbold und Schmoll waren in Polizeihaft, als die Morde in Berlin verübt wurden.«

Wohlfeld war immer noch aufgeregt. Manche unterschätzen ihn, es war ein Fehler. In den dreieinhalb Jahren, die ich mit Wohlfeld zusammenarbeitete, hatte ich ihn als klugen Mitarbeiter kennengelernt. Er hat in einigen Fällen die wegweisende

Idee gehabt oder sie wenigstens hervorgerufen. Mit Ritualmorden hatte ich bis dahin nie zu tun gehabt.

»Welches Ritual?«

»Man könnte es Ritual der Gegensätzlichkeit nennen. Dem Schreihals Goebbels wird das Maul gestopft, dem Homo Röhmer der eigene Penis in den Mund gesteckt, und Hitler ereilt die deutsche Kultur in Gestalt einer Goethestatue, ausgerechnet in Weimar. Dichterfürst erschlägt Führer.«

Ich ging noch einmal ins Zimmer mit der Leiche, Wohlfeld folgte mir. Die Spurensicherer waren noch nicht fertig, aber der Fotograf baute seinen Apparat schon auseinander. Ich warf sie alle hinaus. Wohlfeld stellte sich neben die Tür, er kannte das Ritual. Ich schaute in Goebbels Gesicht, er streckte mir die Zunge heraus. »Schwer zu sagen, ob er seinen Mörder kannte, sein Gesicht verrät nichts, das ist der Nachteil beim Strangulieren, die Opfer sehen alle gleich aus. Hat es einen Kampf gegeben? Wohlfeld, fragen Sie mal den Doktor, wenn er noch da ist.« Wohlfeld verschwand. »Ich erkenne keine Kampfspuren. Am Hals die Strangulationsverletzung, darunter blaue Flecken, die passen nicht ins Bild. Unterhalb des Halses sieht er intakt aus. Keine Risse in der Kleidung. Es stinkt nach Kot und Urin, das ist normal, er konnte es nicht mehr halten. Es müssen mehrere Täter gewesen sein. Sie mussten ihn zum Schweigen bringen, sie haben ihn erdrosselt und schließlich aufgehängt. Das ist viel leichter, als einen lebenden Mann aufzuhängen. Ich würde was drauf wetten, dass es so war.«

Wohlfeld erschien mit dem Arzt im Schlepptau.

»Sie sind sicher, dass er erhängt wurde, Doktor Münting?«

Er blickte mich verwirrt an. Dann weiteten sich seine Augen, er schlug sich mit der Hand an den Kopf. Kopfschüttelnd beugte er sich hinunter zur Leiche. »Dass mir so etwas passiert«, murmelte er. »Aber ich hätte es gemerkt.« Kniend untersuchte er den Körper, vor allem den Hals. Er zündete sich eine Ziga-

rette an, ich sah seine Hand zittern. Ich hätte ihm das Rauchen untersagen müssen, die Spurensicherung war noch nicht fertig, aber ich unterließ es. »Er hat Würgemale am Hals«, sagte der Doktor schließlich.

»Er wurde erwürgt und dann aufgehängt«, sagte ich.

Der Doktor nickte. »Höchstwahrscheinlich.« Er hatte sein Rückzugsgefecht verloren, bevor es anfang.

»Es ist ja auch verdammt schwer, einen Mann, selbst einen klumpfüßigen Zwerg, aufzuhängen. Da braucht man eher zwei Täter, sogar wenn er schon tot oder bewusstlos ist.«

Der Doktor nickte. Er ging, ein wenig stärker gebeugt.

»Wir sollten also einen Einzeltäter ausschließen. Und wir haben wieder Öl. Ich schätze, es ist eine Gruppe, die diesen Mord begangen hat. Wie bei Röhm.«

»Auch bei Röhm handelt es sich nicht um einen Einzeltäter?«

»Sie sagen es. Obwohl es theoretisch möglich wäre. Aber wir folgen der Hypothese, dass es mehrere waren.«

Wohlfeld nickte nachdenklich.

»Das würde bedeuten, dass hier in Berlin immer dieselben Täter zugeschlagen haben. Dafür spräche der Mangel an Spuren. So was ist ja auch ein Muster, allerdings ein schlechteres als typische Spuren in allen Fällen. Immerhin, in den beiden hiesigen Fällen ist Öl im Spiel«, murmelte ich.

»Es könnte aber auch bedeuten, dass unterschiedliche Täter im Auftrag gemordet haben.«

»Daran habe ich auch schon gedacht. Es wäre eine Verschwörung. Aber wer käme dafür in Frage? Die Kommunisten? Das führt uns wieder zu Leutbolds und Schmolls Lügen. Vielleicht sollten sie Hitler nur für den oder die Mörder ausspähen, herausfinden, wann der günstige Augenblick für die Tat war? Vielleicht wurden die beiden nicht einmal darüber informiert, welchem Zweck ihre Schnüffelei diene? Vielleicht sollten sie

auch nur Hitler ermorden, während andere auf Röhm und Goebbels angesetzt wurden. Und vielleicht ist alles ganz anders. Heutzutage ist es nicht ungewöhnlich, dass Leute umgebracht werden. Was mich verblüfft, ist die Kürze der zeitlichen Abstände zwischen den Morden.«

»Ja«, sagte Wohlfeld.

»Versuchen Sie in den nächsten Tagen zu ermitteln, wo Goebbels zuletzt war.«

»Ja.«

»Wer hat uns den Leichenfund gemeldet?«

»Goebbels' Frau.«

»Wo ist sie?«

»Oben, im Schlafzimmer, glaube ich. Dr. Münting ist bei ihr.«

Ich fand sie im Schlafzimmer im ersten Stock. Dr. Münting wollte gerade gehen. Als er mich sah, sagte er: »Ich habe ihr eine Beruhigungsspritze gegeben, Sie müssen sich also beeilen. Aber fragen Sie nicht zu viel.«

Magda Goebbels war blond und bildschön. Das sah man trotz ihres Zustands. Die Schminke war verwischt, Tränen quollen ihr aus den Augen. Sie saß zusammengekrümmt auf der Bettkante. Ich murmelte mein Beileid, aber sie bewegte sich nicht. Ich kniete nieder vor ihr, um in ihr Gesicht zu sehen. Ihre Augen drehten sich zu mir.

»Ich bin Kriminalkommissar Soetting von der Berliner Polizei. Tut mir leid, ich muss Ihnen zwei, drei Fragen stellen.«

Sie nickte fast unmerklich.

»Wann haben Sie ihn gefunden?«

»Vorhin, ich kam vom Einkaufen zurück.« Sie schluchzte, ich verstand sie schlecht.

»Wissen Sie die Uhrzeit? Das ist wichtig für uns.«

»Vielleicht halb zwölf.«

»Und wann haben Sie das Haus verlassen?«

»Um kurz nach neun.«

»War außer Ihnen und Ihrem Gatten jemand im Haus?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das Mädchen musste etwas für meinen Mann besorgen. Er hat es früh geschickt. Sie ist noch nicht zurück.«

»Eine letzte Frage: Ist Ihnen irgend jemand oder irgend etwas aufgefallen im Haus oder auf der Straße? Personen, ein parkendes Auto, es mag Ihnen noch so unbedeutend erscheinen?«

Sie schüttelte den Kopf.

Ich verabschiedete mich und ging. Als ich die Tür schloss, warf ich ihr noch einen Blick zu. Sie hatte sich nicht bewegt.

Wohlfeld fuhr mich zurück zum Alexanderplatz.

*

Mindestens eine Kompanie Reichswehr sicherte das Polizeipräsidium ab. Vor dem Haupteingang stand ein Doppelposten mit Stahlhelm und geschultertem Karabiner. Sie verlangten unsere Dienstausweise, meinen fand ich nach einigem Suchen in der Tuchtasche meines Jacketts. Im Büro lag eine Notiz von Wegner auf dem Schreibtisch, dass die Leichenattrappe fertig sei.

Ich setzte mich hinter meinen Schreibtisch, Wohlfeld davor. »Wir tun einfach so, als gäbe es keinen Bürgerkrieg, und machen weiter. Sie übernehmen die Versuche mit der Leichenattrappe, dazu teile ich Ihnen auch Wegner zu. Nehmen Sie ein paar weitere Kollegen mit, dann geht es schneller. Ich fahre Montag früh mit dem Horch nach Leipzig und spreche mit dem Oberreichsanwalt Dr. Voß und den beiden Beschuldigten.« Ich zündete mir eine Zigarette an, Wohlfeld nahm sich auch eine,

als ich ihm die Packung hinhielt. »Und jetzt mache ich mich schlau über diesen M-Apparat, von dem Grüntner gesprochen hat.«

»Sie wollen allein nach Leipzig?« fragte Wohlfeld.

»Wir haben nicht mehr viel Zeit, die Fälle aufzuklären. Also müssen wir uns beeilen.«

Wohlfeld blickte mich verständnislos an.

Ich verstand es selbst nicht, es war nur eine Ahnung. Nur hatte ich gelernt, wie nützlich es war, auf Ahnungen zu hören.

Ich drückte die Zigarette aus und verließ den Raum. Der Staatsschutz saß im zweiten Stock. Ich kannte seinen Leiter flüchtig von Gesprächen in der Kantine. Kriminalkommissar Bernhard Wolkenhauer war ein kleiner Mann mit einem humorlosen Gesicht. Auf der kleinen Nase saß eine mächtige runde Hornbrille. Die linke Wange verunzierte eine tiefe rote Narbe, ich tippte auf eine Kriegsverletzung. Er saß an seinem Schreibtisch und trank Kaffee, vor sich eine Akte. Er blickte mich aus farblosen Augen an, als ich nach einem kräftigen Klopfen die Tür seines Dienstzimmers öffnete.

»Aha, der Kollege Soetting«, sagte er fast klanglos.

»Guten Tag, Herr Kollege. Sie haben von den Fällen Hitler, Röhm, Goebbels gehört?«

»Goebbels auch?« Wolkenhauer schüttelte den Kopf.

»Ja, jemand hat ihm einen Lappen in den Mund gesteckt und ihn aufgehängt.«

»Unglaublich. Mich erstaunt, offen gesagt, dass sie nicht in unsere Zuständigkeit fallen.«

»Es wäre mir nur recht«, erwiderte ich. »Mir sind vergiftete Liebhaber und erwürgte Ehefrauen lieber. Wenn Sie sich beim Herrn Polizeipräsidenten ...«

Er winkte ab. Dazu bewegte er seine Hand nur schwach und kurz, ohne den Handballen vom Tisch zu nehmen. Möglicher-

weise fühlte er sich doch nicht nur zurückgesetzt, man konnte in solchen Fällen gefährliche Fehler machen. »Ich bin sicher, die Sache ist bei Ihnen in den besten Händen.« Ich bildete mir ein, ein Lächeln über sein Gesicht huschen gesehen zu haben. Jedenfalls hatte er seine braunen Zähne gezeigt.

»Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Ich folge einer von zahlreichen Spuren. Sie führt zum sogenannten M-Apparat der KPD.«

Er fixierte mich mit hervorquellenden Pupillen. Dann nickte er. »Denen ist alles zuzutrauen.«

»Wenn ich Sie um einige Informationen bitten dürfte«, sagte ich.

»Zum Beispiel, liegen Ihnen Erkenntnisse vor, dass dieser Apparat Anschläge auf politische Gegner plant? Individueller Terror, habe ich irgendwo gelesen.«

»Das haben Sie gewiss nicht irgendwo gelesen, sondern in einer Veröffentlichung des M-Apparats. Ob man politische Gegner exekutieren soll, darüber streiten die Freunde hin und wieder. Kippenberger ... Ach so, Sie werden nicht wissen, wer das ist.« Er klang resignierend. »Kippenberger ist Chef der Abteilung Militärpolitik, wie sich der M-Apparat offiziell nennt. Er ist der Nachfolger des Reichstagsabgeordneten Ernst Schneller. Der Apparat hat in den vergangenen Jahren alle Schwankungen der Kominternpolitik mitgemacht. Wenn man seinen Einschätzungen folgt, leben wir im Faschismus, auch wenn die Mussolini-Rolle immer mal wieder jemand anderem zugeschrieben wird. Mal Schleicher, dann Papen, dann Hitler, meistens aber den Sozis. Zeitweise gab es mal eine T-Abteilung im M-Apparat, das T steht für Terror. Über Mordanschläge auf die Kollegen auf dem Bülowplatz und in Frankfurt muss ich Ihnen nichts erzählen.«

Ich nickte. Es hatte eine Welle der Empörung in der Polizei gegeben.

»Sie sollten den Kippenberger vorladen, wenn ich Ihnen den kollegialen Rat geben darf. Der wird Ihnen zwar die Hücke voll lügen, aber vielleicht lässt er was raus. Es könnte aber auch sein, dass der Mann schon abgetaucht ist. Die Kommune unterhält eine große Zahl von Geheimquartieren.«

»Kennen Sie welche?«

»Bestimmt nicht alle. Was ich Ihnen aber noch sagen muss: Der M-Apparat ist vor allem ein verlängerter Arm der GPU. Das ist der sowjetische Geheimdienst. Die Russen haben sich die KPD unterworfen und damit auch deren konspirativen Apparat. Genauer gesagt, dieser Apparat wurde nach den Wünschen Moskaus zusammengeschustert. Hauptbeschäftigung ist Industriespionage. Da gibt es die sogenannten Arbeiterkorrespondenten, die ausschnüffeln, welche neuen Herstellungsverfahren und Erzeugnisse bei Krupp, Stinnes oder Thyssen entwickelt werden. Die berichten das haarklein an die jeweiligen KP-Instanzen, und die leiten die Meldungen weiter an den M-Apparat. Im Apparat arbeiten Russen, die das Material der russischen Botschaft übergeben.«

»Dann könnte also die GPU die Morde begangen haben. Um die Nazipartei zu zerstören. Um Chaos zu stiften. Und das nächste wäre dann der Aufstand der KP.« Ich sprach es vor mich hin.

Wolkenhauer hörte sich an wie eine Ziege. »Die Kommune und der Aufstand, darüber muss ich lachen. Seit die den Thälmann wieder installiert haben, ist nichts mehr mit Revolution. Moskau denkt nur noch an sich, eine Revolte in Deutschland wäre denen zu gefährlich, Bürgerkrieg dicht an der eigenen Grenze. Und wenn sie ihn verlören, dann stünde eine deutsche Rechtsdiktatur Seite an Seite mit einer polnischen Rechtsdiktatur, Pilsudski ist Stalins Lieblingsfeind. Wenn der umkäme, ich würde das Gehalt eines Jahres auf die GPU als Auftraggeberin setzen. Aber bei Hitler und Konsorten, ich weiß nicht. Die KP ist nur noch auf Moskaus Interessen ausgerichtet, darauf, das

Vaterland der Werktätigen zu beschützen.« Er meckerte leise. »Denen hat Moskau den Zahn gezogen, nicht wir. Davon abgesehen, verdreschen die Kommunisten am liebsten die Sozis. Na ja, mag sein, dass der Genosse Stalin in seiner unendlichen Weisheit auf den Trichter gekommen ist, die Naziführer auszurotten. Der ist ja immer gut für Wendungen in alle möglichen und unmöglichen Richtungen. Wenn es so ist, werden wir über kurz oder lang ein Papier oder sonstwas finden, das uns auf die Spur bringt. Ich sage Ihnen dann Bescheid.«

»Was glauben Sie, wer steckt dahinter, wenn es nicht die KP sein sollte?«

Er schaute mich lange an. »Dass die Kommune keine Revolution macht, ist eine Sache. Die andere aber sind die GPU und der M-Apparat. Wer sonst im Deutschen Reich hat die organisatorischen Möglichkeiten und vor allem das Interesse, eine solche Attentatsserie zu organisieren? Da kann man ja nicht einfach losmarschieren und dem Herrn Röhm den Penis abschneiden und dem Herrn Goebbels einen Lappen in den Mund stecken. Das muss man vorher ausbaldowern, die Leute wochenlang beobachten, schauen, wo sich Gelegenheiten bieten. Wahrscheinlich war geplant, die Morde kurz hintereinander zu begehen, um so größer der Aufwand. Den Röhm zum Beispiel mussten sie erwischen ohne seine Kamarilla, das war bestimmt nicht einfach. Wo ist der schon allein hingegangen? Und wann war Goebbels allein im *Angriff* oder in seiner Wohnung zu erwischen? Und Hitler erschlagen, ohne gesehen zu werden in einem Hotel, alle Achtung. Aber da sitzen ja schon zwei, wie ich hörte.«

»Stimmt. Das Zimmermädchen und der Nachtportier könnten was gesehen haben. Oder sogar selbst verwickelt sein.«

»Wenn die beiden die Leute sind, die sie sein sollen, dann erfahren Sie von denen kein Wort.«

In dieser Nacht schlief ich schlecht, obwohl ich todmüde war und einige Gläser Weinbrand getrunken hatte, während ich ein Tauber-Konzert auf dem Grammophon hörte. Mir fiel ein Kollege ein, der im vergangenen Jahr elend an Leberkrebs gestorben war. Prompt begann es im Bauch zu zwicken. In der Nacht träumte ich Fetzen vom Grabenkrieg, und als ich aufwachte, fühlte ich mich allein. Der Schmerz wurde stärker, als ich Elisabeths Porträt auf dem Nachttisch betrachtete. Ich nahm das Medaillon aus der Nachttischschublade und drückte es in der Hand. Es beruhigte mich. Dann legte ich es zurück. Ich starrte an die Decke. Vater und Mutter fielen mir ein, die bei einer Bootsfahrt auf der Spree ertranken, ein paar Wochen vor dem Krieg. Er wäre mit seinem Tabakladen heute längst pleite wie so viele andere.

Der Tod kann einem viel ersparen. Seit dem Krieg gehörte ich nirgendwo hin. Ich diente einer Republik, die ich als Tatsache hinnahm, deren Präsident die Hohenzollern zurückholen wollte und deren Vertreter sie nicht verteidigten, sondern nur redeten. Ich glaubte an keine Partei und keine Weltanschauung, aber ich vermisste das Gefühl der Zugehörigkeit. Die Republik, in der ich lebte, war nicht in Weimar gegründet worden, sondern in Versailles. Sie war den Deutschen aufgezwungen worden durch die Siegermächte. Die Steuern, die ich bezahlte, mein Gehalt, die Pension, auf die ich mir einen Anspruch erwarb, die Briefmarken, die ich kaufte, die Stromrechnung, die ich bezahlte, in allem steckte Versailles, es verteuerte die Preise und senkte die Einkommen. Wir waren alle Versaillaner. Hitler, Röhm, Goebbels, die Toten der Straßenkämpfe waren Opfer eines neuen Kriegs, der seine Wurzeln in Versailles hatte. Er schien unvermeidlich, obwohl niemand uns zwang, ihn auszutragen.

Um die dunklen Gedanken zu vertreiben, stand ich vorzeitig

auf. Ich kochte mir einen Kaffee und fand zwei Scheiben angetrocknetes Brot, auf die ich Marmelade strich. Die Müdigkeit verklebte mein Hirn. Ich dachte an Sofia Schmoll, die ich vielleicht schon übermorgen Wiedersehen würde. Ich fragte mich, warum ich so oft an sie dachte und wieweit es mir die Unvoreingenommenheit raubte. Sie sollte nicht schuldig sein und wenn doch, dann nur ein wenig, gegen ihren Willen, wie immer das aussehen mochte. Ich lachte über mich. Ein alter Sack, über vierzig, dem man ansah, dass er rauchte, trank und zuviel arbeitete. Ich sah Sofia Schmolls Gesicht vor meinen Augen und kam mir schmutzig vor. Du bist ein Idiot, sagte ich halblaut zu mir. Der Kopf dröhnte, ich unterdrückte die Angst vor dem Krebs und versuchte das Stechen im Bauch nicht wahrzunehmen. Um mich abzulenken, las ich einen Roman weiter, der mir nicht gefiel, aber mich trotzdem fesselte, *Käsebier erobert den Kurfürstendamm*. Den Rest des Wochenendes vertrödelte ich mit Lesen und Schlafen.

Am Montag, es war der 14. November, setzte ich mich nach dem Frühstück an das Steuer des Horch und fuhr auf die Hauptverkehrsstraße nach Potsdam und Wittenberg. Auf den Beifahrersitz hatte ich mir den Ansporn-Autoatlas gelegt. Kurz vor Wittenberg passierte ich eine Kolonne Reichswehr mit gepanzerten Lastkraftwagen. Einige zogen leichte Feldgeschütze hinter sich her. Ich schalt mich, weil ich keine Zeitung gekauft hatte. Was die Zeitungen von gestern berichteten, konnte allerdings schon heute kalter Kaffee sein.

Ich fuhr schnell, der Achtzylinder schnurrte wie ein Uhrwerk. Ich bremste kaum, als ich Bitterfeld erreichte. Die Straße wurde holperig. Ich fuhr in eine Kurve. Dann sah ich Leute und Gegenstände auf der Straße und stieg auf die Bremse. Das Heck brach nach rechts aus, ich ließ die Bremse stottern und riss das Lenkrad nach rechts, dann geradeaus. Der Horch kam in Fahrtrichtung zum Stehen, mein Herz schlug schnell. Die Männer trugen Uniformen des RFB, wie der Rotfrontkämpfer-

bund kurz hieß. Sie waren damit beschäftigt, eine Barrikade zu bauen.

Zwei Uniformierte kamen auf mich zu, sie trugen Karabiner über der Schulter. Einer hatte zwei Stielhandgranaten in den Gürtel gesteckt. Der kam auf die Fahrerseite und sagte: »Kontrolle. Weisen Sie sich aus!« Er trug den Riemen seines Käppis stramm unter dem Kinn. Ich zögerte, dann gab ich ihm meinen Dienstaussweis, den ich in der Innentasche meines Jacketts fand. Er schaute drauf und sagte ruhig: »Aha, das ist ja nett, ein Greifer. Aussteigen.« Der zweite RFB-Mann fingerte an seinem Karabiner. Ich öffnete die Wagentür und stieg langsam aus. Der RFB-Mann ging um das Auto herum und schaute neugierig hinein. Er öffnete den Kofferraum, nahm meine Reisetasche und schloss ihn wieder. Dann stand er hinter mir. Der RFB-Mann mit den Handgranaten sagte: »Gehen wir.« Ich folgte ihm. Sein Kollege hatte den Karabiner in der einen und meine Tasche in der anderen Hand, er bewachte mich von der Seite. Sie brachten mich in den Keller eines Hauses neben der Barrikade, die die Männer aufschichteten. Sie sperrten mich in einen Kohlenkeller, ohne ein Wort zu sagen.

Als sie die Tür von außen schlossen, wurde es finster in dem Raum. Ich wartete, bis meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Feine Lichtstrahlen fielen durch Ritzen in der Abdeckung des Schachts, durch den die Kohle von der Straße in den Keller geschüttet wurde. Ich überlegte, ob ich zur Luke hinaufklettern konnte. Ich maß die Höhe mit den Augen, stieg auf die Kohlen, tastete an der Wand. Kein Mauervorsprung, nichts, was mir beim Klettern helfen würde. Ich lauschte nach draußen, hörte aber nichts.

Es war seltsam, ich spürte keine Angst. Es schien mir fast selbstverständlich, dass Kämpfer einer Bürgerkriegsarmee mich mitten auf der Straße gefangennahmen. Dann fiel draußen ein Schuss, ich hörte einen Schrei. Es war wieder still. Nun meldete sich die Angst. Ich stieß an eine Kiste und setzte mich

auf sie. Ich musste lange warten.

Dann näherten sich Schritte. Ein Schlüssel wurde im Schloss umgedreht. Die Tür quietschte leicht, als sie geöffnet wurde. Ein RFB-Mann stand in der Tür. »Mitkommen.« Er winkte mich in den Gang. In der rechten Hand trug er das Gewehr, mit der linken schob er mich die Treppe hoch. Er brachte mich über einen Flur in eine Wohnstube. Er schloss die Tür hinter uns und stellte sich davor, den Kolben auf dem fleckigen roten Teppich. Auf dem Sofa saß ein Mann, er trug ebenfalls die Uniform des RFB. Er las etwas auf einem Blatt und fluchte. Er erkannte mich sofort, als er aufblickte. Ein Lachen ging über sein knochiges Gesicht. »Schau an, der Herr Unteroffizier. Hast ganz schön zugelegt, Stefan.«

»Und Walter Berg ist beim RFB«, sagte ich. »Erst für den Kaiser Engländer erschossen, heute Deutsche für Thälmann. Das nennt man eine Entwicklung.«

»Das ist ein Fortschritt«, sagte Walter. »Nicht der englische Soldat ist mein Feind, sondern der deutsche Kapitalist.« Es klang wie gestanz, als hätte er es sich tausendmal vorgesagt.

»Ich finde das Erschießen überhaupt zum Kotzen«, sagte ich.

Der RFB-Mann an der Tür zündete sich eine riesige Zigarre an.

Die Tür flog auf, zwei RFB-Leute stürzten aufgereggt herein. »SA!« rief der eine. Berg stand auf. »Wir reden nachher weiter«, sagte er. Er klang ruhig. Er wandte sich an seine Männer. »Alle auf Posten?« Einer versuchte eine Habachtstellung, es sah lächerlich aus. »Jawohl!«

Der Landsknecht mit der Zigarre blieb an der Tür stehen, während die anderen mit Berg den Raum verließen. Ich ging zum Fenster und schaute hinaus. Regenwolken verfinsterten den Tag. Ich sah, wie sich Berg und andere hinter und auf der noch unfertigen Barrikade postierten. Einer zog einen Leiterwagen mit Munition hinter sich her. Ich erkannte den Kämpfer,

der mich auf der Straße angehalten hatte. Er zog seine Handgranaten aus dem Gürtel und legte sie griffbereit vor sich. Es waren furchtbare Waffen, ihre Splitter konnten einen halben Zug vernichten. Wir hatten Gräben ausgeräumt mit ihnen. Sie explodierten mit einem trockenen Knall, die Splitter piffen nach allen Richtungen. Es waren inzwischen vielleicht dreißig Kämpfer, die auf den Feind warteten. Sie lagen in Deckung und starrten nach Norden. Über der Barrikade hing schlaff eine rote Fahne, Hammer und Sichel größtenteils verschwunden in den Falten. Der Mann an der Tür nuckelte an der Zigarre, seine Augen verfolgten jede meiner Bewegungen. Ich zündete mir eine Zigarette an. Dann sah ich einen Verstärkungstrupp kommen, sie stellten ein Maschinengewehr an der rechten Flanke der Barrikade auf. Vor der Barrikade standen Autos, die nicht durchgelassen worden waren. Die Fahrer waren offenbar geflohen. Vorne erkannte ich meinen Horch. Die Kämpfer warteten. Ich erinnerte mich an das Warten, es zerrte stärker an den Nerven als das Gefecht. Einige rauchten, einer wechselte mehrfach die Position, ein anderer prüfte den Patronenstreifen in seinem Karabiner, zog ihn hinaus, steckte ihn in den Schaft, zog ihn wieder hinaus, steckte ihn wieder hinein. Plötzlich erstarrte alle Bewegung.

Ich konnte die Straße nicht weit genug einsehen. Auf einmal stieg Walter Berg auf die Barrikade und winkte jemanden heran. Dann sah ich einen Mann in der braunen Uniform der SA, die Hakenkreuzbinde am Arm. Er trug ein weißes Tuch an einem Stock. Berg auf der Barrikade redete auf den SA-Mann ein. Der kletterte über die Barrikade. Dann näherten sich beide dem Haus, in dem ich festgehalten wurde. Sie kamen ins Wohnzimmer, der SA-Mann schaute mich an. »Ein Kommissar?« fragte er mit flacher Stimme.

Berg lachte. »Genau, aber einer von der Kripo. Den Herrn haben wir vorhin aufgegriffen.«

Der SA-Mann warf mir einen verächtlichen Blick zu. Die

beiden setzten sich an den Wohnzimmertisch. Sie schwiegen sich eine Weile an, dann sagte der SA-Mann. »In Leipzig haben unsere und eure aufeinander geschossen, in München und in Hannover auch und wahrscheinlich noch anderswo. Das hat keinen Sinn. Wir sind doch auch Revolutionäre.«

»Ihr seid die Schlägertruppe des Kapitals«, sagte Berg. »Das Traurige ist, dass viele in der SA Arbeiter sind.«

»Wir sind Sozialisten«, erwiderte der SA-Mann.

»Hitler ein Sozialist, ich lach mich tot.«

»Brechung der Zinsknechtschaft, Strassers Wirtschaftsprogramm, das soll nicht sozialistisch sein? Ihr plappert doch nur nach, was Moskau befiehlt. Was ist daran revolutionär oder sozialistisch?«

»Ohne Sowjetrußland keine Revolution. Ohne Moskaus Rückendeckung hauen uns die Franzosen und Engländer in Klump.«

»Das ist schon wahr, aber es macht Rußland nicht zum sozialistischen Paradies.«

Sie schwiegen. Der SA-Mann legte ein Päckchen Zigaretten auf den Tisch. Berg nahm sich eine. »Hitler ist tot«, sagte Berg.

»Und unsere Bewegung trennt sich von den Reaktionären. Wir wollten noch nie was zu tun haben mit Göring und Frick. Stennes ist unser neuer Führer.«

»Aber mit Strasser, und der konspiriert mit Schleicher. Wenn das nicht die Reaktion ist ...«

»Ist das wahr?«

»Na sicher, die wollen eine Regierung der nationalen Einheit bilden. So nennen die das, aber es ist eine Militärdiktatur im Bund mit Hugenberg, Papen, Schleicher, Göring, Strasser.«

»Strasser? Du lügst«, sagte der SA-Mann.

»Draußen im Flur findest du ein Telefon. Kannst ja anrufen und fragen. Vielleicht verraten dir die Neunmalklugen im

Braunen Haus, auf was für Leute du reingefallen bist. So blöd möchte ich mal sein.«

Der RFB-Mann mit der Zigarre prustete los.

Der SA-Mann stand auf. Berg nickte meinem Bewacher zu, der gab die Tür frei. Die Zigarre hing erloschen im Mundwinkel. Der Nazi schloss die Tür hinter sich. Dann hörten wir seine Stimme, ohne zu verstehen, was er sagte.

Als er zurückkam, war sein Gesicht leicht gerötet. Er setzte sich, schluckte und sagte mit belegter Stimme: »Schleicher ist Reichskanzler, Strasser Arbeitsminister, Göring Reichsinnenminister. Hindenburg hat die Regierung durch eine Notverordnung zu außergewöhnlichen Maßnahmen ermächtigt, die Reichswehr hat die vollziehende Gewalt übernommen. Der Reichstag ist aufgelöst.«

»Das ist der Rechtsputsch«, sagte Berg. »Und deine Pgs sind dabei.«

»Ich muss mit meinen Kameraden reden«, sagte der SA-Mann.

»Bitte«, erwiderte Berg. Es klang, als wüsste er, was herauskommen würde bei der Beratung. Als der SA-Mann gegangen war, schaute Berg mich scharf an. »Hast du begriffen, was passieren wird?«

»Ich glaube, ja.«

»Das bezweifle ich. In Deutschland bilden sich zwei Lager heraus. Die einen suchen ihr Heil in einer Rechtsdiktatur, gestützt auf die Reichswehr. Die anderen wollen den Versailler Bastard zerschlagen. Seit Hitler tot ist, kommen immer mehr Nazis zu uns. Wir sind die Revolutionäre, wir werden Versailles und die bürgerliche Gesellschaft zerschlagen, in Deutschland ist das eine Soße.« Er hatte sich in Wut geredet. Ich verstand ihn, diese Republik verkörperte unsere Niederlage, die Demütigung unseres Volks. Ich empfand sie wie Berg, aber sie hatte mich weder zum Kommunisten gemacht noch zum Nazi.

»Machst du mit?«

»Nein«, sagte ich. »Ich mach bei euch nicht mit, bei den anderen auch nicht. Ich bin Kriminalbeamter, ich kläre Verbrechen auf, gleich, wer sie aus welchem Grund begangen hat.«

Berg lachte, wie einer lacht, der an einem Irren verzweifelt. »Verbrechen ist nicht Verbrechen. Was für die einen eine Heldentat ist, ist für die anderen Mord. Denk an Schlageter, für die Franzosen war er ein Gesetzloser, für uns ist er ein Held.«

»Seit wann denn das?«

»Das hast du gar nicht mitgekriegt, unser Programm zur nationalen und sozialen Befreiung? Ulbrichts Erklärung?«

»Was interessiert mich, was ihr heute verkündet? Morgen ist es was anderes als heute, und übermorgen wieder was Neues. Und natürlich ist immer alles richtig gewesen. Das ist lächerlich. Erst schlägt ihr die Nazis tot, dann umarmt ihr sie. Ich verstehe wenig von Politik, aber dass ihr und eure neuen Freunde Abenteurer seid, das habe ich begriffen.«

»Welcher Staatsanwalt soll deinen Verbrecher anklagen, welches Gericht ihn verurteilen? Das Tribunal der Reaktion oder unser Volksgericht? Wenn wir die Macht haben, was glaubst du, was wir mit denen machen, die Hitler und Konsorten getötet haben?«

»Ihr werdet sie feiern. Und wenn es sonst keinen Grund gäbe, euch zu hassen, so doch den, dass ihr Mörder bejubelt, weil die Opfer eure Feinde waren. Für mich ist ein Mörder ein Mörder.«

»Wie albern«, sagte Berg. »Du kneifst vor deiner Verantwortung. Du hast eine Pflicht gegenüber deinem Volk.«

»Phrasen, dumme Phrasen. Ich habe eine Pflicht gegenüber dem Gesetz. Nicht gegenüber dir oder deinesgleichen. Ihr brecht das Gesetz, und wenn ich die Möglichkeit hätte, würde ich dich verhaften.«

Berg schaute mich eine Weile an, dann verzog sich sein Ge-

sicht zu einem Lachen. Der RFB-Mann mit der Zigarre im Mundwinkel fiel ein. Sie standen da und lachten.

»Lass mich gehen, Berg!«

Er hörte auf zu lachen. Er schaute mich an, als wäre ich ein Papagei in Alaska. »Du hast Sorgen«, sagte er.

Wir saßen lange und schwiegen. Der RFB-Mann nuckelte an der Zigarre. Berg starrte zum Fenster hinaus und schien nachzudenken. Vielleicht überlegte er, was er mit mir anstellen sollte. Dann sagte er:

»Weißt du noch, damals bei Diksmuide? Als wir uns den Tommy geschnappt haben.«

»Ja.«

»Das war verrückt.«

»Das, was du heute machst, ist verrückt.«

»Vielleicht, Soetting. Aber es ist richtig. Das damals war falsch. Wir haben uns für die Falschen abschlagen lassen.«

»Es ist immer falsch, sich abschlagen zu lassen.«

»Du bist ein Zyniker geworden, Soetting. Ich habe gelernt aus dem Krieg.«

»Du hast nur gelernt, weiter Krieg zu führen, Berg!«

»Was macht Rübezahl?«

»Ist bei der Reichswehr.«

»Ach du Scheiße. War ein guter Kamerad. Aber Reichswehr ...«

»Vielleicht kannst du ihn ja demnächst totschießen. Im Namen der Revolution, eures heroischen Kampfes gegen das Versailler Diktat oder was ihr gerade für hehre Ziele habt.«

Draußen ratterte ein Maschinengewehr.

»Scheiße!« brüllte Berg. Ich duckte mich und schaute über das Fensterbrett hinaus. Berg kniete neben mir. Wieder ratterte es, kurze Stöße. Die RFB-Männer an der Barrikade duckten

sich. Als das MG erneut loslegte, sah ich Staubfähnchen, wo die Kugeln einschlugen. In einer Feuerpause sprang ein Dutzend SA-Männer über die Barrikade, sie drängten sich zu den Kommunisten.

»Reichswehr«, sagte Berg. »Verdammt! Was haben die hier zu suchen? Wo kommen sie her? Die sollten doch nach Berlin.«

Der Mann mit der Zigarre fühlte sich nicht angesprochen.

Ein Rattern, es klirrte, Kugeln durchschlugen die Scheibe. Splitter fielen auf den Boden. Der Mann mit der Zigarre hatte kein Gesicht mehr, er lag auf dem Rücken, sein Körper stöhnte einmal tief, die Zigarre lag neben ihm. Berg sprang zur Tür, riss sie auf und lief hinaus. Ich stand auf und blickte vorsichtig um die Ecke in den Flur. Es war niemand zu sehen. Vom Hauseingang drangen Schreie herein. Am anderen Ende des Flurs sah ich eine Tür. Ich rannte hin und drückte die Klinke. Die Tür war verschlossen. Ich lief zurück ins Wohnzimmer und nahm das Seitengewehr vom Karabiner des toten Mannes. Dann hastete ich zurück zur Tür. Ich brach sie mit der Klinge auf. Sie führte in einen Hof. Eine Katze saß auf einer Mülltonne und maunzte. Eine rote Backsteinmauer mit einer Reihe aufgesetzter Dachziegel umgrenzte den Hof. In einer Ecke stand eine Zinnwanne mit einem Holzdeckel. Ich kletterte auf die Wanne und spähte über die Mauer. Der Hof grenzte an einen anderen Hof vor einem dreistöckigen Mietshaus. Es war niemand zu sehen. Das MG auf der Straße schoss wieder, dazwischen knallten Karabiner. Offenbar entwickelte sich ein Gefecht. Ich kletterte über die Mauer in den Nachbarhof und rannte zur Hintertür des Mietshauses. Sie war nicht abgeschlossen. Ich schnaufte und schwitzte, als ich im Flur des Hauses stand. Es dauerte einen Moment, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Ich sah erst die Umrisse, dann die Frau. Sie lehnte sich ans Treppengeländer. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Ich spürte ihre Angst.

»Ich tue Ihnen nichts«, sagte ich. »Ich bin von der Polizei!«

Sie antwortete nicht. Draußen knallte es. Die Frau griff nach meinem Arm. Ihr Griff wurde fester, es tat weh. Ich spürte, wie sie zitterte. »Die bringen mich um«, zischte sie.

»Wohnen Sie hier?«

»Die bringen mich um.« Ihr Griff wurde noch fester.

Ich schlug ihr ins Gesicht. Sie erschrak, dann schaute sie mich verächtlich an, ließ meinen Arm los und stieg die Treppe hinauf. Sie drehte sich nicht um. Im Licht des Etagenfensters leuchteten ihre weißblonden Haare.

Ich öffnete die Haustür und schaute vorsichtig hinaus. Die Tür führte auf eine kleine Straße, es war niemand zu sehen, die Menschen hatten sich verkrochen. Das Schießen hatte aufgehört. Vorsichtig lief ich von Straßenecke zu Straßenecke in Richtung Barrikade. Dann standen sie plötzlich vor mir, zwei Soldaten richteten ihre Gewehre auf mich.

»Ausweis!« rief der eine.

Ich fummelte in meinem Jackett herum.

»Wird's bald!«

Diesmal fand ich den Dienstausweis in der linken Seitentasche. Ich zeigte ihn dem Soldaten. Er nahm ihn in die Hand und betrachtete ihn misstrauisch. »Aha, das sollen also Sie sein«, sagte er. Es klang eine Spur freundlicher. »Mitkommen!«

Sie nahmen mich in die Mitte und führten mich zur Rückseite der Barrikade. Dort standen RFB- und SA-Leute vor den Gewehren von Soldaten, die sie bewachten. Ein Sanitäter kümmerte sich um Verletzte. Auf dem Boden und auf der Barrikade lagen fünf Leichen. Ich sah Walter, er trug einen Verband um den Oberarm und einen um den Kopf. Er starrte mich böse an.

Die Soldaten brachten mich zu einem Leutnant. Er hatte ein Menjoubärtchen. Seinen Stahlhelm hatte er an das Koppel ge-

hängt. Er besah sich meinen Ausweis und gab ihn mir zurück.
»So, so, Herr Kommissar, Sie leben gefährlich.« Er grinste.

Ich schilderte ihm, dass ich nach Leipzig müsse, um in Mordfällen zu ermitteln.

Sein Grinsen wurde breiter. »Vielleicht sollten Sie andere Sorgen haben. Zum Beispiel um Ihr Leben. Es herrscht Krieg, auch wenn wir es nicht mit Helden zu tun haben.« Er zeigte auf die Gefangenen. »Ob braun, ob rot, bei denen ist Ihresgleichen nicht beliebt.«

»Sehen Sie den Mann mit dem Verband am Kopf?«

Der Leutnant blickte zu Berg.

»Das ist Walter Berg, war einer der tapfersten Kameraden im Feld«, sagte ich.

Der Leutnant schaute mich an, er zog die Augenbrauen in die Höhe, sagte aber nichts außer: »So, so!« Dann wandte er sich an seine Leute:

»Abführen!«

»Was geschieht mit ihnen?«

»Standrecht«, sagte der Leutnant.

Mir wurde flau im Magen.

»Befehl des Reichspräsidenten«, sagte der Leutnant.

»Lassen Sie Berg laufen«, erwiderte ich. »Er hat mir das Leben gerettet, nicht nur einmal.«

Der Leutnant antwortete nicht.

Ich kletterte über die halbfertige Barrikade und sah die Trümmer des Horch. Die Scheiben waren zerschossen, unter dem Wagen hatte sich eine Pfütze gesammelt aus Wasser und Öl. Zwei Reifen waren platt. Ich ging zurück zum Leutnant.
»Ich muss nach Leipzig«, sagte ich.

»Sie sind verrückt, Herr Kommissar«, sagte der Leutnant.
»Jetzt verstehe ich, warum man Ihnen im Krieg dauernd das

Leben retten musste.« Er lachte.

Er winkte zwei Soldaten zu sich. »Gutmann, Sie kommen doch aus Leipzig?« fragte er den einen Soldaten, einen Gefreiten. Er war klein und drahtig. Der lässig über die Schulter gehängte Karabiner schleifte fast auf dem Boden.

»Jawohl, Herr Leutnant, da kenn ich mich aus.«

»Bringen Sie diesen Herrn nach Leipzig, ohne Perforation, wenn es möglich ist. Unterwegs sollten Sie einer offenen Feldschlacht aus dem Weg gehen. Nehmen Sie Meier mit.« Der Mann erfreute sich an seiner Resignation. »Wohin in Leipzig?« fragte er mich.

»Zum Reichsgericht«, sagte ich.

»Wenn die Kommune es nicht längst in ein Volkstribunal umgewandelt hat. Oder die Nazis. In München und Bamberg haben die Braunen Gefängnisse gestürmt und die einsitzenden Kommunisten erschossen.«

Ich fror. Und wenn das in Leipzig auch geschah?

Der Leutnant lachte. »Vielleicht kommen Sie gerade pünktlich zu Ihrer Verurteilung. Wie hätten Sie es denn gerne? Strang, Fallbeil, Erschießungskommando?« Sein Lachen wurde lauter. Ich hatte den Eindruck, er stellte sich vor, wie ich am Galgen baumelte. Er wandte sich an die beiden Soldaten. »Passen Sie gut auf diesen Helden der Kriminalistik auf. Liefern Sie ihn ab, und kehren Sie sofort hierher zurück.« Der andere Soldat hatte ein Bauerngesicht, er verzog keine Miene. Die beiden salutierten und gingen voraus zu einem Wagen. Gutmann zeigte auf den Beifahrersitz und klemmte sich hinters Steuer. Meier setzte sich hinter mich, den Karabiner stellte er zwischen die Beine.

VI.

Auf den Straßen war nicht viel los. Wir sahen keine Bürgerkriegstruppen. Kurz vor Delitzsch überholten wir eine Reichswehrkolonne. Die Soldaten trugen Stahlhelme, in den MGs auf den Wagen steckten Patronengurte. Der Gefreite am Steuer überholte und setzte sich neben einen Reichswehrlaster. »Wohin?« brüllte er hinüber. »Ins Paradies«, rief ein Kamerad aus dem Führerhaus des Lasters durchs offene Fenster zurück. »Idiot!« antwortete der Gefreite und beschleunigte. »Die fahren nach Leipzig«, sagte der Gefreite zu mir, »wohin denn sonst?«

Ich fror, kalte Luft zog durch den Wagen. Das Verdeck schloss nicht dicht. Gutmann rauchte eine Zigarette nach der anderen. Meier saß unbeweglich, den Karabiner zwischen den Beinen. Er sagte nichts. Ich hoffte, er beobachtete das Umfeld, damit wir fliehen konnten, wenn Gefahr drohte.

Wir schwiegen fast während der gesamten Fahrt. Ich dachte an Walter Berg. Ob er überleben würde? Ich hatte mit ihm mehr als zwei Jahre im Graben gelegen. Er hatte nie die Nerven verloren, und ich hoffte, er hatte es nicht gesehen, wenn die Angst mich fertig machte. Im Trommelfeuer oder vor Angriffen suchte er meine Nähe. Vielleicht glaubte er mich beschützen zu müssen. Vielleicht versprach er sich aber auch mehr Sicherheit, wenn er sich an mich hielt. Ich hatte ihn nie gefragt. Rübezahl war nicht weniger furchtlos gewesen als Berg, aber er blieb eher auf Distanz. Damals war unsere Welt klein und einfach gewesen. Heute verstand ich nichts mehr. Berg hatte sich wieder eine kleine Welt geschaffen. Er kämpfte für das Vaterland aller Werktätigen, und wer gegen die Sowjetunion war, war sein Feind. Vielleicht hatten sie ihn schon erschossen. Hätte ich mehr für ihn tun können? Ich quälte mein Hirn, ich fand nichts. Hatte er mich nicht gefangengenommen?

Und doch blieb ich unruhig, war ich bereit, mir Versagen vorzuwerfen.

Auf Kopfsteinpflaster über Wiederitzsch nach Leipzig hinein. Der Gefreite fuhr sicher und zielstrebig. Uns begegneten einige Fahrzeuge. Niemand schien in unserer Richtung zu fahren. Wir überquerten eine große Kreuzung, plötzlich standen wir vor einer Straßensperre. Reichswehr. Sie hatten mit Lastwagen eine Straßenschleuse gebaut. Man konnte sie nur passieren, wenn man eine enge Schlangenlinie fuhr. Ein Doppelposten hielt uns an, an den Seiten erkannte ich ein MG und Soldaten mit Gewehren im Anschlag. Sie zielten auf uns. Der Gefreite zog eine Mappe aus dem Handschuhfach und gab sie dem Posten. Der betrachtete die Papiere genau. Der Gefreite erklärte kurz, wer wir waren und wohin wir wollten. Ich wurde unruhig, hoffte, dass sich nicht versehentlich ein Schuss löste.

Ein Mercedes-Benz passierte die Straßensperre in der Gegenrichtung. Er quetschte sich an uns vorbei. Ich erkannte Mann, Frau, zwei Kinder und eine Menge Gepäck. Der Mann saß am Steuer und starrte böse auf die Fahrbahn. Die Frau neben ihm hielt ein Taschentuch vor den Augen. Der Posten, der unsere Papiere prüfte, beachtete den Mercedes nicht. Er klappte die Mappe zu. »Ich würde da nicht hineinfahren, Kamerad!« sagte er. Er hatte die Stimme eines Jungen. Sie passte nicht zu den Falten in seinem Gesicht. Der Gefreite wandte sich zu mir und schaute mich an. Ich spürte die Angst und fragte den Posten: »Was gibt's?« Ich hoffte, er würde das Zittern in meiner Stimme nicht hören.

Der Posten schaute mich gleichgültig an. »Da drinnen wird geschossen!« Er deutete kurz mit der Hand in Richtung Stadtzentrum.

»Wer schießt auf wen?« fragte ich.

Der Posten guckte mich an, als wäre ich begriffsstutzig. »Na, die Kommune auf die Nazis und alle gemeinsam auf den Stahl-

helm. Und der Stahlhelm ballert zurück. Jedenfalls war es vorhin noch so. Und wenn die Helden vom Reichsbanner wieder aus den Kellern kommen, geben die vielleicht auch gute Ziele ab.« Es klang so, als erklärte er einem Kind das Klötzchenspiel.

»Und warum greifen Sie nicht ein?« fragte ich.

Er zuckte mit den Achseln. »Wir schießen nicht ohne Befehl.« Ich sah ein kurzes Grinsen in seinem Gesicht. Ihm gefiel die Vorstellung, die Bürgerkriegsarmeen schwächten sich gegenseitig. Vielleicht war dies Schleichers Plan, am Ende brauchte die Reichswehr nur die Reste wegzuräumen. Aber natürlich wusste ein Straßenposten in Leipzig nichts von Schleichers Absichten. »Wir können Ihnen keine Verstärkung mitgeben«, sagte der Posten. Anscheinend konnte er es sich nicht vorstellen, dass wir zu dritt in die Stadt fuhren. »Glaube ich jedenfalls, fragen Sie mal unseren Leutnant.« Er schickte seinen Kameraden mit einem Fingerzeig hinter einen Lastwagen in der Schleuse. Der kam zurück mit einem Leutnant. Der Offizier legte seine Hand lässig an den Rand des Stahlhelms.

Mein Fahrer salutierte und meldete: »Wir müssen zum Reichsgericht. Der Herr Kommissar hat dort einen wichtigen Auftrag zu erledigen. Es eilt.«

Der Leutnant lachte auf. »Glaube ich ja. Und Verstärkung? Vielleicht eine Begleitkompanie? Mir wär's egal. Aber wir sind unterbesetzt. Und ich kenne keinen Auftrag, der es rechtfertigen würde, sich den Kopf wegschießen zu lassen. Nicht einmal den eines Polizisten.«

Es passte eines nicht zum anderen. Einen Augenblick spielte ich mit dem Gedanken, ihm eine runterzuhauen. Mich überraschte der Hass, der mir entgegenschlug. Der Gefreite blickte mich ratsuchend an. Ich sagte nur: »Weiterfahren!«

Der Gefreite schüttelte ungläubig den Kopf und fuhr los.

Wir hörten das Schießen schon von weitem. Hell die Ge-

wehrschüsse, das Geratter der Maschinengewehre. Dazwischen, laut und trocken, zwei oder drei Kanonen. »Feldgeschütz sieben Komma zwei Zentimeter«, sagte Gutmann. »Haut schwer was weg. Die Frage ist, wer schießt mit den Dingen?« Der Gefreite hielt an. »Das ist so was wie eine offene Feldschlacht«, sagte er. Er schaute mich an, als erwartete er eine Antwort auf eine Frage.

Ich blickte mich kurz um zu Meier. Er tat so, als ginge ihn das alles nichts an. Er hielt seinen Karabiner zwischen den Beinen und starrte irgendwohin.

»Das Reichsgericht liegt nicht im Zentrum«, sagte ich.

»Richtig«, sagte Gutmann. »Vielleicht haben wir eine Chance, wenn wir einen Umweg fahren. Ihr Auftrag ist wirklich unaufschiebbar?«

Gutmann schaute mich an, vielleicht zweifelte er an meinem Verstand.

Sofia Schmolls Gesicht bei ihrer Vernehmung in Erfurt. Sie hatte traurig ausgesehen, wie jemand, der gerade erst zu begreifen begann, auf was er sich eingelassen hatte. Sie war unschuldig, ich durfte sie nicht in die Hände von Nazis fallen lassen. Ich spürte meine Erschöpfung und wie mein Widerstand wich gegen das Eingeständnis, das längst fällig war. Ich beging den Kardinalfehler eines Kriminalisten. Ich war parteiisch, ich hatte mich in eine Frau verliebt, die beschuldigt wurde, einen Mord begangen zu haben. Einen Mord, der einen Bürgerkrieg ausgelöst hatte. Ich war wahnsinnig geworden. Es würde mich den Kopf kosten, mindestens meine Stelle mitsamt der Pension. Ich würde zum Gespött der Kriminalisten werden als der Kommissar, der beim Anblick eines Rockzipfels den Verstand verlor.

Der Fahrer blickte mich immer noch an. »Wir fahren den Umweg«, sagte ich.

Gutmann schüttelte fast unmerklich den Kopf. Dann zog er den Riemen seines Stahlhelms stramm und fuhr los. Er gab

Gas. Irgendwann bog er rechts ab. Der Wagen rumpelte über das Pflaster, mit einem Knall raste er durch ein Schlagloch. Der Gefreite fuhr um den Zoo herum, querte eine Brücke und stellte den Wagen in der Deckung eines kleinen Wäldchens ab. »Jetzt steigen wir erst mal aus und machen eine Pause.«

Sie steckten sich Zigaretten an, rauchten in der hohlen Hand, damit der Schein sie nicht verriet. Das Schießen in der Stadt war weit entfernt, es klang unwirklich. Hin und wieder hörte ich das Gebrüll eines Tiers im Zoo. Ich überlegte unsere nächsten Schritte. War das Reichsgericht schon in die Hand einer Bürgerkriegspartei gefallen? Wenn sie noch lebte, wie konnte ich Sofia Schmoll befreien? Sollte ich Leutbold auch befreien? Ich musste es wohl tun, um den Schein aufrechtzuerhalten. Aber es befreite mich nicht vom Zweifel. In mir keimte die Gewissheit, dass ich nicht mehr für Recht und Gesetz kämpfte. Je mehr ich mich dem Reichsgericht näherte, desto unsicherer wurde ich. Offenbar verlor ich den Verstand. Möglicherweise war Sofia in der Untersuchungshaftanstalt am besten geschützt. Aber dann hörte ich wieder Schüsse aus Richtung Innenstadt und wusste, dass in Leipzig niemand sicher war. Schon gar niemand, der in einem Gefängnis saß, das jederzeit gestürmt werden konnte. Ich dachte daran, was der Leutnant erzählt hatte. Braune hatten Gefängnisse gestürmt und inhaftierte Kommunisten ermordet. Gutmann stupste mich am Ellbogen. »Herr Kommissar, auch etwas?«

Er hatte eine Stulle in der Hand. Erst jetzt merkte ich, wie hungrig ich war. Ich nahm das Brot und nickte dem Gefreiten zu. Durfte ich ihn und seinen Kameraden in Gefahr bringen? In meinem Kopf rasten die Gedanken. Es wäre Unrecht, die beiden Beschuldigten den Nazis in die Hände fallen zu lassen.

Der Halbmond leuchtete schwach durch Nebelschwaden. Die Soldaten hatten kaum etwas gesagt. Sie hatten eine Zeltplane mehrfach gefaltet und sich darauf gesetzt. Den Baum nutzen sie als Rückenlehne. Sie dösten. Ich war herumgelaufen, hatte

mich zeitweise in den Wagen gesetzt und meinen Gedanken nachgehangen. Erschöpfung, Angst, wirre Phantasien. Was sollte ich tun, wenn es uns gelang, Sofia zu befreien? Ich musste mir etwas einfallen lassen, improvisieren. Aber mir fiel nichts ein.

Als die Soldaten gegessen hatten, sagte ich: »Los geht's!«

»Einen Augenblick«, sagte Gutmann. »Bevor ich erschossen werde, würde mich doch mal interessieren, was für ein Auftrag das ist, den Sie ausführen müssen.«

»Ich muss zwei Untersuchungsgefangene nach Berlin überführen.«

Gutmann schaute mich misstrauisch an, dann schüttelte er den Kopf, als wollte er sagen: Ihre Sorgen möchte ich haben. Die beiden Soldaten standen auf, vertauten die Plane im Kofferraum und setzten sich auf ihre Plätze. Es wurde kaum noch geschossen in der Stadt. Die Geschütze hatte ich schon einige Zeit nicht mehr gehört, ohne zu begreifen, was es bedeutete. Wir fuhren ohne Licht an der Uferböschung eines Flusses entlang, dann durchquerten wir einen Park. Es war niemand zu sehen, die Menschen hatten sich verkrochen. Manchmal schaltete Gutmann den Suchscheinwerfer ein. Ich erkannte ein Straßenschild: Mozartstraße. »Wir schleichen uns von hinten an«, sagte der Gefreite. »Man weiß ja nie.« Er flüsterte fast. Einige Minuten später bremste er, dann fuhr er in eine Seitenstraße und stellte den Wagen an den Rand. »Jetzt geht es zu Fuß weiter«, sagte Gutmann. Er holte sich den Karabiner vom Rücksitz und bedeutete seinem Kameraden auszusteigen. »Haben Sie eine Waffe?« fragte er mich.

»Ja.« Ich zog die Luger aus dem Schulterhalfter und zeigte sie ihm.

Er lachte. »Dann hoffen Sie mal, dass sich der böse Feind direkt vor Ihrer Nase aufbaut und Sie zuerst schießen lässt.«

Ich hörte die Schlösser der beiden Karabiner klicken.

»Bisher hat das immer geklappt«, sagte ich. Ich kämpfte gegen die Angst an. Seit dem Krieg hatte ich auf niemanden mehr geschossen. Er antwortete nicht, vielleicht hatte er mich nicht gehört.

»Wir müssen mal sehen, wie wir die Lage aufklären können«, sagte Gutmann. »Gibt es da so was wie einen Nachtportier?«

»Normalerweise schon.«

»Na, was ist schon normal?« sagte Gutmann. »Ich werde mal nachsehen. Wenn es einen Portier gibt, liefern wir Sie bei dem ab. Wenn nicht, was machen wir dann?«

»Dann brechen wir ein, und ich überrasche die Herren morgen früh mit meinem unrasierten Gesicht.«

Gutmann schüttelte den Kopf. Er fand es verrückt. Es war verrückt. Er öffnete den Kofferraum und steckte eine Flachzange in die Hosentasche.

Wir gingen los, Gutmann führte uns. Wir schlichen durch ein im Dunkeln liegendes Wohnviertel. Nach wenigen Minuten hob der Gefreite die Hand. »Da vorne ist es«, sagte er. Im blassen Mondlicht erkannte ich die Umrisse eines riesigen Gebäudes. »Hier hinten ist ein Zaun«, sagte Gutmann. »Warten Sie hier!« Er verschwand.

Meier stand neben mir und schaute sich um. Ich sah die Unruhe in seinen Augen. Es raschelte, ich hatte die Pistole in der Hand. Gutmann kehrte zurück. »Ein Stück weiter vorne ist eine gute Stelle.«

Ich folgte ihm. Meier hielt sich an meiner Seite, den Lauf des Gewehrs in der Armbeuge. Gutmann führte uns zu einer Stelle, wo hinter dem Zaun ein Busch das Mondlicht verschattete. Er beugte sich auf die Knie und zeigte uns an, ebenfalls in die Hocke zu gehen. Ich hörte mich atmen. Im Schatten des Buschs kniff Gutmann mit der Zange ein Loch in den Zaun. Mit einer Handbewegung wies er Meier und mich an zu bleiben. Er kroch durch das Loch auf den Busch zu. Dann sah ich ihn nicht

mehr. Meier starrte regungslos auf die Stelle, wo sein Kamerad verschwunden war. Ich setzte mich auf den Boden und lehnte mich an den Zaun.

Ich hörte ein Brummen, es wurde lauter. Dann sah ich dünne Lichter, ein Auto. Es näherte sich langsam. Wir drückten uns fest an den Zaun, in den Schatten des Buschs. Ich spannte den Hahn der Luger und hörte, wie der Soldat den Sicherungshebel seines Gewehrs umlegte. Mir war dieses Geräusch so vertraut, als wäre ich im Schützengraben. Ich erkannte die Scheinwerfer des Autos. Sie waren zum Teil verklebt. Die beiden Lichtstrahlen ließen das nasse Kopfsteinpflaster glänzen. Es war ein dunkler Personenwagen. Er fuhr langsam an uns vorüber. Einen Augenblick fürchtete ich, der Wagen hielte an. Aber er rollte an uns vorbei. Wer immer es war, er hatte uns übersehen. Ich schaute den Rückleuchten nach.

Wir warteten lange. Endlich kam Gutmann zurück zum Loch. »Einen Nachtportier oder sonstwen habe ich nicht gesehen. Nirgendwo Licht. Die Herren haben sich verkrochen bei Mama. Aber ich weiß, wie wir reinkommen. Jedenfalls in den Keller. Folgen Sie mir!« Ich kroch durch das Zaunloch, Meier tat es mir gleich. Gebückt rannte Gutmann zu dem Riesenbau vor uns. Wir liefen hinterher. Immer wieder schauten wir uns um, ob hinter oder seitlich von uns jemand zu erkennen war. Zwei einzelne Schüsse weit weg. Wir erreichten die Mauer, Gutmann kauerte sich auf den Boden. Wir schnauften schwer. Dann folgte er der Mauer nach links. Nach wenigen Metern kniete er sich auf den Boden. Es klirrte leise. Ich erkannte schemenhaft, wie er ein Kellerfenstergitter öffnete. »Schloss kaputt«, flüsterte er. Mit den Füßen zuerst kroch er in das Loch. Er ließ sich hinunter, bis nur noch die Fingerspitzen am Fensterrahmen zu sehen waren. Dann verschwanden auch die Fingerspitzen. Ich hörte einen Aufprall und ein Scheppern. »Scheiße«, sagte der Gefreite mit erstickter Stimme. »Warten Sie!« Ich hörte ein Schleifen, etwas quietschte. Dann erschien

der Helm des Gefreiten in der Fensterluke. »Ich habe einen Tisch unter die Öffnung geschoben. Lassen Sie sich hinunter, bis Sie auf dem Tisch stehen.« Der Helm verschwand. Ich kletterte durch die Fensteröffnung hinunter, bis meine Füße Halt fanden. Ich sprang vom Tisch ins Dunkel. Es staubte. Meier reichte Gutmann sein Gewehr und kletterte ebenfalls in den Keller.

Wir standen dicht gedrängt im Staub. Ich musste husten. Gutmann entzündete ein Streichholz. »Lauter Papier«, sagte er. Ich erkannte Regale an den Wänden mit Aktenordnern. Gegenüber dem Fenster, durch das wir eingestiegen waren, lag eine Tür. Im verglühenden Licht des Streichholzes ging ich zur Tür und drückte die Klinke. Die Tür war nicht abgeschlossen. Ich öffnete die Tür, hintereinander verließen wir den Archivraum. Gutmann fasste mich am Arm und hielt mich zurück. Er wollte führen, er fühlte sich verantwortlich für mich. Wir gingen ein paar Schritte, dann lief ich gegen den ausgestreckten Arm des Gefreiten. Meier lief auf mich auf, sein Karabiner schlug gegen sein Koppel. Ich hielt den Atem an. Es war nichts zu hören. Gutmann zündete ein weiteres Streichholz an. Wir standen in einem Gang, der in eine Treppe nach oben mündete. Das Streichholz erlosch, als wir die Treppe erreicht hatten. Im Dunkeln stiegen wir in Reihe die Stufen hinauf. Als wir oben angekommen waren, blieben wir stehen und lauschten. Es war nichts zu hören. Es zischte, als Gutmann das nächste Streichholz entfachte. Wir standen in einem breiten Gang, Türen an beiden Seiten.

»Dahinten ist der Haupteingang«, sagte Gutmann. »Warten Sie hier an der Wand.« Er verschwand. Ich fühlte mich einigermaßen sicher, wenn der Gefreite bei mir war, Angst erfasste mich, wenn er allein loszog. Ich klammerte meine Hand um den Griff der Luger. Aber welche Chancen hätten wir gehabt, wenn eine Wache uns entdeckte? Sie würden das Gebäude sofort abriegeln und jeden Winkel absuchen nach uns. Weit vorn

sah ich den Lichtschein, Gutmann hatte wieder ein Streichholz entzündet. Dann hörte ich Tritte. Sie kamen näher. Gutmann lief schnell. »Wirklich nichts und niemand. Alle ausgeflogen. So schnell stört uns hier keiner.«

»Es sei denn, einer beobachtet von außen das Licht«, sagte ich.

Gutmann schüttelte den Kopf. »Zu wem wollen Sie? Da vorne gibt es einen Lageplan.«

Ich überlegte einen Augenblick, dann sagte ich: »Oberreichsanwalt Dr. Voß.«

Ich deutete in Richtung Haupteingang. Ich wusste nichts Besseres. Der Gefreite ging zurück zum Haupteingang und suchte im Schein eines brennenden Streichholzes auf dem Lageplan nach dem Dienstzimmer des Oberreichsanwalts. »Zweiter Stock, Zimmer 27«, sagte er, als er zurückkehrte.

Ich ging zur Treppe, die beiden Soldaten folgten zögernd.

»Und was haben Sie vor?« fragte Gutmann.

»Ich warte auf Dr. Voß.«

»Aha«, sagte der Gefreite. Er kratzte sich unterm Stahlhelm. »Haben Sie eigentlich was Schriftliches?«

Ich stellte mich dumm.

»Na, einen Befehl oder wie das bei Ihresgleichen heißt, dass Sie diese beiden Gefangenen nach Berlin überführen sollen.«

»Habe ich nicht mehr, der liegt in meinem Auto an der Straßensperre«, log ich.

Der Gefreite blieb auf der Treppe stehen. »Das heißt, der Oberreichsheini soll Ihnen das glauben.«

»Ja.«

»Tut der das denn?«

»Würden Sie mir das etwa nicht glauben?«

Gutmann fing an zu lachen. Meier starrte mich aus großen

Augen an. Warum sprach er nie? »Und wie wollen Sie den Oberreichsirgendwas überzeugen?«

Ich deutete auf meinen Mund.

»Sie sind verrückt«, sagte Gutmann.

Ich mühte mich, ruhig zu klingen. »Mag sein. Aber wenn wir die beiden nicht nach Berlin bringen, dann werden die hier gelyncht, jedenfalls wenn die Nazis das Reichsgericht und das Untersuchungsgefängnis besetzen. Dann kann ich meinen Fall nicht mehr lösen. Es ist gewissermaßen Gefahr im Verzug, das werde ich dem Herrn Oberreichsanwalt schon klarmachen.«

»Wenn er kommt.«

»Wenn er kommt.«

»Wenn nicht?«

»Dann müssen wir suchen.«

Wir liefen den Gang entlang, bis wir das Zimmer des Oberreichsanwalts fanden. Es waren zwei Türen. Neben der einen war ein Schild befestigt: »Oberreichsanwalt Dr. Voß. Zugang nur durch das Sekretariat«. Ich drückte die Klinke, die Tür war abgeschlossen.

»Können Sie die öffnen?« fragte ich den Gefreiten.

»Warum?« fragte Meier. Er sagte zum ersten Mal etwas. Es klang Plattdeutsch in der Stimme mit.

»Wollen Sie hier im Gang warten?« erwiderte ich.

»Also, die Tür eines Oberreichsanwalts habe ich noch nicht aufgebrochen«, sagte Gutmann. Meier nickte. »Nachher landen wir im Bau«, sagte Gutmann. Meier nickte. »Ich glaube, was Sie da machen, ist gegen das Gesetz«, sagte er.

»Wir haben Bürgerkrieg«, sagte ich. »Welches Gesetz?«

»Aber Sie sind doch Polizist«, sagte Gutmann.

»Das geschriebene Gesetz«, sagte Meier. »Ich habe es nie gelesen, aber ich glaube nicht, dass es darin heißt, man darf die

Tür eines Oberreichsanwalts aufbrechen. Im Reichsgericht!«

Verzweiflung überkam mich. Wenn ich verzweifelt war, redete ich Unsinn. So auch in diesem Fall. »Es steht in keinem Gesetz, dass es verboten ist. Im Gesetz steht aber, wir sollen Leben schützen und verhindern, dass Leute umgebracht werden.«

»Ich glaube, Sie führen uns an der Nase rum«, sagte Meier. »Sie benutzen uns für etwas, das uns nichts angeht.«

»Und warum sind diese Gefangenen in Gefahr?« fragte Gutmann.

»Wenn die Nazis sie in die Hände kriegen, bringen sie sie um.«

»Wenn ich mir das so recht überlege, kann es sich ja nur um Kommunisten handeln«, sagte Meier.

»Mensch, wir sind doch Kameraden. Haben im Krieg im Dreck gelegen.«

»Nee, Herr Kommissar, so nicht. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Mein Kamerad und ich hauen jetzt ab. Wir sagen niemandem, dass Sie hier drin sind. Aber klären Sie Ihre Sache allein. Wir sollten Sie nach Leipzig bringen, Sie sind in Leipzig. Von Einbruch war nicht die Rede. Und für Leute von der Kommune in den Bau wandern, beim besten Willen, das ist nichts für uns.«

Ich gab auf. Sie hatten recht. Es war meine Sache. Ich übertrat das Gesetz und brachte Leute, die mir halfen, in Teufels Küche.

»Gut«, sagte ich. »Sie sagen niemandem, dass ich hier bin. Lassen Sie mir die Streichhölzer hier.«

Gutmann klopfte mir auf die Schulter und steckte mir die Streichhölzer in die Hand. »Viel Glück, Kamerad«, sagte er. Es klang nach schlechtem Gewissen.

Ich hörte, wie sich ihre Schritte entfernten. Einen Moment

lang spürte ich den Drang, ihnen nachzulaufen, das Abenteuer abubrechen. Mit etwas Glück hätte ich das Reichsgericht so unerkant verlassen können, wie wir eingedrungen waren. Aber eine andere Kraft hielt mich fest. Ich lief den Gang entlang, hin und wieder entzündete ich ein Streichholz. Vor der Tür der Herrentoilette fiel mir ein, was ich tun könnte. Ich betrat die Toilette, öffnete eine Kabine und setzte mich auf die Kloschüssel. Nachdem ich mich erleichtert hatte, klappte ich den Klositz herunter und setzte mich darauf. Ich versuchte mich anzulehnen, aber das Rohr in meinem Rücken war unbequem. Ich setzte mich auf den Boden und lehnte mich an die Seitenwand der Kabine. Irgendwann fiel ich in einen Halbschlaf.

*

Ich schreckte auf, als in einer Nachbarkabine die Wasserspülung betätigt wurde. Vorsichtig erhob ich mich. Es war hell geworden. Ich betrachtete meine Kleidung. Sie war schmutzig, unmöglich, sie auch nur einigermaßen zu reinigen. Ich hörte den Wasserhahn. Dann fiel die Tür ins Schloss. Ich wartete einige Sekunden, dann nahm ich die Luger aus dem Halfter und steckte sie in die Manteltasche. Als ich den Griff der Tür schon in der Hand hatte, kam wieder jemand herein und setzte sich in die Kabine nebenan. Er schnaufte stark. Als er fertig war, verließ er die Toilette, ohne sich die Hände zu waschen.

Ich musste es jetzt riskieren. Ich ging zur Tür, öffnete sie einen Spalt und linste hinaus. Es war niemand zu sehen. Ich öffnete die Tür weiter und blickte nach beiden Seiten den Gang hinunter. Am entgegengesetzten Ende sah ich eine Frau in einem Zimmer verschwinden.

Ich umklammerte die Pistole in der Manteltasche, als ich losrannte. Fast hätte ich die Tür des Sekretariats aufgesprengt.

Eine schwarzhaarige Frau, die vor einem Aktenschrank stand, fuhr erschreckt herum. Sie schaute mich aus großen Augen an. Dann musterte sie meine Kleidung und fragte: »Wer sind Sie? Was wollen Sie?« Nun sah sie ärgerlich aus. Sie drehte sich zu ihrem Schreibtisch, darauf stand ein schwarzes Telefon. Als sie zum Hörer griff, zog ich die Luger und fauchte: »Kein Telefon!« Ihre Hand zuckte zurück. Sie starrte mich an, erst wütend, dann ängstlich. Eine Träne lief ihr die Wange hinunter.

»Bleiben Sie ruhig, es passiert Ihnen nichts. Niemandem passiert etwas.«

Sie schaute mich ungläubig an.

»Ist Dr. Voß da?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Wo ist er?«

»Eine Besprechung.«

»Wann kommt er wieder?«

»Bald, er hat gesagt, es dauert nicht lange.«

»Gut, wir warten in seinem Büro. Gehen Sie voraus.«

Sie stand langsam auf, dann ging sie ins Nebenzimmer. Es war groß, in der Mitte stand ein mächtiger Schreibtisch, darauf Akten, sorgfältig gestapelt, und zwei Telefone. An der Wand das Porträt eines Mannes mit kurzgeschorenen weißen Haaren. Durch ein Handzeichen forderte ich die Frau auf, sich an den Schreibtisch zu setzen. Ich trat ans Fenster. Draußen sammelten sich mindestens zwei Kompanien Reichswehr. Weit im Hintergrund flatterte eine Hakenkreuzfahne.

»Rufen Sie im Rathaus an«, sagte ich zu der Frau.

Sie verstand nicht.

»Rufen Sie einfach an, und wenn jemand abhebt, geben Sie mir den Hörer.«

Die Frau wählte, wartete, dann reichte sie mir den Hörer.

»Hallo, wer da?« fragte jemand.

»Reichsgericht, Dr. Voß, verbinden Sie mich mit dem Büro des Oberbürgermeisters.«

Ein lautes Lachen war die Antwort. »Wen, den Oberbürgermeister?

Meinen Sie den Gauleiter? Der ist leider verhindert, Standgericht. Sie kommen auch noch dran, Herr Oberreichsanwalt, keine jüdische Ungeduld!« Im Hintergrund hörte ich mehrere Männer mitlachen.

Ich legte auf.

Dann schaute ich wieder aus dem Fenster. Die Soldaten hatten sich in Stellung gebracht, es waren mehr Hakenkreuzfahnen zu sehen.

Ich setzte mich in einen Sessel an der Wand, in der die Tür eingelassen war. Die Luger legte ich auf den Beistelltisch. Die Frau schaute mich an. »Seien Sie vernünftig«, sagte sie. »Gehen Sie, und wir vergessen, was geschehen ist.«

Ich bewunderte sie, sie hatte sich im Griff.

»Haben Sie keine Angst«, sagte ich. »Niemandem passiert etwas. Holen Sie mal die Akten Leutbold und Schmoll.«

Sie ging zum Vorzimmer, holte einen Ordner aus dem Aktenschrank und gab ihn mir. Dann setzte sie sich hinter Voß' Schreibtisch. Ich blätterte im Ordner, bis auf wenige Formulare kannte ich den Inhalt.

»Überstellt in die Untersuchungshaftanstalt Leipzig«, stand auf einem Blatt.

Ich fragte, wo die Haftanstalt sei, und sie erklärte mir den Weg. Es waren nur ein paar Minuten zu Fuß.

Wir warteten länger als eine Stunde. Mehrfach läutete das Telefon. Die Sekretärin erledigte die Gespräche ruhig. Dann ging die Tür des Sekretariats, und schnelle, kurze Schritte waren zu vernehmen. Der Mann war klein und fett, und er trug

einen schmalen Oberlippenbart. Durch eine runde Brille mit milchigen Gläsern starrte er die Sekretärin an, die von ihrem Platz hinter seinem Schreibtisch aufgesprungen war. Er wollte etwas sagen, aber dann sah er mich im Sessel und schloss den Mund wieder.

»Sie gehen jetzt ins Vorzimmer und schließen die Tür ab«, sagte ich zu Voß. »Wenn Sie einen Fehler machen, sind Sie tot.«

»Wer sind Sie?« Er war empört.

Ich zeigte mit der Waffe auf ihn und stand auf. Er ging zum Vorzimmer, ich folgte ihm. Voß drehte den Schlüssel um.

Ich streckte ihm die Hand entgegen.

Er zog den Schlüssel ab und gab ihn mir. Seine Hände zitterten.

»Gehen Sie dort hin!« sagte ich und zeigte zum Schreibtisch.

Er gehorchte.

»Nehmen Sie Platz, Herr Oberreichsanwalt. Sie werden jetzt Ihrer Sekretärin eine Anweisung an die Direktion der Untersuchungshaftanstalt diktieren. Die Untersuchungsgefangenen Leutbold und Schmoll sind unverzüglich freizulassen. Ich verstehe von diesem Juristenkram nichts, Sie werden das schon in eine geeignete Form bringen.«

Voß gab seiner Sekretärin knappe Anweisungen. Dann ging die Sekretärin in ihr Zimmer zur Schreibmaschine. Ich stellte mich in die Türöffnung, so dass ich beide im Auge hatte. Als sie zwei Formulare ausgefertigt hatte, legte sie die Blätter Voß auf den Tisch. Voß unterschrieb. Dann schaute er mich an und fragte: »Sind Sie Kommunist? Holen Sie Ihre Genossen raus?«

Ich ging zum Schreibtisch, nahm die Papiere, las sie und steckte sie in die Innentasche meines Jacketts.

»Tut nichts zur Sache«, sagte ich. »Ich hole sie raus, das reicht.«

»Aha«, sagte Voß. Ich glaubte, einen Hauch Triumph in seiner Stimme zu hören. Vielleicht dachte er, ich hielte es nicht durch. Einer allein im Reichsgericht.

Ich rammte ihm den Lauf meiner Pistole in die Rippen. Er stöhnte. Sie mussten Angst vor mir haben, sonst war ich verloren. Außerdem war ich wütend, denn er hatte recht. Ich hatte nur wenig Chancen. Ich schaute an meinem Anzug hinunter, der vor Dreck starrte.

»Kennen Sie hier einen, der etwa meine Figur hat?« fragte ich die Sekretärin.

Sie blickte mich an, dann nickte sie. Sie begriff schnell, war intelligenter als ihr Chef. »Aber der ist nicht da«, sagte sie.

Vielleicht log sie, vielleicht nicht. »Wir werden bald gemeinsam hinausgehen. Dann gibt es entweder eine wilde Schießerei oder keine. Wenn ich so aussehe, wie ich aussehe, haben wir gute Aussichten auf die Knallerei. Dabei erwischt es nicht nur mich, sondern auch Sie, denn Sie werden vor mir hergehen. Sie rufen jetzt jemanden, dessen Sachen mir passen könnten, und ich verspreche Ihnen, dass ihm nichts passieren wird. Einverstanden?«

Sie nickte, überlegte einige Sekunden, griff zum Telefonhörer und bat einen Herrn Weiterbaum zum Oberreichsanwalt. Ihre Stimme klang bewundernswert ruhig. Ich hätte mich an ihrer Stelle nicht so gut im Griff gehabt. Nachdem sie telefoniert hatte, gab ich ihr den Schlüssel, sie schloss die Tür zum Gang auf und setzte sich an ihren Schreibtisch. Ich stellte mich in das Zimmer von Voß, so dass ich sie im Blick hatte, mich aber jemand, der vom Gang eintrat, nicht sehen konnte. Kurz darauf klopfte es, und die Tür öffnete sich. »Gehen Sie gleich weiter«, sagte die Sekretärin. Der Mann kam an mir vorbei, ich trat vor und hieb ihm den Griff meiner Pistole auf den Hinterkopf. Mit einem Ächzen fiel der Mann zu Boden. Er lag auf dem Bauch, auf seinem Hinterkopf zeigte sich eine dunkle Stelle.

Die Sekretärin stürzte zu dem Mann. »Sie haben doch versprochen, ihm passiert nichts!« schrie sie.

»Schließen Sie ab!«

Sie ging zur Tür und drehte den Schlüssel um. Dann kehrte sie zurück und musterte mich wütend.

»Dem Mann ist nichts passiert. Er schläft eine Weile, dann wacht er mit Kopfschmerzen auf.«

Sie schnaufte.

Ich richtete den Lauf meiner Pistole auf sie. »Ziehen Sie den Mann aus.«

Jemand rüttelte an der Tür zum Gang. Ich hielt den Zeigefinger an die Lippen und deutete auf meine Pistole.

Die Sekretärin fing an, den Mann auszuziehen. Er trug einen dreiteiligen dunkelgrauen Anzug guter Qualität.

»Hemd und Fliege auch.«

Die Sekretärin schickte mir einen missbilligenden Blick.

Ich wandte mich an Voß. »Nun helfen Sie ihr doch!«

Voß öffnete den Mund, schloss ihn wieder und stand auf. Der Widerwillen stand ihm ins Gesicht geschrieben. Gemeinsam entkleideten sie den Mann.

Die Sekretärin hatte recht gehabt. Anzug und Hemd saßen gut. Ich durchsuchte meine Anzugjacke und meinen Mantel, um nichts zurückzulassen, was mich verraten könnte. Ich riss die Etiketten aus Jackett und Hemd. Mit meinem Jackett putzte ich mir die Schuhe. Die Aktentasche des Oberreichsanwalts lehnte am Schreibtisch. Ich öffnete sie und kippte den Inhalt auf den Boden. Dann stopfte ich Anzug und Hemd hinein.

Plötzlich witterte ich Gefahr. Ich überlegte, dann wies ich die Sekretärin an: »Holen Sie mir drei Entlassungsscheine!«

Sie sah mich verwirrt an.

Ich wiederholte die Anweisung ungeduldig.

Sie holte die Scheine, es waren Durchschlagformulare. Ich zog die Scheine, die Voß vor wenigen Minuten diktiert hatte, aus der Tasche und legte sie neben die Durchschläge. Sie stimmten in Form und Inhalt überein.

Neue Zweifel wuchsen. Ich schmiss meinen Plan über den Haufen. Es wäre Wahnsinn, mit zwei Geiseln zum Untersuchungsgefängnis zu gehen.

»Sie haben bestimmt Paketschnur im Büro?«

Die Sekretärin nickte.

Ich befahl ihr, die Schnur zu holen und Voß zu fesseln. »Aber fest! Wehe, ich finde das zu locker.«

»Entschuldigung, Herr Doktor«, sagte sie, als sie ihm die Hände auf den Rücken band. Er ächzte.

»Legen Sie sich auf den Bauch«, befahl ich. Voß legte sich auf den Bauch. Er schnaufte vor Wut, vielleicht auch vor Erleichterung, weil er ahnte, was ich vorhatte.

Die Sekretärin fesselte ihm die Füße.

»Und jetzt den anderen Herrn!«

Sie tat es.

Anschließend befahl ich ihr, sich ebenfalls auf den Bauch zu legen, am anderen Ende des Zimmers, neben einem hohen Aktenschrank. Ich fesselte sie und befestigte die Schnur am Fuß des Schranks. Sie stöhnte, es tat ihr weh. Ich hatte keine Wahl. Ich ging zu Voß, prüfte die Fesselung und verknötete die Schnur noch mehrfach, bevor ich sie am Heizungskörper festband. Im Garderobenschrank im Vorzimmer fand ich zwei Mäntel. Ich nahm den von Voß und schnitt mit einer Schere drei Streifen aus dem Stoff. Damit knabbelte ich die Gefangenen. Wenn ich Glück hatte, würden ein paar Stunden vergehen, bis jemand auf sie aufmerksam wurde. Unwahrscheinlich, dass sie sich bald befreien konnten.

Ich blickte aus dem Fenster. Nazis und Reichswehr standen

sich gegenüber. Ein Reichswehroffizier sprach zwischen den Fronten mit einem SA-Mann.

Ich ballte die rechte Hand zur Faust und rief: »Rot Front!«

Dann nahm ich die Aktentasche und verließ das Zimmer, schaute mich auf dem Gang um, sah niemanden und schloss das Büro des Oberreichsanwalts von außen ab. Den Schlüssel steckte ich in die Jacketttasche.

Ich stieg die Treppe hinunter ins Erdgeschoss und zwang mich, nicht zu rennen. Ich kam an einem Verhandlungssaal vorbei. An der Garderobe im Flur hingen Mäntel. Ich tat so, also würde ich den Aushang neben dem Eingang studieren. Als ich sicher war, dass niemand im Flur war, musterte ich die Mäntel und nahm einen schwarzen mit Pelzkragen, der mir zu passen schien. Ich legte den Mantel über den Arm und ging zur Eingangspforte. Darin saß ein uniformierter Justizbeamter. Er hob nicht einmal den Kopf.

Auch die Soldaten, die den Eingang bewachten und sich zum Teil hinter Sandsäcken verschanzt hatten, kümmerten sich nicht um mich. Sie kontrollierten nur Leute, die ins Gebäude hineinwollten. Es kam mir gespenstisch vor, dass das Reichsgericht seine Arbeit fortsetzte, als wäre auf den Straßen alles in schönster Ordnung. Wahrscheinlich hatte der Justizminister sich längst in Sicherheit gebracht.

Ich eilte zum Untersuchungsgefängnis. An der Pforte legte ich den Entlassungsschein vor und hoffte, die Beamten würden nicht nach meinem Ausweis fragen. Doch die hatten andere Sorgen, man konnte ihre Angst riechen. Ich wartete im Eingangsraum und mühte mich, meine Unruhe zu verbergen. Es dauerte eine gute Viertelstunde, dann öffnete sich die Tür. Leutbold schaute mich verblüfft an. Hinter ihm trat Sofia ein. Sie war blass und schön. Ich konnte ihren Blick nicht deuten.

»Sagen Sie nichts«, zischte ich die beiden an. Ich hatte Angst, sie könnten mich verraten. »Haben Sie alles?«

Leutbold nickte, Sofia starrte mich an. Sie verstand nicht, was geschah.

»Dann gehen wir. Beeilen Sie sich, die Nazis warten schon mit dem Schlachtmesser auf Sie.«

Sie trugen je einen kleinen Koffer, Sofia auch eine Handtasche, außerdem Mäntel. Wir verließen den Eingangsraum. »Wir müssen hier schleunigst verschwinden«, sagte ich. »Bevor der Schwindel auffliegt.«

»Was für ein Schwindel?« fragte Leutbold.

»Das erzähle ich Ihnen später. Jetzt gilt erst mal die Regel, dass ich kein Polizist bin.«

»Und die Entlassung ist ein Türke«, sagte Leutbold.

Ich nickte. Wir liefen schnellen Schritts Richtung Stadtrand. Jedenfalls glaubte ich, dass wir so aus der Stadt herauskämen.

»Warum?« fragte Sofia.

»Später«, sagte ich.

»Kennen Sie sich hier aus?« fragte ich Leutbold und Sofia. Sie schüttelten den Kopf.

»Wir brauchen einen Wagen«, sagte ich.

»Klar«, sagte er.

Schüsse fielen weitab. Es war lange Zeit ruhig gewesen. Die Schüsse konnten aus der Gegend des Reichsgerichts kommen.

»Sie sind doch in diesem M-Apparat«, sagte ich zu Leutbold. »Kennen Sie hier jemanden, der uns ein Auto leihen kann?«

Leutbold lachte. »Nein, niemanden. Die sind bestimmt längst abgetaucht. Wir werden eins stehlen müssen.«

Es kam nicht mehr darauf an.

Wir zogen durch ein Wohngebiet. Die Fenster und Türen der Häuser waren verrammelt. Die Leute hatten Angst. In einer Garageneinfahrt stand ein grünes Opel-Modell 90. Eigentlich zu groß für einen Zweitwagen, der nicht mehr in die Garage

passte. Leutbold öffnete die Toreinfahrt. Er bückte sich, hatte plötzlich einen Stein in der Hand und schlug die Scheibe der Fahrertür ein. Er griff durch die Fensteröffnung und öffnete die Tür. Dann setzte er sich auf den Fahrersitz und beugte sich unters Lenkrad. Er winkte mir mit einer Anlasserkurbel. Ich setzte sie in die Buchse in der Kühlerhaube und auf ein Zeichen Leutbolds drehte ich kräftig. Spotzend sprang der Motor an. Ich setzte mich auf den Beifahrersitz, Sofia auf die Rückbank. Leutbold drehte die zerstörte Fensterscheibe hinunter, einige Glasscherben fielen auf den Fahrersitz.

Er stieg aus und wischte mit der Hand den Sitz frei. Als er sich an einer Scherbe schnitt, fluchte er laut. Er lutschte am verletzten Finger und setzte sich hinters Steuer.

In Markkleeberg stießen wir auf eine Streife der Reichswehr. Die Soldaten schauten müde zu uns hinüber, Leutbold winkte ihnen zu, keiner winkte zurück. Ich drehte mich um. Sofia fror im Fahrtwind. Ich quälte mich aus dem gestohlenen Mantel und reichte ihn nach hinten. Sie beugte sich vor und sagte leise: »Danke.«

Leutbold steuerte den Wagen sicher und schnell. Wir fuhren Richtung Altenburg, Meerane, Zwickau. Die Orte an der Straße wirkten wie ausgestorben. Erst am späten Nachmittag zeigte sich Leben auf der Straße. Hin und wieder sah man Hakenkreuzfahnen und kleinere SA-Trupps. Niemand versuchte uns anzuhalten. Der Bürgerkrieg wurde in den großen Städten ausgekämpft.

»Warum?« fragte Leutbold.

»Ich bin für Recht und Gesetz«, erwiderte ich.

»Wie haben Sie es geschafft, die Entlassungsscheine zu kriegen? Ich hatte den Eindruck, dieser Voß wollte uns durch den Fleischwolf drehen.«

»Ich nicht. Auch der Oberreichsanwalt steht für Recht und Ordnung. Aber das kapieren Sie wahrscheinlich nicht.«

Leutbold prustete. »Da haben Sie recht, Herr Kommissar.«

»Wissen Sie, ich mag die Nazis nicht, eingeschlossen meinen Kollegen in Erfurt. Ich habe keinen Zweifel, dass Sie Dreck am Stecken haben. Sie haben die Ermittlungen behindert und sich selbst in Schwierigkeiten gebracht. Aber Hitler haben Sie nicht ermordet, auch wenn man es Ihnen zutrauen könnte. Und Röhm und Goebbels auch nicht.«

»So, so«, sagte Leutbold. »Aber Sie erwarten jetzt hoffentlich nicht, dass ich Trauer trage für diese armen Opfer. Sie trauen mir nicht, Herr Kommissar, stimmt's?«

»Richtig«, sagte ich. »Aber da wir nicht in der Sowjetunion leben, werden solche Figuren wie Sie nicht einfach abgeknallt, sondern vor ein ordentliches Gericht gestellt. Im Zweifelsfall gibt's bei uns nicht die Kugel ins Genick, sondern Freispruch.«

»Sie sind ja ein richtiger Reaktionär!«

»Wenn Sie es für reaktionär halten, dass man Angeklagten die Schuld beweisen muss.«

Leutbold lachte.

»Wohin fahren Sie?« Eigentlich war es mir gleichgültig, Hauptsache, wir hielten uns fern der Städte. Bald würde ich entscheiden müssen, was ich nun tun sollte. Vorher aber musste ich schlafen. Die Müdigkeit und die Kälte machten mich schwach.

»Ein Dorf wäre zu klein, da würden wir auffallen. Wir brauchen irgendein Städtchen. Da suchen wir uns eine Pension und warten ab. Ich kenne da jemanden.«

Mir war es recht. Ich schaute auf die Rückbank, Sofia schlief unter meinem Mantel. Ich überlegte, wie ich Voß' Aktentasche loswerden konnte. Wenn sie verschwand, musste ich nur die Zeugenaussagen von Voß, seiner Sekretärin, vielleicht dem Pförtner im Reichsgericht und den Justizbeamten in der Untersuchungshaftanstalt fürchten. Solange ich verhindern konnte,

dass sie mich oder ein Bild von mir sahen, hatte ich eine Chance.

Meine Augen brannten. Ich starrte auf die Straße, sie verschwamm vor meinen Augen.

Als ich aufwachte, war es dunkel, und wir standen vor einem großen Haus. »Gasthof Sonne« stand auf einem Schild. »Wir sind in Glauchau«, sagte Leutbold. »Ich gehe mal fragen, ob die Zimmer haben.« Er stieg aus und betrat den Gasthof. Als er zurückkam, reckte er den rechten Daumen hoch. »Ein Zimmer, aber sie stellen noch ein Bett rein, dann reicht es für drei.«

Der Wirt war ein kleiner Mann mit schuppigen Haaren. Er sprach breites Sächsisch, ich verstand ihn kaum. »Eine Treppe hoch, die zweite Tür links, Nummer 12.« Wir trugen unser Gepäck hoch. Leutbold half dem Wirt, ein Feldbett mit einem schmutzgrauen Bezug ins Zimmer zu tragen. Sie stellten es an den Fuß des Doppelbetts. Das Fenster ging hinaus auf die Hauptstraße. Wir hatten wenig Platz.

Leutbold ging mit dem Wirt die Treppe hinunter. Sie schienen vertraut miteinander. Um so besser, das machte den Aufenthalt weniger gefährlich. Ich hockte mich auf die Liege. Sofia gähnte und setzte sich aufs Bett. Sie gab mir meinen Mantel zurück. »Sie haben schlimm gefroren.«

»Nicht so schlimm«, log ich. Ich war ausgekühlt und zog den Mantel an. Als ich mich wieder hinsetzte, zitterte ich.

Sofia nahm eine Bettdecke und legte sie mir um. Sie strich einmal darüber. »Morgen müssen wir darüber reden«, sagte sie.

Ich schaute zum Fenster hinaus. Im Schein einer Straßenlaterne sah ich Leutbold zum Wagen gehen. Er fuhr den Opel die Straße hinunter. Er wollte nicht, dass der gestohlene Wagen vor dem Gasthof stand.

Leutbold kam zurück mit einem Tablett, darauf Teller, Besteck und Gläser. Es gab Brot, Aufschnitt und Wasser. Wir aßen schweigend.

»Sie fliegen raus«, sagte Leutbold, nachdem er sich den Mund an einer Überdecke abgewischt hatte. Sofia beobachtete ihn regungslos.

»Kann sein«, sagte ich.

»Und nur, weil Sie zwei von der Kommune aus dem Knast geholt haben.«

»Ich habe Ihnen schon mal erklärt, dass das nichts zu tun hat mit Ihrer politischen Gesinnung. Es geht nicht um Politik, sondern um das Recht, um Gerechtigkeit, wenn Ihnen das lieber ist.«

»Pah, Gerechtigkeit.«

»Was hast du gegen Gerechtigkeit?« fragte Sofia.

»Gerechtigkeit für wen? Das ist die Frage. Gerechtigkeit für die Kapitalisten, das wäre doch verrückt. Oder für die Nazis?«

»Ich finde das nicht verrückt«, erwiderte Sofia. »Wenn alle gerecht miteinander umgingen, gäbe es keinen Bürgerkrieg.«

»Was hast du gegen den Bürgerkrieg? Das ist unsere Revolution, Sofia.« Seine Stimme war eindringlich. »Teile der Nazis, viele von der SA sind zu uns gekommen. Dazu diese komischen Nationalbolschewisten. Selbst wenn wir jetzt den Kampf verlieren, werden die rechten Nazis und ihre deutschnationalen Kumpane schneller abwirtschaften, als die Genossen in Moskau es sich erträumen.«

»Sie sind ja verrückt«, sagte ich. »Sie können den Hals nicht vollkriegen vom Totschlagen, was?«

»Halten Sie sich da raus, ein Greifer versteht nichts davon.«

»Vom Totschlagen verstehe ich vielleicht mehr als Sie. Bevor Sie jetzt weiter im Blut baden, beantworten Sie mir mal die Frage, ob Sie was mit dem Hitler-Mord zu tun haben. Wir sind hier unter uns. Wenn Sie beteiligt sind, werde ich Sie heute nicht festnehmen, ich wüsste gar nicht, wo ich Sie hinbringen sollte. Sie hätten also die Chance abzuhaufen. Sie sind mir diese

Antwort schuldig.«

»Sagen Sie bloß, Sie wollen diesen Fall aufklären? Das ist doch egal, Hauptsache, das Schwein ist tot.«

»Wenn es sich um ein Schwein handelte, gäbe es keine Ermittlungen, jedenfalls nicht der Mordkommission. Die würde sogar ermitteln, wenn Ihrem Herrn Thälmann einer den Schädel eingeschlagen hätte. Auch wenn ich den Kerl nicht leiden kann.«

»Sie sind verrückt.«

»Ich bin einer der wenigen Normalen unter Irren. Mord ist Mord.«

»Ich habe ihn belauscht, das ist alles.«

»Und was haben Sie erlauscht?«

»Die haben sich über Posten gestritten, was man eben in diesen Kreisen so tut.«

»Wer?«

»Der Strasser hat Hitler bedrängt, in eine Regierung mit Papen oder Schleicher einzutreten. Als Vizekanzler. Das wollte der aber nicht. Alles oder nichts. Und Hitler hat Strasser vorgeworfen, mit Schleicher zu kungeln. Göring hat ihn auch in dieser Richtung bedrängt, wollte Minister werden und preußischer Ministerpräsident und dieses noch und jenes noch. Reichspräsident reichte ihm nicht. Er hat gebettelt. Ich weiß nicht, was rausgekommen ist, es hat unten geklingelt, und ich musste ans Telefon.«

Er war unsympathisch, aber ich glaubte ihm. »Und was wissen Sie?«

Ich schaute Sofia an. Sie war erschöpft.

»Ich weiß nicht mehr, als ich Ihnen bereits gesagt habe. Ich habe nicht gelogen. Jedenfalls nicht bei meiner zweiten Aussage.«

Ich nickte. Also musste ich auf jeden Fall noch mal zu Stras-

ser, und Göring musste ich auch vernehmen. Goebbels war tot, aber es war nicht völlig auszuschließen, dass er Hitlers Mörder war. Vielleicht hatte er Hitler erschlagen, und die Parteibonzen hatten ihn dafür aufgehängt. Er hatte ja nicht nur Bewunderer in der NSDAP. Erst war er ein ganz Linker gewesen, Spezi von Strasser, dann schwenkte er zu Hitler über, von dem er sich offenbar mehr erwartete als von seinen früheren Freunden. Und er wurde belohnt: Gauleiter von Berlin, Reichspropagandaleiter, Hitlers Vertrauter, das war schon was. Vielleicht war es ihm nicht genug.

»Und Ihr formidabler M-Apparat hat nichts damit zu tun?«

Leutbold schüttelte leicht den Kopf. Er zog die Augenbrauen hoch.

»Wir sind gegen individuellen Terror.«

»So ein Quatsch«, sagte ich. »Und die Polizistenmorde?«

Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Das war falsch, haben wir ausgewertet.«

»Und dann haben Ihre Genossen meine Kollegen zum Leben wiedererweckt«, sagte ich.

Er schaute mich fragend an.

»Und was machen Sie mit Ihren feinen Genossen, die meine Kollegen erschossen haben?«

»Weiß ich nicht«, sagte Leutbold.

»Die machen jetzt auf Revolutionsheld in Ihrer Sowjetunion«, sagte ich.

Sofia verfolgte unseren Streit aufmerksam. Sie schaute hin und her.

»Stimmt das?« fragte sie Leutbold.

»Das ist doch egal. Wir haben uns distanziert vom individuellen Terror ...«

»Aber nicht von den Terroristen«, warf ich ein.

»Es war ein Irrtum«, sagte Leutbold. Er klang verärgert.

»Es war Mord«, sagte ich. »Von hinten erschossen auf dem Bülowplatz, eine Heldentat! Meinen Glückwunsch!«

»Ich war's nicht«, sagte Leutbold.

»Und wenn man Ihnen den Auftrag gegeben hätte?«

»Parteidisziplin«, sagte Leutbold. »Befehl ist Befehl!«

»Sie wären bei den Nazis genausogut aufgehoben«, sagte ich. »Alles ist erlaubt, wenn es der großen Sache nutzt, der Weltrevolution oder der Größe des deutschen Volks. Es gibt zu viele Irre auf der Welt. Ich verstehe tausendmal weniger von Politik als Sie, Leutbold, aber Sie verstehen nichts von Moral. Als mildernden Umstand zu Ihren Gunsten kann man nur anführen, dass Sie eine Macke haben.«

»Halten Sie das Maul!«

Sofia stand auf und beugte sich zu Leutbold, der am anderen Ende des Feldbetts saß. »Du bist unverschämt, Gottfried!«

Er zuckte mit den Achseln und drehte seine Handflächen nach oben. Ein verkrampftes Lächeln zeigte sich in seinem Gesicht. »Wir müssen jetzt schlafen«, sagte er. »Morgen geht es weiter!«

»Wohin wollen Sie?«

»Sie werden schon sehen.« Er löschte das Licht und legte sich neben Sofia auf das Doppelbett.

Ich hörte sie atmen. Dann schnarchte er leise. Als ich überlegen wollte, wie ich mich retten könnte, schlief ich ein.

VII.

Ein Lichtstrahl traf mein Gesicht. Es blendete. Ich spürte einen Krampf im Unterleib, die Angst vor dem Krebs kehrte zurück. Die Stirn wurde schwitzig. Ich setzte mich auf das Feldbett. Der Hals tat mir weh, die Augen brannten, im Kopf klopfte es, Vorzeichen einer Erkältung. Ich fror. Von Sofia erkannte ich nur eine schwarze Haarsträhne. Unter der Bettdecke zeichnete sich ihr Körper ab, sie lag auf der Seite und schien fest zu schlafen. Das Bett neben ihr war leer. Ich schaute mich um. Gestern hatte Leutbolds Koffer neben dem Nachttisch gestanden, er war weg. Ich stand auf und schaute hinaus. Der Opel parkte nicht mehr am Straßenrand. Ich hätte es wissen müssen.

»Er wollte mich mitnehmen«, sagte Sofia. »Aber ich wollte nicht.« Sie klang wach.

Ich nickte. »Wir müssen bald hier weg, vielleicht verpfeift er uns.«

»Glaube ich nicht, damit würde er sie auf seine Spur führen.«

»Wer ist ›sie‹?«

Sie antwortete nicht.

»Kennen Sie hier jemanden?«

»Nein, woher?«

Hinter einer Tür im Flur verbarg sich ein winziges Bad. Es war klebrig. Im Spiegel sah ich das Gesicht eines Verwahrlosten. So konnte ich nicht aus dem Haus gehen.

Ich stieg die Treppe hinunter. Der Wirt stand im Schankraum, Bier- und Tabakgeruch. »Haben Sie den Herrn Leutbold gesehen?«

»Der ist losgefahren?«

»Wohin?«

»Weiß ich nicht. Er hat mir nichts gesagt.«

Ich war versucht, ihm meinen Dienstausweis unter die Nase zu halten. Es wäre das Dümme gewesen, was ich hätte machen können.

»Gibt es hier ein vernünftiges Badezimmer?«

»Haben Sie es nicht gesehen? Im Flur, schräg gegenüber Ihrem Zimmer. ›Bad‹ steht auf der Tür.«

»Haben Sie ein Rasiermesser für mich? Ich brauche auch noch Zahnbürste und Seife.«

Er griff unter den Tresen und holte eine Blechkiste hervor. Er stellte sie offen vor mich. »Suchen Sie sich was aus, kostet neunzig Pfennig. Haarwaschzeug zehn Pfennig extra. Wenn Sie die Badewanne benutzen, noch einmal zehn Pfennig.«

Es war unverschämt. Ich zahlte zwei Mark. »Das ist dann aber für beide.«

»Meinetwegen.«

Ich nahm in Papier eingeschlagene Seife, Haarwaschmittel, ein altes Rasiermesser mit Rasierseife, eine Zahnbürste und Zahnpasta sowie einen Kamm, der klebte. Ich fluchte, dass ich meine Reisetasche in Bitterfeld liegen gelassen hatte.

»Kriegen wir bei Ihnen ein Frühstück?«

Er nickte flüchtig und ging durch eine Schwenktür.

Sofia hatte sich frisiert, als ich ins Zimmer kam. Sie sah nicht mehr so blass aus wie gestern. Ich nieste.

»Das ist meine Schuld,« sagte sie. Sie lächelte.

»Wir können das Bad benutzen. Sie zuerst.«

Als sie fertig war, quetschte ich mich ins Badezimmer. Ich beeilte mich, duschte in der Wanne, rasierte mich und putzte die Zähne. Anschließend fühlte ich mich fast grundüberholt.

Sie stand am Fenster und schaute hinaus, als ich zurückkam

ins Zimmer.

»Warum sind Sie nicht mit Leutbold gefahren?«

»Er wird irgend etwas Schlimmes tun. Er hat keine Moral.«

»Das merken Sie aber früh«, erwiderte ich. Ich lachte sie an, um den Worten die Schärfe zu nehmen.

»Besser als gar nicht«, sagte sie traurig.

»Es gibt gleich Frühstück. Jedenfalls habe ich so was Ähnliches in der Visage des Wirts gelesen.«

»Danke«, sagte sie.

»Bitte. Wofür?«

»Sie haben mich rausgeholt. Vielleicht haben Sie mir das Leben gerettet.«

»Kommen Sie, wir gehen runter.«

»Moment.« Sie kam zu mir, nahm mich in den Arm und küsste mich auf den Mund. Ihre Lippen waren weich. Ich legte die Arme um sie und drückte sie an mich. Dann nahm ich ihre Hand. Hand in Hand verließen wir das Zimmer und stiegen die Treppe hinunter. Es war eng. Erst unten löste sie ihre Hand aus meiner.

Der Tisch am Fenster war gedeckt. Durch ein Fenster gegenüber schien die Sonne in den Gastraum. Der Baum, auf den wir blickten, glänzte vor Tau. Der Wirt klapperte in der Küche. »Was für ein schöner Tag«, sagte Sofia.

Auf dem Nebentisch lag eine aufgeschlagene Zeitung, die *Leipziger Neuesten Nachrichten*. Sofia las laut: »Kommunistischer Überfall auf das Reichsgericht«. Dann vertiefte sie sich in den Artikel. Sie sah auf und streichelte meine Hand. »Aus dir werde ich nicht schlau.«

»Ist nicht nötig.«

»Du hast einen Oberreichsanwalt gezwungen, Entlassungspapiere auszustellen für Gottfried und mich. Dann hast du ihn,

seine Sekretärin und einen Mitarbeiter der Oberreichsanwaltschaft gefesselt und bist mit einem ›Rot Front!‹ abgezogen. Jetzt fahnden sie nach Gottfried, mir und einem weiteren Kommunisten, dessen Beschreibung erstaunlich gut auf dich passt.«

Sie blätterte weiter. »Große Teile von Leipzig sind in der Hand der Braunen. Die Reichswehr arbeitet nun mit ihnen zusammen. Sie gehören ja jetzt alle zur großen Koalition in Berlin.«

»Wenn man heutzutage Leute mit dem Hakenkreuz sieht, weiß man nicht, ob sie für die Regierung sind oder gegen sie. Das soll einer verstehen.«

»So schwer ist das nicht.« Sie blätterte weiter. »Wenn man dem glauben kann, was hier steht, dann ist der Bürgerkrieg fast schon wieder vorbei. In Mannheim und Hamburg wird noch geschossen, aber das war es dann schon. Im Ruhrgebiet soll es ein Gemetzel gegeben haben. Tausende Kommunisten wollten nach Frankreich fliehen. Aber die Franzosen haben die Grenze zugemacht, und die armen Schweine wurden abgeschlachtet.«

»Das sind deine Genossen«, sagte ich.

»Ja und nein, ich war Sympathisantin. Das nennen die so.«

»Du warst Sympathisantin?«

»Ich hatte nicht gedacht, dass die wirklich Krieg führen wollen.«

»Aber davon haben sie doch dauernd geredet, das habe sogar ich mitgekriegt. Seit dem Krieg haben die Leute die Hemmung verloren vor dem Töten. Es laufen Gestalten herum, die es vor dem Krieg nicht gegeben hat. Und zwar auf allen Seiten. ›Wehrverbände‹, so ein Wahnsinn! Vor dem Krieg haben die Spießer sonntags nach dem Kirchgang im feinen Anzug für die kaiserliche Flotte getrommelt und von Deutschlands Größe geträumt. Das war lächerlich. Heute laufen Hunderttausende in Kampfanzügen durchs Land und brennen darauf, irgend je-

manden zu verprügeln oder umzubringen. Hast du diese Figuren nicht gesehen?«

»Die haben gesagt, sie verteidigen die gute Sache gegen Angriffe der Nazis. Ich habe es geglaubt. Außerdem ist es nicht so falsch. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie RFB-Leute SA-Angriffe abgewehrt haben.«

»Du warst natürlich nicht dabei, als Rotfrontkämpfer Nazis verprügelt haben.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Wir haben uns die Ergebnisse dieser heldenhaften Kämpfe im Leichenschauhaus angesehen.«

»Bei der MASCH gab es so was nicht. Das war interessant.«

»Gewiss, aber diese Arbeiterschulung diente doch dazu, Menschen für den Bürgerkrieg zu gewinnen. Und für den M-Apparat.«

»Ich habe bis vor kurzem nicht gewusst, was das ist, dieser M-Apparat.« Sie legte ihre Hand auf meine. »Leutbold hatte mir nichts gesagt von diesem Apparat, als wir im Hotel arbeiteten. ›Es ist für die Partei‹, hat er gesagt. ›Damit wir uns wehren können gegen die Hitlers.««

Ich nahm ihre Hand in meine. »Und was wird nun?«

»Nimm mich mit.«

»Wohin? Sie werden dich überall suchen. Für die sind Leutbold und du die Hauptverdächtigen. Und ich gestehe, dem lieben Gottfried traue ich nicht über den Weg.«

»Er war es nicht.«

Ich überlegte, fand aber keine Lösung.

»An was denkst du?«

»Wie ich dich in Sicherheit bekomme.«

»Nimm mich mit nach Berlin. Dann sehen wir weiter.«

»Wir packen.«

Wir gingen die Treppe hoch. Im Zimmer nahm ich sie in den Arm. Ich spürte ihre Zunge auf meinen Zähnen, als wir uns küssten. Ich strich ihr über die Brust. Sie trug einen dünnen BH. »Später«, sagte sie.

»Natürlich später«, sagte ich. Ich war nicht verrückt.

Sie packte ihren Koffer. Ich blickte auf die Aktentasche. Im Schankraum stand ein Kohleofen. Wenn es mir gelang, meine alte Kleidung zu verbrennen, vernichtete ich eine Spur, auch wenn sie nur blass war. Aber ich war Kriminaler, wusste, welche Zufälle es gab bei Ermittlungen. Ich sah die Verkäuferin bei Hermann Tietz bildhaft vor mir, wie sie einem Polizisten mit schriller Stimme sagte: »Ja, ich erinnere mich. Diesen Anzug habe ich einem Herrn verkauft. Er hat mich so komisch angeguckt, er war überhaupt so seltsam. Ja, beschreiben kann ich ihn auch. Ich habe geahnt, dass mit dem was nicht stimmt.« So oder ähnlich hatte ich es manches Mal erlebt. Ich packte die Tasche und ging in den Gastraum. Er war leer bis auf den Wirt, der in der Zeitung las. Er hatte kurze, dicke Finger mit Schmutz unter den Nägeln. Er grinste mich an.

»Sie sind ja ein richtiger Held«, sagte er.

»Und Sie sind Kommunist«, sagte ich. »Das soll in diesen Zeiten keine leichte Sache sein.«

Er schaute mich wütend an. »Was soll das?«

»Wie kommen wir hier weg?«

»Mit der Bahn?«

»Geht's genauer?«

Er bohrte in der Nase. »Sie können von hier direkt nach Leipzig und von dort, wohin Sie weiterwollen. Das würde ich aber nicht riskieren.«

»Was würden Sie riskieren?«

»Dann müssen Sie mir schon verraten, wo Sie hinwollen.« Er fuhr sich mit der Hand durch die Haare und schaute mich her-

ausfordernd an.

»Holen Sie einfach den Fahrplan.«

Er verschwand hinter der Schwingtür. Ich ging zum Ofen in der Ecke, öffnete ihn und warf meine alte Hose ins Feuer. Es qualmte aus der Luke, ich musste husten. Der Hals war entzündet und schmerzte. Ich schloss den Ofen. Der Wirt kam zurück mit dem Fahrplan in der Hand. »Was treiben Sie denn da?«

»Ich tue Ihnen einen Gefallen. Sie sparen Kohle.«

Er schüttelte den Kopf, legte den Fahrplan auf den nächsten Tisch, setzte sich wieder auf seinen Platz und las in der Zeitung. Ich blätterte im Fahrplan. Schließlich hatte ich eine günstige Verbindung gefunden. Nach ein paar Minuten steckte ich auch das Jackett in den Ofen. Ich wartete noch ein wenig, um sicherzugehen, dass das Jackett brannte, wenn ich den Raum verließ.

»Kann ich den Plan mitnehmen?«

»Eine Reichsmark«, sagte der Wirt.

Auf dem Umschlag war ein Preis von fünfzehn Pfennig aufgedruckt. Ich war wütend, aber es half nichts, also gab ich dem Mann, was er verlangte, und stieg die Treppe hoch. Im Zimmer roch es nach Seife. Sofia saß auf der Bettkante, ich setzte mich neben sie und schlug den Fahrplan auf. Sie legte den Kopf an meine Schulter.

»Mein Vorschlag: Du kommst mit nach Berlin. Du kannst eine Weile bei mir wohnen. Aber dann müssen wir etwas suchen, wo du sicher bist. Sie würden doch zu gern Hitlers Mörder präsentieren.«

Sie fiel mir ins Wort. »Wir waren es nicht.«

»Das ist denen vermutlich egal.« Ich bedauerte es in dem Augenblick, als ich es gesagt hatte. »Tut mir leid.«

»Das muss dir nicht leid tun. Ist ja die Wahrheit.« Sie zeigte keine Angst.

»Wir mogeln uns über Nebenverbindungen nach Berlin. Auf den großen Bahnhöfen könnte es Kontrollen geben. Wir kaufen auch keine Fahrkarten direkt nach Berlin, sondern nur für Teilstrecken.«

»Du gäbst einen wunderbaren Ganoven ab«, sagte Sofia.

»Ich bin ein wunderbarer Ganove«, antwortete ich. Ich öffnete mein Portemonnaie und zählte mein Geld.

»Ich habe auch was«, sagte sie. »Es wird reichen bis Berlin. Und dann musst du mich durchfüttern.«

»Du bezahlst in Naturalien.«

»T-t-t«, sagte sie und lachte.

Ich trug ihren Koffer in den Gastraum. »Haben Sie einen Wagen?« fragte ich den Wirt.

Der schüttelte den Kopf. Er schien erleichtert zu sein, uns nicht fahren zu müssen. Er erklärte uns den Weg zum Bahnhof. »Wenn ich nur den Verdacht habe, werter Genosse, dass Sie uns verpfeifen, werden Sie hier nicht mehr glücklich. Haben Sie mich verstanden?«

Ich wusste zwar nicht, wie ich diese Drohung verwirklichen sollte, aber der Wirt war vielleicht einfältig genug, mich ernst zu nehmen.

Wir gingen durch das Städtchen zum Bahnhof. Ich trug den Koffer, Sofia die leere Aktentasche. Sie hakte sich bei mir ein, wir sahen aus wie ein Ehepaar, das eine kleine Reise unternahm. Es waren wenig Menschen unterwegs. Am Bahnhof kaufte ich zwei Fahrscheine dritter Klasse nach Hohenstein-Ernstthal. Der Zug kam mit zehnminütiger Verspätung. Wir setzten uns nebeneinander in ein Abteil. Auf dem Boden lagen Zigarettenskippen im Staub. Die alte Frau auf der Bank gegenüber brabbelte vor sich hin und beachtete uns kaum. Ihre Unterlippe zitterte. Der Zug fuhr ächzend an. Kahle Bäume zogen an der Scheibe vorbei. Sie erinnerten mich an den Baum vor

unserer Stellung an der Front. Ob Walter Berg überlebt hatte?

Der Schaffner trat ins Abteil, er knipste die Fahrscheine, ohne etwas zu sagen. Die alte Frau schien ihn nicht zu bemerken. Als der Schaffner die Tür wieder geschlossen hatte, drehte die Frau ihr Gesicht zu uns und fragte mit keifiger Stimme: »Auf großer Reise?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nur nach Dresden.«

»Da fahre ich auch hin. Da wohnt mein Enkel. Der ist bei der Polizei.«

»Aber vielleicht machen wir unterwegs noch Station«, sagte Sofia. »Es ist so schön hier.«

»Ja, ja«, erwiderte die Alte und schaute nach draußen. Sie fing wieder an zu brabbeln.

Als wir in Hohenstein-Ernstthal ausstiegen, erwiderte sie unseren Abschiedsgruß nicht. Am Bahnhof kaufte ich einen Fahrschein nach Waldheim. Der Zug würde durch Chemnitz fahren, es war riskant. In einer Gaststätte gegenüber dem Bahnhof aßen wir eine Kleinigkeit. Sofia strich mir über die Hand. »Es wird gutgehen, glaub mir!«

»Du bist also Hellseherin.«

»Wusstest du das nicht?«

»Frauen wie du wurden bis vor ein paar Jahren noch verbrannt.«

»Das kann wiederkommen.«

»Du hast gewusst, dass ich mich nicht nur dienstlich für dich interessiere?«

»So, wie du mich in Erfurt angestarrt hast. Ich habe es in deinen Augen gelesen. Ich fand es absurd.«

»Was?«

»Die Vorstellung, dir näherzukommen.«

»Danke.«

»Das hat sich jetzt ja geändert zu meiner Überraschung.«

»Warum?«

»Du bist einsilbig. Das hat immerhin den Vorteil, dass ich zu Wort komme.« Sie spielte mit einer Haarsträhne vor dem Ohr und schaute mich herausfordernd an. »Schön bist du nicht. Aber ich habe noch keinen erlebt, der so viel für mich aufs Spiel gesetzt hat. Einschließlich Beamtenpension. Ich gestehe, das beeindruckt mich. Und du gehst mir nicht auf die Nerven mit Weltrettungsplänen, davon habe ich jetzt einige Zeit die Nase voll.«

»Ich hätte da auch einen!«

»Kein Wort!« sagte sie und tat empört.

Ich dachte darüber nach, was sie gesagt hatte. Eine Liebeserklärung war es nicht, jedenfalls keine, von der man träumt. Aber Liebeserklärungen sind Worte. Schwerer wog, was sie gesagt hatte und dass sie wie selbstverständlich neben mir saß, ihren Kopf an meine Schulter lehnte und die Augen geschlossen hatte, ohne zu schlafen. Sie war leicht und zart. Aber es brauchte mehr als einen Windhauch, um sie umzuwerfen. Sie besaß starke Nerven, war ruhiger als ich.

Als der Zug im Chemnitzer Hauptbahnhof einfuhr, sah ich sie sofort:

Reichswehr, Schutzpolizei und SA. Sie bildeten gemischte Streifen, feldgrau, blau, braun, und überwachten die Bahnsteige. Dann hielt der Zug, und ich erkannte weitere Soldaten, die sich in der Mitte des Bahnsteigs in einer Reihe aufgestellt hatten, Gewehr am Fuß. Sofia starrte hinaus. Ich öffnete das Fenster. An beiden Ende der Kette standen Polizeiposten, sie kontrollierten jeden, der ein- oder ausstieg. Hin und wieder schaute ein Polizist in einen dicken Ordner, offenbar eine Fahndungsliste. Sie suchten nicht nach Ganoven, sondern nach Feinden. Polizisten stiegen in den Zug. Dann standen sie auch in unserem Abteil, zwei großgewachsene Uniformierte. »Aus-

weise!« kommandierte der eine. Ich bewunderte Sofia. Sie gähnte und täuschte Gelassenheit vor, obwohl ich ihre Angst spürte. Meine Hände zitterten leicht. Ich suchte meinen Dienstausweis und spürte die Angst im Magen. Der Kopf schmerzte, die Augen trännten. Ich fand den Ausweis in der Gesäßtasche meiner Hose. »Hier, Kollegen«, sagte ich und hoffte, meine Stimme klang ruhig und fest. Ich musste niesen.

Der eine Schupo zog die Augenbrauen hoch, dann legte er die Hand an den Tschako. »Und das ist Ihre Frau, Herr Kommissar.« Es war weniger eine Frage als die Einladung, es zu bestätigen. Ich nickte. Der Schupo tauschte einen Blick mit seinem Kollegen, dann deuteten sie eine Verbeugung an und wünschten eine gute Reise. Sie schlossen die Abteiltür. Sofia saß erstarrt an meiner Seite. Ich nahm ihre Hand, sie war kalt.

»Wir dürfen jetzt keine Erleichterung zeigen«, sagte ich. »Sonst sind wir dran. Sie haben sich gewiss meinen Namen gemerkt und werden noch mal in ihrer Fahndungsliste gucken. Vermutlich steht er nicht darin, aber trotzdem erscheint es ihnen merkwürdig, dass ein Kriminalkommissar in diesen Zeiten mit einer Frau, sei es seine oder nicht, auf Reisen geht. Ohne Frau könnte es eine Dienstreise sein, das ist nicht verdächtig. Aber mit Frau ist es keine. Urlaub gibt es nicht im Bürgerkrieg. Sie trauen sich natürlich nicht, einen Kommissar aus dem Zug zu zerren. Jedenfalls nicht ohne Befehl eines Vorgesetzten.«

»Was heißt das?« fragte Sofia.

»Dass sie entweder gleich mit Verstärkung wiederkommen oder uns in Ruhe lassen.« Ich stand auf, trat in den Gang und schaute auf der anderen Seite des Waggon auf die Bahngleise. Ein Zug fuhr ein, »Chemnitz-Zschopau-Ehrenfriedersdorf.« stand auf den Zugschildern. Quetschend hielt der Zug an, er schien fast leer zu sein. Polizisten stiegen ein, ich sah sie den Gang entlanggehen. Sie fingen mit der Überprüfung an beiden Enden des Zugs an und trafen sich in der Mitte. Dann stiegen sie wieder aus. Ich sah auf die Uhr, wir hätten längst weiterfahren

müssen. Nervös ging ich zurück ins Abteil und schaute aus dem Fenster zum Bahnsteig, ob wir beobachtet wurden. Die Soldaten bildeten Grüppchen und unterhielten sich. Ich hob Sofias Koffer und meine leere Aktentasche von der Gepäckablage. Sie schaute mich erstaunt an. »Los, wir hauen ab«, sagte ich. Jeden Augenblick konnte der Nachbarzug losfahren. Dann war es zu spät. Wenn die Streife zurückkam, hatten sie uns erwischt. Wenn sie sich meinen Namen und die im Ausweis angegebene Dienststelle gemerkt hatten, würden sie mich in Berlin durch die Mangel ziehen. Aber Sofia hatte eine Chance. Falls sie nicht nach uns suchten, war die Flucht schlimmstenfalls unnötig. Es sei denn, sie schnappten uns, weil wir aus dem Zug abhauten. Dann war es aus.

Ich reichte Sofia die Aktentasche und ging mit dem Koffer vorneweg. Sie sagte nichts und folgte. Ich öffnete die Tür. Auf einem Schild zwischen den beiden Gleisen stand »Lebensgefahr! Nicht auf dieser Seite aussteigen!« Ich sprang hinunter und stellte den Koffer ab. Ich blickte das Gleis hinunter. Ein Pfiff, die Lokomotive des Zugs nach Zschopau zischte. »Schnell!« Ich reichte Sofia die Hand. »Au!« rief sie erstickt. Ich schaute mich um, sie winkte ab. Der Zug rollte an. Ich sprang auf die Treppe vor der hinteren Waggontür und riss die Tür auf. Dann warf ich den Koffer auf die Plattform. Ich zog Sofia hinter mir her, als ich die Treppe hinaufkletterte. Ihr Mantel blieb hängen, sie riss sich frei, ich zog sie zu mir auf die Plattform. Dann schloss ich die Tür. Als ich mich umdrehte, stand ein Schaffner vor mir.

»So, so«, sagte er. »Das war die falsche Tür.«

Ich verlor den Mut. Sofia sagte: »Wir haben es uns anders überlegt.«

»In letzter Minute«, sagte der Schaffner und fasste sich an den grauen Kinnbart.

»In allerletzter Minute«, sagte Sofia.

»Das kann vorkommen«, sagte der Schaffner. »Haben Sie denn eine Fahrkarte?«

Sofia schüttelte den Kopf. »Wir müssen nachlösen. Wir hatten keine Zeit, eine Karte zu kaufen.«

»Das kann auch vorkommen«, sagte der Schaffner. »Wohin wollen Sie denn?«

»Nach Zschopau«, sagte ich. Der Mut kehrte zurück.

»So, so, nach Zschopau.« Sein Bauch wölbte sich, die Wangen hingen, die Stirn glänzte. Ich hörte ihn atmen. Er sah sich um, dann sagte er:

»Ich würde ein bisschen weiter fahren. Zschopau ist keine so schöne Stadt.« Er schaute mich streng an, dann Sofia, schließlich wieder mich.

»Ich würde weiter fahren. Ich würde mir ein kleines Hotel suchen und ein bisschen Urlaub machen. Wenn ich Sie wäre. So ein hübsches Paar.«

Wieder schaute er uns streng an. »Fahren Sie bis Ehrenfriedersdorf, gegenüber vom Bahnhof finden Sie das Fuhrunternehmen Gschwendtner. Sagen Sie dort, ein Schaffner habe Ihnen einen Ferienort empfohlen, Zöblitz. Dort gibt es eine kleine Pension, Zur Linde heißt die. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja«, sagte Sofia. »Danke.«

»Für was?« Er riss zwei Karten von einem Block ab. Ich bezahlte die Karten, und wir gingen vorbei an leeren Abteilen in der dritten Klasse. Wir setzten uns in das letzte. Sofia betrachtete den Riss im Saum ihres Mantels. »Hätte schlimmer kommen können.«

»Dann müssen wir wohl Urlaub machen«, sagte ich.

»Der Mann kann viel verlieren«, sagte Sofia. »Aber wenn er es nicht täte, verlöre er sein gutes Gewissen. Der hat gesehen, dass wir in der Klemme sitzen, und musste helfen.«

»Kommune?« fragte ich.

»Glaub ich nicht, eher ein Sozi. Von denen gibt es eine Menge bei der Bahn.«

»Vielleicht ist es auch eine Falle.«

»Nein. Dann hätte er die Greifer auf uns losgelassen.« Sie lachte. »So Typen wie dich.«

Ich musste husten. Sie konnte lachen, es war unglaublich. Ich hätte fast den Mut verloren, ihr schien die Gefahr wenig auszumachen. Ich fühlte mich schlapp, die Kopfschmerzen wurden stärker, die Nase lief. Bald würde ich nur noch krächzen.

»Ein kleiner Erholungsurlaub wird dir guttun.« Sie sagte es mit unbekümmerter Stimme. Ich verstand es als ihre Art, uns Mut zu machen, aber die Anspannung blieb. Wir fuhren an Witzschdorf vorbei. Am Bahndamm lagen Leichen. Einige trugen die RFB-Uniformen. Eine rote Fahne mit gelbem Hammer und Sichel lag zerfetzt zwischen den Toten. Es war wie ein Symbol für den Untergang der Kommune. Sofia starrte hinaus. Sie hielt meine Hand. Vermutlich hatten die Kämpfer sich hinter dem Bahndamm in Stellung gelegt und waren umfasst worden. »Wie es Leutbold wohl geht?« fragte Sofia.

»Ihm wird es egal sein, wie es uns geht. Er ist abgehauen, das sagt genug.«

»Ja, trotzdem muss ich ihm nicht den Tod wünschen.«

Die Eifersucht meldete sich. »Wenn er schlau ist, und das ist er, dann ist er schon Richtung Moskau unterwegs. Dort kann er dann ja Wodka saufen mit den Polizistenmördern.«

Sofia schaute wieder aus dem Fenster hinaus. »Und was wird aus mir?«

»Das überlegen wir in Berlin.«

»Und was wird aus uns?«

Ich hatte nie eine Frau erlebt, die so offen sprach über das, was sie bewegte. »Wir schaffen es«, sagte ich, das wollte ich

glauben. Aber wie sollten wir herauskommen aus dem Schlammassel? Berlin schien mir unendlich weit entfernt. Und was erwartete uns, wenn wir es dorthin schaffen sollten?

Wir erreichten Ehrenfriedersdorf. An einem Fachwerkhaus gegenüber vom Bahnhof las ich das Schild des Fuhrunternehmens Gschwendtner, »Transporte aller Art«. In ein großes Holztor war eine Tür eingelassen. Sie führte in eine Halle, in der ein Lastwagen, zwei Personenwagen und Anhänger standen. Es stank nach Öl. An der Seite sah ich eine Tür, oben verglast, neben der Tür war ein Fenster. Dahinter lag ein Büro, auf dem Schreibtisch brannte eine funzelige Lampe. Ein Mann saß am Schreibtisch, er trug eine Schirmmütze und eine blaue Arbeitsjacke. Ich drückte Sofias Hand und klopfte an die Tür. Der Mann schaute nicht auf von seiner Arbeit, er rief: »Die Tür ist offen!« Das Klopfen schien ihn zu stören. Wir gingen hinein. Als wir vor dem Schreibtisch standen, schaute er uns misstrauisch an. »Ja?«

»Sind Sie Herr Gschwendtner?«

»Ja.«

»Wir möchten nach Zöblitz.«

»Und?«

»Fahren Sie uns hin?«

»Zur Zeit ist kein Fahrer da.«

»Wann kommt einer?«

»Weiß ich nicht.«

»Können wir warten?«

»Lohnt sich nicht.«

»Bis der Fahrer kommt?«

»Der muss nach Olbernhau.«

»Und Sie?«

»Was ich?«

»Können Sie uns fahren?«

»Bitte«, sagte Sofia.

Er schaute sie kurz an, dann wieder mich. »Ich werde hier gebraucht.«

»Ein Schaffner hat Sie uns empfohlen«, sagte Sofia. »Sie würden uns nach Zöblitz bringen, Pension Zur Linde.«

»Ach ja, hat er das gesagt?« Er schaute zwischen uns durch auf die Wand hinter uns. »War das so ein Langer, Dürrer?«

»Nein, er war klein und fett«, sagte ich.

Er blickte uns mit verkniffenen Augen an, dann schaute er auf die Uhr. »Na gut. In fünf Minuten fahren wir. Steigen Sie schon mal ein. Kostet fünf Reichsmark. In den da.« Er wies durch das Fenster auf eine Adler-Limousine.

Das Auto war alt und schmutzig, die Rückbank übersät mit Flecken. Wir sahen durch die Scheibe, Gschwendtner telefonierte im Büro. Er legte auf, blätterte in einem Papierstapel und schrieb etwas auf ein Blatt. Dann erhob er sich. Als er in die Halle kam, trug er eine Jacke in der Hand. Etwas Schweres straffte die Jacke, ich sah die Ausbeulung. Das kannte ich von Ganoven, der Mann hatte sich bewaffnet. Er öffnete das Tor zur Straße, dann setzte er sich hinters Steuer. Der Wagen sprang sofort an, der Motor lief rund. Er fuhr auf die Straße, bremste, stieg aus, schloss das Tor und setzte sich wieder ins Auto.

»Eigentlich habe ich keine Zeit«, sagte er.

»Viel zu tun?« In Sofias Stimme lag Mitleid.

»Ja, müssen einen Oberst nach Potsdam umziehen. Meine Leute sind gerade in Augustusburg und packen.«

»Und wann geht es los?«

»Am 21., in fünf Tagen. Vorher geht's nicht. Ein Stück weiter im Norden halten sich noch Rotfrontleute versteckt und überfallen Reisende. Keine Sorge, junge Frau, hier passiert

Ihnen nichts.«

Wir fuhren an einem Gehöft vorbei. Graugewaschene Schindeln, das Wohnhaus mit Fachwerk und schmutzigem weißem Putz, der Dachfirst der Scheune wellig, gesplitterte Ziegel. Enten und Gänse auf einer umzäunten Wiese. Die Straße war matschig und voller Schlaglöcher. Sofia schaute unentwegt hinaus. »Arme Gegend«, sagte sie.

»Hier ist seit vielen Jahren nichts mehr passiert«, erwiderte Gschwendtner lakonisch. »Die Bauern haben mehr Schulden, als sie zurückzahlen können. Gäste zieht es auch nicht mehr her, wer kann sich heute noch Urlaub leisten? Außer Ihnen natürlich.«

»Es sei denn, man ist Offizier bei der Reichswehr.«

»Nein, junge Frau, die sind auch nicht auf Rosen gebettet. So was wie ein Auto zum Beispiel können sich nur betuchte Offiziere leisten, also solche aus reichem Elternhaus wie den Gutsbesitzern, denen unsere großartigen Regierungen die Osthilfe ins Gesäß blasen. Der Oberst aus Augustusburg ist in Wahrheit ein armer Schlucker. Bürgerliche Herkunft, hat sich wohl hochgedient. Ein ganz scharfer Hund, wie man hört. Aber reich ist er nicht. Vielleicht ist er auch nur geizig. Den nehme ich zum Beispiel im Lastwagen mit bei seinem Umzug. Wir kriegen sogar eine Eskorte vorneweg, falls böse Jungs sich am Eigentum des Obersts vergreifen wollen. So ein Auto mit schwerbewaffneten Soldaten vorneweg, das erspart einem auch alle Kontrollen durch die Kameraden. Mir ist das recht. Sehr recht.«

Es kam mir so vor, als hätte er uns etwas sagen wollen, ohne es auszusprechen. Ich drehte mich um, Sofia blickte mich an und blinzelte mit dem linken Auge. So hatten wir es als Kinder gemacht, wenn wir eine stille Verabredung trafen. Sofias Blick hatte etwas Verschwörerisches. Der Fahrer hatte nichts gemerkt, oder er tat so.

Nach dem Ortseingangsschild Zöblitz bog Gschwendtner links ab in eine kleine Straße. Dort, wo sie in einen Feldweg übergang, lag die Pension Zur Linde, ein großes Fachwerkhaus mit geschnitzten Verzierungen am Giebel, an der Seite ein Schuppen mit Fenstern. Gschwendtner stieg aus und klopfte mit einem Messingklöppel auf eine Pfanne an der Doppelflügeltür. Bald öffnete sich die Tür, eine große hagere Frau mittleren Alters mit hochgesteckten Haaren trat heraus und begrüßte unseren Fahrer per Handschlag. Sie wechselten einige Worte, die wir nicht verstanden, dann winkte Gschwendtner uns heran. »Das ist Ihre Wirtin, Frau Schnittholz«, sagte er.

Frau Schnittholz gab uns die Hand, sie war knochig und stark. »Ich zeige Ihnen Ihre Zimmer«, sagte sie. Gschwendtner nahm Sofias Koffer und schloss sich uns an. Frau Schnittholz führte uns in den zweiten Stock und öffnete die Türen zweier nebeneinander gelegener Zimmer. An der Wand ein Kruzifix, ein Bild, kämpfende Hirsche auf einer Au, ein Bett mit zwei großen Kopfkissen und hohen, gebogenen Abschlussbrettern an Kopf- und Fußende. Es war kalt im Zimmer, der Kohleofen in der Ecke brannte nicht. Ich schaute in Sofias Zimmer, es sah nicht anders aus. Sie fror.

»Gehen Sie etwas essen«, sagte die Frau. »Ich könnte nur etwas Kaltes bereiten, ich hatte nicht mit Gästen gerechnet. Den Weg zurück zur Hauptstraße, dann links ins Dorf hinein, dort finden Sie die Dorfschenke. Ist eine gute Küche. Der Herr Gschwendtner kann Sie ja noch schnell hinfahren.«

Ich nahm Sofias Hand, sie war kalt. »Fahren wir«, sagte ich, »bevor du zum Eisblock erstarrst.«

Sie lächelte.

Gschwendtner schwieg, als er uns zur Dorfschenke fuhr. Er bremste vor der Gaststätte, ich gab ihm fünf Reichsmark. »In fünf Tagen, am Abend, geht es los. Das ist der 21. November. Wir fahren die Nacht durch.« Er wiederholte es, als erzählte er

uns eine belanglose Geschichte.

In der Dorfschenke stand Qualm in der Luft. Er stammte vom Ofen und von den Rauchern am größten Tisch. Darauf stand ein Messingschild mit Holzfuß und der Inschrift »Stammtisch«. Um den Tisch herum saßen fünf Männer, sie sprachen laut, fielen einander ins Wort, übertönten sich. Sie hatten große Biergläser vor sich und kleine für den Schnaps. Sonst saß niemand im Gastraum. Die Leute vom Stammtisch warfen einige Blicke auf uns, vor allem auf Sofia. Dann widmeten sie sich wieder ihrer Besserwisserei. Ich wählte einen Tisch nahe der Tür. Der Wirt erschien, ein mittelgroßer, beliebter Mann mit einer speckigen Lederschürze. Er verbeugte sich und betrachtete uns fast von unten. Er blieb in leicht gebückter Haltung, während er unsere Bestellung aufnahm. Dann verbeugte er sich noch einmal und verließ den Gastraum.

»Einfach abknallen«, dröhnte es vom Stammtisch. »Gott sei Dank haben sie die Sau erwischt. Den hätten sie gleich umlegen sollen. Auf der Flucht!« Der Mann hatte eine Fistelstimme.

Ein Bass dröhnte dazwischen: »Nein, der Thälmann gehört vor Gericht, damit er mal erzählt, was die Russenknechte geplant haben. Daumenschrauben anziehen, und der quiekt wie ein Ferkel auf der Schlachtbank.«

»Schroten und dem Stalin die Reste schicken«, brüllte ein anderer.

»Das sollten sie mit allen von der Kommune machen.«

»Und mit den Verrätern von der SA auch!« sagte der mit der Fistelstimme. Er hatte ein rotes Gesicht mit Pickeln. Seine Augen glänzten böse.

»Aber nur die Sozi-SA, die braune ist in Ordnung. Sind sogar Hilfspolizisten geworden.«

»Wenn der Hitler noch leben würde, das wäre seine Stunde. Und alle würden zittern vor ihm, die Scheißfranzosen und die Saupolen.«

»Der Göring bringt's doch nicht. Das ist doch ein Lahmarsch. So einer will Parteiführer sein, lächerlich!«

»Unterschätz den nicht, der hat sie alle ausgetrickst. Das muss man auch erst mal packen.«

»Ach, Quatsch, niemanden hat der ausgetrickst, der hat einfach Glück gehabt. Und jetzt ist er Vizekanzler, hält großkotzige Reden, wenn er gerade mal nüchtern ist. Ne, gäb's den Hindenburg nicht, ging's drunter und drüber.«

»Es geht drunter und drüber!«

»So ein Quatsch, aber du hast ja immer zu den Eberts gehalten.«

»Die neue Regierung Schleicher, Göring, Hugenberg, Papen, das sind die richtigen Leute, ihr werdet es sehen. Keine Waschlapen wie der Brüning.«

»Und was meinen Sie, mein Herr?« grölte der mit dem Bass zu uns herüber. »Und Sie meine Dame? Habe ich Sie nicht schon irgendwo gesehen?« Der Tisch brach in Gelächter aus. »Doch, doch«, rief der Mann.

»Ich hab die schon mal gesehen. Es fällt mir bestimmt wieder ein.«

»Vielleicht gibt es einen Steckbrief«, sagte Sofia leise. »Wir müssen hier raus.«

»Nein, es gibt bestimmt keinen Steckbrief, der Kerl ist besoffen.« Ich war mir nicht sicher, ob ich recht hatte. Immerhin hatte ich selbst in der Zeitung meine Personenbeschreibung gelesen. Ich musste sie beruhigen, sonst endete unser Kneipenbesuch auf der nächsten Polizeiwache. »Wir bleiben hier. Wenn wir jetzt gehen, machen wir uns verdächtig.«

Ich stand auf und ging hinüber zum Stammtisch. Ich stützte meine Hände auf den Tisch. Wie zufällig öffnete sich mein Jackett, der Griff meiner Pistole wurde sichtbar. Ich lächelte die Männer freundlich an.

»Vor Gericht soll man den Thälmann stellen, das finde ich auch. Als Kriminalkommissar kann ich das gar nicht anders sehen. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie meine Frau mit dem Respekt behandelten, der einer Dame zukommt.«

Zwei guckten mich blöde an, andere grinsten. Sie wussten nicht, was sie sagen sollten. »Nichts für ungut«, sagte der mit der Fistelstimme. Die anderen wichen meinem Blick aus.

Inzwischen war der Wirt mit zwei Tellern Suppe zurückgekehrt. Ich setzte mich wieder neben Sofia. Schweigend aßen wir die Erbsensuppe. Der Stammtisch wurde allmählich wieder lauter, aber sie vermieden es, zu uns hinüberzuschauen. »Wir holen uns alles zurück«, sagte einer.

»Wer hat uns bestohlen, das waren die Polen. Wer muss blechen, das sind die Tschechen.« Grölendes Gelächter. »Diesmal hauen wir die Franzosen zu Brei. Erst im Westen, dann im Osten. Und am Ende geht's dem Iwan an die Gurgel.« Sie bestellten eine Runde Korn.

Ich hob meine Hand, als der Wirt zu uns schaute. »Haben Sie ein Telefon?«

Er zeigte in Richtung der Toiletten. Sofia hatte nichts dagegen einzuwenden, ein paar Minuten allein zu bleiben. Ich wählte die Vermittlung und ließ mich mit Wohlfelds Privatnummer verbinden. Ich hatte Glück, er war zu Hause.

»Herr Kommissar, Sie leben!«

»Ja, warum nicht?«

»Es ging die Nachricht um, Sie wären in Leipzig umgekommen bei den Schießereien.«

»Ich bin kein Gespenst, also ist es eine Latrinenparole. Allerdings war ich Gefangener des RFB.«

»Mein Gott. Dann wissen Sie es ja vielleicht noch gar nicht, die Kommunisten haben Leutbold und Schmoll befreit.«

»Donnerwetter. Das ist ärgerlich. Ich bin noch gar nicht bis

Leipzig gekommen.«

»Dass sie Leutbold und Schmoll befreit haben, ist eine Art Schuldeingeständnis.«

»Nicht unbedingt. Die sollten wohl den Nazis nicht in die Hände fallen.«

Er zögerte ein paar Sekunden. Dann sagte er: »Sie haben bestimmt recht, Herr Kommissar.«

»Ich hoffe es. Und was machen die Schwimmübungen?«

»Wie bitte?«

»Ihre Versuche mit der Röhlm-Puppe.«

»Ach so, die konnten wir bisher nicht durchführen. Es gab wilde Schießereien überall in Berlin. Keiner wusste, wer auf wen schoss, bis die Reichswehr dazwischengegangen ist. Hunderte von Toten. Im Wedding gab's eine Schlacht mit Barrikaden. In Kreuzberg auch. In Charlottenburg haben Heckenschützen auf alles geschossen, was gut gekleidet war. Erst seit gestern trauen sich die Leute wieder auf die Straße. Wann kommen Sie zurück, Herr Kommissar? Der Polizeipräsident macht sich Sorgen.«

»In drei, vier Tagen«, sagte ich. »Sagen Sie dem Präsidenten, ich hätte mich in einem Dorf in Sachsen in Sicherheit gebracht. Ich musste fliehen, kam nach Leipzig nicht hinein, da war es wie in Berlin. Und jetzt treiben sich hier noch kommunistische Banden rum und knallen auf alles, was sie für den Klassenfeind halten. Morgen oder übermorgen hat sich die Lage bestimmt beruhigt.« Sicher glaubte er mir die Geschichte. »Warten Sie mit den Versuchen, bis ich zurück bin. Auf die paar Tage kommt es jetzt nicht mehr an.«

»Machen wir, Herr Kommissar. Soll ich Ihnen Verstärkung schicken?« Seine Freude rührte mich, ich bedauerte es, ihn manchmal angeschnauzt zu haben, wenn ich schlecht gelaunt war.

»Nein, die Kollegen haben zur Zeit Wichtigeres zu tun, als auf mich aufzupassen. Wiederhören!« Ich legte schnell auf.

Sofia war in Gedanken versunken, als ich mich wieder an den Tisch setzte. Die Stammtischrunde hatte sich aufgelöst. Ein Teller Sülze mit Bratkartoffeln stand an meinem Platz, auch ein Glas Bier.

»Wir fahren mit dem Umzugswagen nach Berlin«, sagte Sofia.

»Ja«, sagte ich. »Mit einer Eskorte der Reichswehr. Allerdings nicht so bequem wie der Oberst, sondern zwischen seinen Möbeln.«

»Mit dir erlebt man ja tolle Abenteuer«, sagte sie lächelnd. Aber ich erkannte ihre Unsicherheit. Natürlich überlegte sie, was aus ihr würde, wenn wir in Berlin waren. Ich konnte es ihr nicht sagen, ich wusste es selbst nicht.

Hand in Hand gingen wir zurück zur Pension. Der Mond leuchtete wie eine Laterne am Himmel. Es war windstill. Entlaubte Bäume warfen bizarre Schatten. Nasse Wiesen glänzten matt. Wir sagten kein Wort. Als ich unschlüssig vor meinem Zimmer stand, betrat Sofia ihres und ließ die Tür offen.

VIII.

Wir verlebten fünf Tage und vier Nächte, als ginge uns alles andere nichts an. Es war uns gleichgültig, wer wen erschoss, wer wo die Macht ergriff, wer wen einsperrte. Unsere Wirtin ließ sich nur sehen, wenn sie gebraucht wurde. Ich lernte Sofia als eine selbstbewusste Frau kennen. Sie war schön, humorvoll und phantasie reich in der Liebe. Außerdem hatten wir Muße, uns zu pflegen und Wäsche zu waschen, es war eine Rückkehr in die Zivilisation.

Am fünften Tag, nach dem Frühstück, klopfte es an meiner Tür. »Einen Augenblick, bitte«, rief ich. Sofia und ich stiegen aus dem Bett und kleideten uns notdürftig an. Wir hatten überlegt, wie wir nach Ehrenfriedersdorf fahren könnten.

»Herein!«

In der Tür stand die Wirtin. »Zweimal am Tag fährt ein Bus nach Ehrenfriedersdorf, der nächste heute nachmittag um halb drei. Am besten sind Sie schon zehn Minuten früher an der Haltestelle. Manchmal hat der Busfahrer es eilig.«

Ich bedankte mich und bat um die Rechnung.

»Eine Rechnung bekommen Sie nicht. Zahlen Sie, was Sie können, und sagen Sie niemandem, dass Sie hier waren.«

Ich fühlte mich verwoben in einem unsichtbaren Netz. Keine Geheimorganisation, sondern Menschen, die kein zu hohes Risiko eingingen, aber anständig bleiben wollten. Der Schaffner, der uns als politisch Verfolgte ansah, weil wir aus dem Zug geflohen waren. Der Spediteur, an den der Schaffner uns verwies und der so tat, als ahnte er nichts und uns doch eine sichere Fahrt nach Berlin anbot, für den Fall, dass wir dorthin wollten. Vielleicht riet er uns auf seine Art sogar, nach Berlin zu fliehen, weil wir in der Großstadt besser untertauchen konn-

ten als auf dem Land, wo jeder jeden kannte. Und nun die Wir-
tin, die uns keine Meldezettel vorgelegt hatte und erwog, wir
könnten knapp bei Kasse sein. Und keiner dieser Menschen
verlor ein Wort über das, was er tat oder unterließ. Viele wären
zur Polizei gelaufen, ich kannte diese Denunzianten, die die
Polizeiarbeit erschwerten, ohne die wir aber auch manchen Fall
nicht gelöst hätten.

Der Bus fuhr tatsächlich zu früh los. Wir setzten uns auf die
Rückbank und hatten alles im Auge. Hin und wieder stiegen
Fahrgäste zu oder aus, nicht viele. Kaum einer beachtete uns.
Es dämmerte, als wir in Ehrenfriedersdorf eintrafen. Der Bus
hielt am Bahnhof. Gegenüber stand ein Möbelwagen, die Tür
zum Laderaum war offen. Wir blieben eine Weile stehen und
beobachteten die Umgebung. Gschwendner tauchte auf, kon-
trollierte etwas am Wagen und schien uns nicht zu kennen. Als
er in seiner Garage verschwand, schlenderten wir untergehakt
zum Laster. Ich schaute mich um, niemand war zu sehen. Vom
Bahnhof her piffte eine Lokomotive. Eine Trittleiter lehnte am
Laderaum des Lasters, ich warf den Koffer hinein. Wieder
schaute ich mich um, tat so, als seien wir neugierige Passan-
ten. Aus dem Bahnhof strömten Leute, sie kamen von der Ar-
beit. Sie beachteten uns nicht. Als wir den Pulk nicht mehr
sahen, stieß ich Sofia leicht in die Seite, mit drei schnellen
Schritten war sie an der Ladekante und kletterte die Leiter
hoch. Ich sicherte die Umgebung, dann kletterte ich hinterher.
Wir quetschten uns durch die Möbel, die an den Seitenwänden
festgezurt waren, nach vorne, bis wir auf einen kleinen Frei-
raum stießen, wo der Boden mit Umzugsdecken gepolstert war.
Wir setzten uns auf die Decken und lehnten uns an den
Schrank des Obersts. Wir saßen schweigend nebeneinander,
während es draußen dunkel wurde.

Dann hörten wir ein Auto, es hielt hinter dem Laster an.
Stimmen und Schritte näherten sich, ich hörte Gschwendner
etwas über Fahrzeiten reden. Dann wurde die Doppeltür des

Laderaums zugeschlagen. Es quietschte, als der Schließbügel einrastete. Nun war es finster. Sofia legte ihren Kopf an meine Schulter. Der Laster wurde gestartet, vibrierte heftig, als schüttelte er sich, dann hatte der Diesel seinen Takt gefunden.

Es ächzte im Laderaum, als der Wagen anfuhr. Ich spürte Sofias Lippen an meinem Ohr. »Wir sollten versuchen zu schlafen. Wenn sie uns erwischen, werden wir es früh genug merken.« Sie biss mir leicht ins Ohrläppchen und legte sich an meine Seite. Ich machte es mir neben ihr so bequem, wie es ging, und suchte ihre Hand. Es schüttelte. Ich hoffte, Gschwendtner hatte alles gut verzurrt; wenn sich Möbel selbständig machten, würde es gefährlich werden. Krachend legte Gschwendtner einen höheren Gang ein.

*

Als ich im Dunkeln aufwachte, lag Sofias Hand immer noch in meiner. Ich hatte wieder von Berg und Rübezahl geträumt, von unserem nächtlichen Stoßtrupp dicht vor der feindlichen Stellung. Und beim Aufwachen hatte ich Elsbeths Bild vor Augen. Sofia schlief, das Auto rüttelte uns durch, der Diesel dröhnte, es klapperte und ächzte. Ich hatte mein Zeitgefühl verloren. Die Bremsen quietschten, der Wagen hielt, draußen hörte ich Verkehrslärm, wir waren in einer Stadt. Der Laster fuhr wieder an, bog ab, es drückte mich an den Schrank. Sofia tastete nach mir. »Sind wir da?« fragte sie.

»Weiß nicht, jedenfalls sind wir in einer Stadt.«

Wieder hielt der Lastwagen, dann rollte er, bremste, fuhr an. So ging es eine Weile, bis der Lastwagen holperte und dann stehenblieb. Der Motor erstarb klopfend. Die Fahrerkabine wurde geöffnet, jemand machte sich am Verschluss der Laderaumtür zu schaffen. Das Licht blendete. Jemand stieg ein, ich legte meine Hand an die Pistole. Dann stand Gschwendtner im

Licht und schaute auf uns hinunter. »Los, raus!« zischte er. »Der Oberst ist im Haus.«

Die Gelenke schmerzten, als ich mich aus dem Laderaum quälte. Ich nahm den Koffer und sprang auf die Straße. Dann half ich Sofia. »Da runter!« sagte Gschwendtner. Wir liefen die Straße hinunter. Es war ein Villenviertel. Bald stießen wir auf eine größere Straße. Auf einem Schild war der Bahnhof angezeigt. Wir folgten der Richtung. Ich war einige Male in Potsdam gewesen und glaubte, es wiederzuerkennen.

Im Bahnhof kauften wir Fahrkarten und setzten uns in die S-Bahn Richtung Berlin. Langsam fühlte ich die Erleichterung. »Das Schlimmste haben wir geschafft, jetzt dürfen wir nur niemandem über den Weg laufen, der mich kennt.«

»Ich setze mich woanders hin«, sagte Sofia. »Dann kann gar nichts passieren.«

Sie hatte recht. Sie setzte sich auf die andere Seite, schräg gegenüber. Sie sah erschöpft aus, sie lächelte mich an, dann schaute sie aus dem Fenster.

Auf dem Weg zu meiner Wohnung folgte sie mir in einigen Metern Abstand. Es gelang uns, die Treppe hinaufzusteigen, ohne dem Hausmeister aufzufallen. Als wir vor meiner Wohnungstür standen, klapperte der Spion an Fräulein Wieses Tür leise, aber sie kam nicht heraus. Im Wohnzimmer fiel die Anspannung von uns ab. Ich schaute noch einige Male aus dem Fenster, sah aber niemanden, der uns beschattete. Die Sonne blickte durch dunkelgraue Wolken auf Berlin. Es war später Vormittag, ich wusch mich, wechselte die Kleidung. Sofia stand auf, als ich das Wohnzimmer betrat. Wir hielten uns in den Armen. Ich überlegte, wie es weitergehen sollte, aber mir fiel nichts ein.

»Und nun?« fragte Sofia. Sie streichelte mein Gesicht.

»Ich weiß nicht. Noch nicht«, redete ich mir ein. »Lass uns heute abend reden. Ich schaue mal, wie die Lage ist. Und be-

sorge was zu essen. Du lässt dich nicht am Fenster sehen und bleibst auf jeden Fall in der Wohnung. Versuch zu schlafen.«

Ich drückte sie noch einmal an mich, dann machte ich mich auf den Weg zum Präsidium. Ich war hundemüde, und meine Knochen taten mir weh. Die Nase juckte, die Erkältung steckte in mir, sie brach nicht richtig aus, verschwand aber auch nicht. Es pochte unter der Stirn.

*

Auf dem Weg zum Alexanderplatz warf ich den Schlüssel vom Dienstzimmer des Oberreichsanwalts in einen Abfallkorb. Als ich mein Büro betrat, war ich zurück im Kriminalistendasein. Es klopfte, Wohlfeld trat ein. »Sie müssen gleich zum Präsidenten«, sagte er.

»Gibt es neue Spuren?« fragte ich. »Im Fall Goebbels vielleicht?«

Wohlfeld schüttelte den Kopf. »Wir sind nicht weitergekommen, wir hatten Krieg, kurz, aber heftig.« Er zeigte ein betrübt Gesicht, als machte er sich Vorwürfe.

Ich winkte ab. »Sie sollten bald herausfinden, wo sich Goebbels in den Tagen vor seinem Tod aufgehalten hat, wen er getroffen hat, ob er sich mit jemandem gestritten hat.« Ich verließ das Büro.

Es war wie immer. Die Sekretärin tippte, wahrscheinlich tat sie es auch im Schlaf. Sie wies auf Melchers Tür. Der saß hinter seinem Schreibtisch und blätterte in einer Akte.

»Da sind wir ja froh, dass wir Sie wieder haben«, sagte er und zeigte auf den Besucherstuhl vor seinem Schreibtisch. »Ich dachte schon, Sie wären verlorengegangen.«

Ich setzte mich. »Ich wollte die beiden Verdächtigen in Leipzig verhören, geriet aber in die Gewalt von RFB-Leuten. Als

ich fliehen konnte, hatte die Kommune Leutbold und Schmoll schon aus der Untersuchungshaft befreit.«

Der Präsident nickte. »Eine freche Aktion, dafür werden sie bezahlen. Den Leiter des M-Apparats, den Genossen Kippenberger« – er legte Verachtung in das Wort Genosse – »haben wir in Moabit in Verwahrung. Wir rechnen mit ihm ab. Vorher sollten Sie ihn ausquetschen. Vielleicht fällt ihm ja ein, wo die Hitler-Mörder sich verkrochen haben.«

»Ich fürchte, die trinken Wodka in Moskau«, sagte ich und wunderte mich über die neue Schärfe in den Worten des Präsidenten.

»Wir haben die Grenzen streng bewacht«, erwiderte Melcher. Er legte den Kopf in den Nacken. »Ich fürchte, Sie haben trotzdem recht. Es gibt so viele Schlupflöcher und Schleuser. Manchmal träume ich davon, dass wir in Moskau einziehen und das Rattenest ausheben. Oder dass wir wenigstens einen Zaun um Deutschland herumziehen mit wenigen Durchgängen, an denen wir jeden bis auf die Haut überprüfen.«

Ich nickte eifrig. »Aber ich will den Kippenberger trotzdem verhören, vielleicht haben wir Glück. Vielleicht sagt er was aus. Wenn Leutbold und Schmoll es doch waren, dann haben sie vermutlich im Auftrag des M-Apparats gemordet. Ich kann mir nicht vorstellen, dass solche Würstchen aus eigenem Antrieb handeln.«

»Gewiss, tun Sie das. Ich fürchte nur, Kippenberger wird Ihnen nichts verraten. In welche Richtung gehen Ihre weiteren Ermittlungen?«

Ich überlegte einen Augenblick. Es war wohl die Eingebung, die mich sagen ließ: »In keine bestimmte. Wir wissen noch nicht einmal, ob die Fälle zusammenhängen. Die Morde an Röhm und Goebbels können Leutbold und Schmoll nicht begangen haben, die waren inhaftiert. Wenn aber der M-Apparat dahintersteckt, hätten wir einen Zusammenhang.«

»Aber das ist doch eine Ermittlungsrichtung.«

»Es ist mehr Spekulation als Spur.«

»Wie komme ich zu dem Eindruck, Herr Kommissar, dass Sie sich in diesem Fall nicht festlegen wollen? Wir haben zwei Tatverdächtige aus Weimar, die haben gelogen über ihre Beziehung zum Terrorapparat der Kommune. Über das Motiv müssen wir gar nicht nachdenken, es liegt auf der Hand.«

»Wir verfolgen auch die Hypothese, es könnten verschiedene Täter sein.«

»Aber das ist es doch, was ich sage. Wenn es sich um verschiedene Täter handelt, wenn die Opfer hochgestellte Persönlichkeiten der NSDAP sind, dann kommt doch niemand anderes in Frage als die Kommune. Die Sozis haben keinen Mumm in den Knochen, die tun so was nicht. Aber Kippenberger und Genossen, das sind Mörder, die haben schon gemordet. Was wollen Sie mehr?«

»Beweise, Herr Polizeipräsident. Kriminalistische Beweise, die den Ansprüchen unserer Strafprozessordnung genügen.«
Ich bemühte mich um einen ruhigen Ton.

»Was wollen Sie damit andeuten, Herr Kommissar?«

»Nichts.«

Melcher schaute mich lange an unter seiner glänzenden Glatze. »Was gedenken Sie zu tun?«

»Ich werde den Reichstagsabgeordneten Kippenberger vernehmen, dann werde ich ein Experiment durchführen und Goebbels' Wohnung noch einmal auf Spuren untersuchen. Meinem Assistenten habe ich aufgetragen, herauszufinden, wo sich Goebbels in den Tagen zwischen dem Hitler-Mord und dem eigenen Tod aufgehalten hat. Zwischen den Morden an Goebbels und Röhm gibt es eine Verbindung.«

»Dass sie in der NSDAP waren?«

»Gewiss, das meine ich aber nicht. Eine kriminalistische

Spur, Öl.«

»Öl?« Melcher schaute mich verständnislos an.

»Das Kabel, mit dem Röhm gefesselt war, hat in Öl gelegen. Der Lappen, den jemand Goebbels in den Mund gestopft hat, riecht ölig.«

»Aha«, sagte der Polizeipräsident.

»Diese Spur führt uns vielleicht weiter als die Mitgliedschaft der Opfer in einer Partei.«

»Ich dachte, Sie legen Wert auf ein Motiv, oder ist das nicht kriminalistisch?«

»Doch, aber manchmal ist das offenkundige Motiv gar keines. Vielleicht hat der Hitler-Mord mit den beiden anderen Fällen nur vermittelt zu tun. Etwa so: Hitler wird getötet, dann setzen Nachfolgekämpfe ein um die Parteiführung.«

Melcher trommelte mit den Fingern leise auf die Schreibtischplatte.

»Wenn es so wäre, dann hätte der Hitler-Mord mit den beiden anderen Fällen nur insofern zu tun, als er den oder die Mörder von Goebbels und Röhm ermunterte«, fügte ich hinzu.

»Öl, was bedeutet das?«

»Dass der oder die Täter womöglich etwas mit Öl zu tun haben. Vielleicht in einer Werkstatt. Kann sein, dass sie Öltanks oder -kanister im Keller stehen haben. Möglich ist auch, dass ihr Auto ölverschmiert ist.«

Melcher schwieg. »Gut, Herr Kommissar. Ich hoffe, Sie tun das Richtige. Berichten Sie mir unverzüglich, wenn sich etwas Neues ergibt.«

Er öffnete die Akte, in der er gelesen hatte, als ich sein Zimmer betreten hatte. Ich stand auf und ging. Die Sekretärin im Vorzimmer tippte.

Zurück in meinem Büro, setzte ich mich hinter den Schreibtisch und sortierte meine Gedanken. Melcher hatte sich auf die

Kommune festgelegt. Kein Wunder, es passte in die Landschaft. Die neue Regierung war scharf rechts und nationalistisch. Kommunistische Mörder entsprachen ihrem Feindbild. Einen Augenblick erwog ich die Möglichkeit, ob die Naziführer von den eigenen Leuten ermordet worden waren. Aber es war abstrus, vor allem im Fall Hitler. Stoff für einen abseitigen Kriminalroman.

Ich öffnete die Tür zum Vorzimmer. Elisabeth Wuttke saß am Schreibtisch und schrieb etwas mit der Hand. »Ist Wegner da?«

»Ja, Herr Kommissar.«

»Dann rufen Sie ihn bitte.«

Kurz darauf trat der Kriminalassistent ein. Er stellte sich straff vor meinen Schreibtisch. »Herr Kommissar?«

»Haben Sie die Röhm-Puppe?«

»Jawohl, Herr Kommissar.« Er drückte sich gern militärisch aus und hatte sich diese Marotte offenbar von Wohlfeld abgeschaut. Dabei war er nicht im Krieg gewesen, untauglich wegen irgendeines nicht sichtbaren Leidens. Was er zu bedauern schien, hätte mir böse Träume erspart.

»Was sagt die Gerichtsmedizin?«

»Ein schwieriger Fall. Das Wasser war kalt. Er war noch recht frisch, als wir ihn herausgeholt haben. Dr. Münting sagt, Röhm sei maximal vier Stunden tot gewesen, als er entdeckt wurde. Er kann ausschließen, dass Röhm ertrunken ist.«

»Dann lassen wir ihn mal schwimmen.«

Wegner nickte. »Jawohl, Herr Kommissar. Ich beschaffe Verstärkung.«

Ich betrachtete die Berlinkarte an meiner Wand hinter dem Schreibtisch und schätzte ab, wo wir mit unserem Versuch beginnen sollten.

»Gut, sagen Sie den Kollegen, sie sollen mit der Puppe ans

Spreeufer kommen, und zwar an der Ecke Wuhlheide/Weiskopffstraße, da gibt's einen Weg zum Wasser.« Ich stand auf, im Vorzimmer hörte ich Schritte. Wohlfeld stand in der Tür. »Kommen Sie gleich mit, wir lassen die Puppe schwimmen. Sie können mir unterwegs berichten.«

Wegner setzte sich ans Steuer eines Ford, ich saß mit Wohlfeld auf der Rückbank. »Meinen ausführlichen Bericht bekommen Sie morgen. Bisher habe ich nichts Brauchbares herausgefunden. Goebbels ist am 8. November vormittags zurückgefahren nach Berlin. Das kann ein Reichsbahnschaffner bestätigen.«

»Sind schon seltsame Kameraden. Ihr Führer wird ermordet, und seine engsten Mitarbeiter fahren nach Berlin und machen weiter.«

»Vielleicht hatten sie Angst vor einer Revolte?«

Er konnte recht haben, merkwürdig war es trotzdem. »Berichten Sie weiter.«

»Da gibt es nicht viel zu sagen. Goebbels war die meiste Zeit in der Redaktion oder zu Hause. Die Nachbarn wussten nichts Auffälliges zu berichten.«

»Unser alter Horch war eine Klasse besser, nicht wahr, Wohlfeld?«

»Das stimmt, Herr Kommissar. Aber besser das Auto zusammengeschoßen als Sie.«

Wegner steuerte den Ford sicher durch den Verkehr. Warum war er im Krieg nicht Lastwagenfahrer geworden? Ich hätte ihn gerne gefragt, aber es ging mich nichts an. Vor dem Alten Friedhof an der Köpenicker Landstraße war ein Auflauf, Hunderte von Menschen, schwarz und grau gekleidet. Viele trugen Regenschirme. Ich erkannte die Reichskriegsflagge. »Bürgerkriegsopfer«, sagte Wohlfeld. »Sieht nach Stahlhelm aus.«

Wegner fuhr über die Brückenstraße zur Ostendstraße und

bog an der Ecke Wuhlheide/Weiskopffstraße rechts in einen Kopfsteinpflasterweg ein. Dann hielt er an. Wir stiegen aus, ich steckte die Hände in die Manteltasche. Ich schaute auf die Spree, die sich grün dahinwälzte, und dachte an Sofia. Meine Laune verdüsterte sich, ich hatte keine Idee, wie wir zusammenbleiben konnten. Sie konnte sich nicht ewig verstecken. Und ich würde irgendwann entlarvt werden als der Verbrecher, der einen Oberreichsanwalt überfiel, um zwei kommunistische Verschwörer zu befreien. Wieviel Zeit blieb mir noch?

Unsere Verstärkung mit der Puppe kam. Es waren drei Polizisten mit einem Lastwagen, auf dem sie ein Boot mitbrachten. Ich hatte nicht daran gedacht, deutete auf das Boot und klopfte Wegner auf die Schulter. Er straffte seinen Körper, ein Lächeln ging über sein Gesicht. Ich bat meine Mitarbeiter zu mir. »Wir wissen nicht, an welchem Ufer Röhms Leiche ins Wasser gestoßen wurde. Und natürlich nicht, auf welcher Höhe. Wir werden experimentieren. Wir schmeißen die Puppe von beiden Seiten hinein. Wir gehen davon aus, dass Röhms vier Stunden tot war, als er beim Ruderverein Markomannia antrieb. Meine Arbeitshypothese ist, er wurde eine Viertelstunde, höchstens eine halbe Stunde nach seinem Tod ins Wasser geworfen. Demnach ist er dreieinhalb Stunden oder ein bisschen länger in der Spree getrieben. Sie werfen die Puppe hier auf beiden Seiten ins Wasser und stellen fest, wie er sich jeweils verhält. Dann begleiten Sie sie und protokollieren, wo sie sich zu welcher Zeit befindet. Orientieren Sie sich dabei an Querstraßen und Gebäuden am Ufer. Wenn die Puppe irgendwo hängenbleibt, entscheiden Sie, ob auch Röhms hätte hängen bleiben können. Wenn ja, lassen Sie die Puppe in Ruhe. Wenn nein, machen Sie sie los. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Puppe weiter oben ins Wasser geworfen wurde. Wenn doch, wissen Sie, was Sie zu tun haben. Sie werden heute mit der Arbeit nicht fertig, vielleicht brauchen Sie bis übermorgen oder noch länger. Wichtig ist eine große Zahl exakter Versuche. So, dann

will ich Sie mal nicht weiter stören. Kriminalassistent Wohlfeld übernimmt die Leitung. Herr Kriminalassistent, ich brauche das Auto.«

»Auf Wiedersehen, Herr Kommissar«, sagte Wohlfeld und wandte sich seinen Kollegen zu.

*

Ich fuhr zur Untersuchungshaftanstalt in Altmoabit. An der Torwache zeigte ich meinen Dienstausweis, ein lächerlicher Akt, jeder Wärter kannte mich. »Bringen Sie mir den Untersuchungsgefangenen Kippenberger in die 126.« Dieser Raum wurde für Vernehmungen benutzt, aber auch für Gespräche zwischen Gefangenen und ihren Anwälten. Der Raum war mittelgroß und hatte zwei vergitterte Fenster. In der Mitte stand ein Tisch mit zwei Stühlen, in der Ecke neben der Tür ein weiterer Stuhl für einen Justizbeamten.

Ein Schließer betrat mit einem Mann das Zimmer. »Der Untersuchungshäftling Kippenberger«, sagte er in einem Tonfall, der zeigte, er mochte den Reichstagsabgeordneten nicht. Kippenberger sah aus wie ein Spätsommersemester oder ein junger Universitätslehrer. Schmales Gesicht, intelligente Augen, ungekämmte mittelbraune Haare. War das Deutschlands gefährlichster Terrorist?

Ich zeigte auf den Stuhl mir gegenüber, den Justizbeamten bat ich, den Raum zu verlassen.

»Ich protestiere«, sagte Kippenberger. Er hatte eine ruhige Stimme.

»Ich bin Abgeordneter des Deutschen Reichstags und genieße Immunität. Die Verhaftung ist rechtswidrig.«

Ich zweifelte seine Feststellung nicht an. Es war nicht meine Sache.

»Wenden Sie sich an den Staatsanwalt. Bringen Sie das beim Haftprüfungstermin zur Sprache. Informieren Sie Ihren Anwalt.«

»Der ist auch verhaftet.«

»Es gibt nicht nur einen Anwalt in Berlin. Wenden Sie sich doch an Dr. Levi.« Den Namen hatte ich mal gehört. Dr. Levi hatte den Ruf eines außerordentlich geschickten Verteidigers in politischen Strafsachen. Er war Sozialdemokrat.

Fast hätte Kippenberger ausgespuckt. »Ich lasse mich nicht von Renegaten und Sozialfaschisten vertreten.«

Ich konnte mit dem KP-Kauderwelsch noch nie etwas anfangen und bemühte mich, freundlich zu sein. »Herr Kippenberger, Sie waren oder sind Leiter des sogenannten M-Apparats der KPD.«

»Was soll das sein?«

»Die Abteilung Militärpolitik, gegründet von Ihrem Genossen Schneller, dann übernommen von Ihnen.«

»Ich bin Reichstagsabgeordneter der Kommunistischen Partei Deutschlands.«

»Daran habe ich keinen Zweifel.« Ich lächelte ihn freundlich an.

»Herr Kippenberger, in Wahrheit interessiert mich dieser M-Apparat als solcher nicht besonders.«

Er schaute mich misstrauisch an.

»Ich untersuche drei Mordfälle. Hitler, Röhm, Goebbels.«

»Soll ich jetzt traurig sein?«

»Nein. Ich bin es auch nicht. Es geht nicht um Trauer, sondern um Mord, um Täter, um Verdächtige. Kennen Sie einen Gottfried Leutbold? Zuletzt wohnte er in Weimar, war Angestellter des Hotels Elephant.«

»Wo Hitler erschlagen wurde.«

»Richtig.«

»Ich kann Ihnen dazu nichts sagen.«

»Wozu?«

»Zu dem Mord an Hitler.«

»Er wird Ihnen in die Schuhe geschoben. Ein Motiv können Sie ja nicht abstreiten.«

»Hitler war eine Marionette des Kapitals. Was nutzt uns sein Tod? An seine Stelle wird ein anderer treten.«

»Solche Volksverhetzer wie Hitler findet man nicht jeden Tag.«

»Schreihäse gibt es genug.«

»Noch mal, die stellen Sie vor den Staatsgerichtshof, und mit ein bisschen Pech landen Sie in der Todeszelle. Ich will über diesen M-Apparat nichts weiter wissen, sobald ich sicher sein kann, er hat mit den Morden nichts zu tun. Ich bin Kriminalbeamter, ich untersuche Morde, sonst nichts. Ich halte mich an Recht und Gesetz.«

»Dann lassen Sie mich hier raus.«

»Wenn ich könnte, würde ich es. Wenn ich sicher bin, dass Sie oder der von Ihnen geleitete Apparat nichts zu tun hat mit den Morden, setzte ich mich dafür ein, dass Sie nach Recht und Gesetz behandelt werden.«

Er schaute mich lange an. Er wirkte wie ein Junge, hatte aber den Verstand eines ausgebufften Taktikers. »Das ist eine kleine Erpressung, nicht wahr. Sie wissen, dass die Immunität keine Vorbedingungen kennt. Sie muss erst vom Parlament aufgehoben werden, dann darf gegen mich ermittelt werden. Bisher ist sie nicht aufgehoben worden.«

»Ich möchte Ihnen ja schließlich was anbieten. Da schadet ein wenig Beweglichkeit nicht.«

Er grinste. »Machen Sie das immer so?«

»Manchmal, ich habe ja nicht jeden Tag mit Reichstagsabgeordneten und Oberterroristen zu tun. Wenn Ihre merkwürdige Abteilung nichts zu tun hat mit den Morden, interessiert sie mich nicht. Dann hat dieses Gespräch nicht stattgefunden. Jedenfalls nicht so.«

»Sie müssen nicht berichten?«

»Doch, aber was ich berichte, ist meine Sache.«

Kippenberger zog die Augenbrauen hoch, dann lachte er. »Wie hieß der, nach dem Sie fragten?«

»Leutbold, Gottfried.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, den kenne ich nicht. Aber das muss nichts sagen. Wir reden hier über einen angeblichen Apparat, der sich angeblich weit verzweigt von der Zentrale bis in die Zellen. Natürlich reden wir nur theoretisch, weil es diesen Apparat in Wirklichkeit nicht gibt.«

»Gewiss. Sofia Schmoll, kennen Sie die?«

»Nein.«

»Stellen Sie sich vor, irgend jemand erteilt dieser nicht existenten Abteilung den Befehl, Hitler zu ermorden. Wie würde sie den Befehl ausführen?«

»Möglicherweise gäbe es dafür Spezialisten aus dem Ausland.«

»Bei den Anschlägen in Frankfurt und auf dem Bülowplatz war das aber nicht so.«

»Ich habe mit diesen schrecklichen Morden natürlich nichts zu tun.«

Er betonte ›schrecklich‹.

»Natürlich.« Warum war mir dieser Mann sympathisch?

»Hielten Sie es nicht für selbstverständlich, dass der nicht existierende Leiter dieses nur in Ihrer Phantasie existierenden Apparats es wüsste, wenn der Chef der größten feindlichen

Partei liquidiert werden sollte? Und dass er sich in diesem nicht existierenden Fall persönlich darum kümmern müsste, dass dieser Befehl durchgeführt würde? Und dass er alles tun würde, um zu verhindern, dass ein Verdacht auf seinen nicht existierenden Apparat fiel? Dass er womöglich nicht existierende Genossen einer nicht existierenden fremden Macht bitten würde, die Sache zu erledigen? Jedenfalls niemanden, der direkt mit seinem nicht existierenden Apparat zu tun hat?«

»Aha.«

»Sie glauben mir nicht.«

»Ich habe noch nie an etwas geglaubt, das es nicht gibt.«

»Dann sind wir ja Geistesverwandte.«

»Eher nicht.«

»Langer Rede kurzer Sinn, ich war es nicht. Niemand, den ich kenne, war es. Reicht Ihnen das?«

»Wenn es die Wahrheit ist.«

»Die reine Wahrheit, nichts als die Wahrheit.«

»Das würden Sie auch sagen, wenn es gelogen wäre.«

»Richtig.«

»Aber wer hat dann Leutbold und Schmoll aus der Untersuchungshaft befreit?«

Er hob die Achseln. »Sie fragen den Falschen.«

Niemand wusste es besser als ich. Aber ich hatte keine Ahnung, was Kippenberger anderen Leuten erzählen würde. Etwa über einen Kommissar, der eine naheliegende Frage nicht gestellt hatte.

»Herr Kippenberger, wie schade, dass Sie keine meiner Fragen beantworten wollen.«

Er nickte. »Leute, die Sie widerrechtlich einsperren, sind erstaunlicherweise schlecht gelaunt und nicht auskunftsfreudig, Herr Kommissar.«

»Sie machen sich Ihre Lage nicht leichter!« Ich brüllte, so laut ich konnte. »Abführen!«

Das Schloss rasselte, der Justizbeamte trat ein und befahl: »Mitkommen!«

»Ihre Verbocktheit kostet Sie noch den Kopf!« schnauzte ich Kippenberger an.

»Mal sehen, welcher zuerst rollt! Rot Front!« Kippenberger guckte mich grimmig an. Fast hätte ich gelacht. Ich hatte eine Art Bündnis mit einem Mörder geschlossen. Nein, Kippenberger und sein M-Apparat hatten mit meinen Fällen wohl nichts zu tun.

Ich fuhr ins Präsidium und setzte mich in die Kantine, um eine Bulette mit Kartoffelsalat zu essen. Danach trank ich eine Tasse dünnen Kaffee und rauchte eine Zigarette. Ich sah meine Umgebung wie durch einen Schleier. Die Nase war entzündet vom Putzen. Im Hals lauerte der Hustenreiz, ich würde die Nacht kaum schlafen. Mir fiel ein, dass ich zu Hause kaum etwas zu essen hatte. Sofia musste von sauren Gurken und Apfelkompott satt werden. Bevor ich nach Hause ging, würde ich einkaufen. Ich setzte mich in den Ford und hielt unterwegs vor einem Lebensmittelladen, wo ich Fleisch und Gemüse, Wurst, Marmelade, Käse und Brot, Bier und Saft kaufte. Es war viel zu teuer, aber ich wusste nicht, was Sofia am liebsten aß. Ich musste noch viel lernen über sie.

Im Wagen legte ich die braunen Papiertüten vorsichtig auf den Boden zwischen Fahrersitz und Rückbank. Meine Laune stieg, als ich vor dem Haus parkte. Ich nahm die Tüten in die Arme und stieg die Treppe hoch, darauf bedacht, dass nichts hinunterfiel. Ich klopfte mit dem Fuß an meine Wohnungstür, ich hatte keine Hand frei zum Aufschließen. Es rührte sich nichts. Ich klopfte wieder und wartete. Dann meldete sich die Angst. War sie verhaftet worden, waren wir schon aufgeflo- gen? Eine Stimme flüsterte mir ein zu fliehen. Aber ich stellte

die Tüten neben die Tür auf den Boden und schloss auf. Ich ging hinein, es war niemand zu hören. Als ich in die Küche kam, sah ich den Zettel auf dem Tisch.

Es ist besser so. Sofia.

IX.

Die lange unterdrückte Erkältung brach aus. Die Augen tränten, ich hustete mir die Lunge aus dem Leib. Ich schwitzte und fror. Es war dunkel, ich lag im Bett und versuchte zu schlafen. Ich redete mir ein, es sei besser so, und trauerte doch um Sofia. Manchmal nickte ich ein, dann wachte ich wieder auf und hustete. Ich träumte wirres Zeug vom Krieg, von Elsbeth und Sofia, von meinem Sohn. Auf einmal klickte es.

Das Klicken kam näher. Ich öffnete die Augen und lauschte. Wieder das Klicken. Ich lag regungslos, versuchte zu hören, woher das Geräusch kam. Ob Sofia zurückkehrte? Ich schaute auf den Wecker, es war halb drei in der Nacht. Dann stand ich auf. Es klickte wieder, das Geräusch kam aus dem Wohnzimmer. Dort war niemand. Ich schaltete das Licht ein, es klickte laut, etwas splitterte. Eine Scheibe hatte einen Riss. Ich öffnete das Fenster und erhielt einen Schlag an die Stirn. Er tat nur kurz weh. Ich fasste an die Stirn, mein Finger war rot gefärbt, Blut. Unten auf der Straße stand ein Mann, dick ver mummt, mit Pelzmütze, und winkte mit den Armen. Er sagte nichts. Er riss die Mütze vom Kopf, da erkannte ich ihn.

Ich fluchte, nahm den Schlüssel vom Haken und zog mir den Morgenmantel über, dann schlich ich hinunter zur Eingangstür. Ich schloss auf, er blickte sich einmal hektisch um und drängte herein. Als ich die Haustür abgeschlossen hatte, legte er den Zeigefinger an den Mund und stieg schnell und leise hinter mir die Treppe hinauf.

Sobald wir in der Wohnung waren, schnauzte ich ihn an: »Bist du irre, erst zerschießt du mir eine Scheibe, dann wirfst du mir einen Stein an den Kopf, was soll das Affentheater? Ich hoffe, du hast eine gute Erklärung dafür.«

Noch während ich schimpfte, keimte in mir eine Ahnung,

was los war. Walter Berg hatte Ärger. Ich hatte ihn vor dem Peloton bewahrt, nun hatte er sich an mich erinnert, als er wieder in der Patsche saß. Walter setzte sich im Mantel an den Küchentisch, auf dem Läufer in der Diele hatte er schwarze Fußspuren hinterlassen. Die Mütze legte er vor sich hin. Er sah zerschlagen aus.

»Sie sind hinter mir her.«

Ich setzte mich ihm gegenüber. »Wer?«

»Polizei, SA, Reichswehr.«

»Ich also auch«, erwiderte ich. »Und warum?«

»Bist du so dumm, oder tust du nur so?«

»Ich bin so dumm.«

Er schaute mich wütend an. »Ich bin Kommunist, die KPD ist verboten, wird beschuldigt, den Staatsstreich geplant zu haben, und ihr werden die Morde an den Naziführern in die Schuhe geschoben.«

»Einiges davon kannst du schlecht leugnen, zum Beispiel, dass ihr den Staatsstreich geplant habt.«

Berg schaute mich an, wie man einen Irren anschaut, der einem die Hand nicht reichen will, bevor man nicht Hänschenklein singt, während man an der Regenrinne hängt und jede Sekunde abstürzen kann. »Aber doch nicht jetzt, den Staatsstreich macht die Reaktion, die Nazis, die Deutschnationalen, die Schleichers und die Hindenburg-Kamarilla.«

»Dann sind die euch zuvorgekommen.«

»Du begreifst es nicht.«

»So was kann man nicht begreifen, wenn man nicht an Stalin glaubt und an seinen Stellvertreter in Deutschland. Was hast du angestellt? Es wird ja nicht gleich jeder mit einem KP-Mitgliedsbuch verhaftet.«

»Ich habe einen SA-Bonzen erschossen, in Notwehr!«

»So was sagen meine Mörder auch immer.«

Berg schwieg.

»Wie bist du denn in Bitterfeld davongekommen?«

»Die haben einen Augenblick nicht auf mich aufgepasst, als sie die Genossen umlegten. Kam mir so vor, als hätten sie's mit Absicht getan. Hast du was damit zu tun?«

»Irgend jemand hat mich zum Schutzengel für dich bestellt. Du solltest es nicht überreizen.«

»Du wirst einen Kameraden nicht verraten.« Es war eine Frage.

Ich hob die Hände, kratzte mich am Kopf und hustete. »Du bringst mich gerade um meinen Schlaf.« Ich führte ihn ins Wohnzimmer und deutete aufs Sofa. »Hau dich da hin, später sehen wir weiter.«

Ich ging ins Schlafzimmer und legte mich hin. Irgendwann fiel ich in einen unruhigen Schlaf, manchmal wachte ich auf, weil ich keine Luft bekam durch meine verstopfte Nase. Ich schwitzte und fror, der Husten verkrampfte. In einem Traum-fetzen saß Sofia mit Walter in der Küche, sie lachten über mich.

*

Der Wecker klingelte um sechs Uhr. Ich stand auf und schaute ins Wohnzimmer. Berg lag krumm auf dem Sofa. Ich ging ins Bad, wusch und rasierte mich und putzte die Zähne. Dann bereitete ich in der Küche ein Frühstück. Als ich meine Vorräte sah, wurde ich traurig. Ich hatte sie nicht für einen von der Kommune gekauft.

Der Kaffeeduft musste Walter geweckt haben. Mit verschlaf-nem Gesicht trottete er herein. »Sag bloß, du kannst dir rich-tigen Kaffee leisten.«

Ich hätte ihm sagen können, dass ich den Kaffee nicht für ihn gekauft hatte, aber ich schwieg.

Er setzte sich hin.

»Du kannst bis heute abend bleiben, dann sehen wir weiter«, sagte ich. »Ein Bad würde dir übrigens nicht schaden. Ich schau mal, ob ich Kleidung habe, die dir einigermaßen passt.« Mit der Stulle in der Hand kramte ich in meinem Kleiderschrank, bis ich alte Wäsche und Kleidung fand, die ihm passen müsste.

Ich legte die Sachen auf einen Stuhl in der Küche und verabschiedete mich mit einem schlechten Gefühl im Bauch. Den Wagen ließ ich stehen und ging zur Ecke Levetzow-/Jagowstraße. Dort lag die Praxis von Dr. Ferdinand Fleischer, er war ein guter Arzt, bei dem ich gleich drankam trotz seines vollen Wartezimmers, und er war ein Freund, jedenfalls so etwas Ähnliches. Hin und wieder gingen wir einen trinken im Fröhlichen Postillion, einer Weinschenke im Viertel. In letzter Zeit hatten wir uns allerdings selten gesehen, weil mich meine Arbeit auch abends und nachts forderte, schon vor dem Mord an Hitler. Als ich die Praxis betrat, winkte mich die Sprechstundenhilfe ins Behandlungszimmer. »Ist gerade frei«, sagte sie. Sie arbeitete beim Doktor, seit ich die Praxis besuchte.

Ferdinand saß hinter seinem Schreibtisch und schaute mich missmutig an, das tat er immer. »Von dir sieht man ja gar nichts mehr«, sagte er statt einer Begrüßung.

»Die Arbeit«, erwiderte ich.

»Lass dir mal eine phantasievollere Entschuldigung einfallen. Wie siehst du denn aus?«

»Wie einer, der Grippe hat.«

»Danke für die Diagnose, das erspart mir Arbeit. Hemd aus, aber dalli, du bist nicht der einzige hier.« Er war ein kleiner, dicker Mann mit einer Mönchsglatze, irgendwo jenseits der Fünfzig, ich hatte ihn nie nach seinem Alter gefragt. Er schaute

mich tranig an aus seinen Schweinsaugen. »Und wo hast du die Beule an der Stirn her? Hat ja sogar geblutet!« Dann winkte er ab, er erwartete keine Antwort.

Als ich Hemd und Unterhemd ausgezogen hatte, hörte er mit dem Stethoskop den Brustkorb ab. »Tief atmen!« befahl er. Im Krieg war er Feldscher gewesen. »Es rasselt wie in einem Kettenwerk«, sagte er. Er klang zufrieden. Dann fasste er mit der Hand an meine Stirn. »Außerdem hast du Fieber. Du musst ins Bett, ich schreibe dir ein Attest.«

»Quatsch«, sagte ich. »Verschreib mir was gegen den Husten, der bringt mich um.«

»Nicht der Husten bringt dich um, sondern deine Unvernunft. Die Mörder können warten.«

»Komm, stell dich nicht an, verschreib was.«

Er schüttelte den Kopf und tippte sich an die Schläfe. Dann zog er seinen Rezeptblock heran und schrieb etwas darauf. »Das sind Kodeintropfen. Die beruhigen den Reizhusten, machen einen aber müde. Du solltest nicht Auto fahren mit dem Zeug. Hast du das kapiert?«

Ich nickte. »Jawohl, Onkel Doktor.«

Er rollte die Augen, als verzweifle er an mir. »Zwanzig Tropfen jeweils morgens, mittags, abends. Das Mittel holst du in der Apotheke. Und jetzt raus, du hältst den Betrieb auf. Draußen warten Leute, die meine Heilkräfte verdienen.«

Ich zog mich an, bedankte mich, erntete einen bösen Blick und ging.

Vor meiner Wohnung stieg ich in den Ford und fuhr zum Präsidium. Unterwegs hielt ich bei einer Apotheke und besorgte mir die Kodeintropfen. Ich schluckte die doppelte Dosis und fuhr los. Dann zündete ich mir eine Zigarette an. Sie schmeckte übel, ich schmiss sie aus dem Fenster.

Als ich vor dem Präsidium ankam, war mir schwindlig.

Diesmal fuhr ich mit dem Aufzug hoch, auch wenn die Angst mich bedrängte. Im Vorübergehen begrüßte ich Elisabeth Wuttke und setzte mich hinter meinen Schreibtisch. Sie kam herein und sagte: »Wie sehen Sie denn aus, Herr Kommissar! Sie sind krank!«

»Ist nicht so schlimm, wie es scheint. Rufen Sie bitte den Herrn Wohlfeld zu mir.«

»Der ist an der Spree.«

»Wann kommt er wieder?«

»Es tut mir leid, Herr Kommissar, er hat es mir nicht gesagt. Haben Sie schon das Neueste gehört?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich war wie immer der letzte, der Neuigkeiten mitkriegte.

»Herr Göring wurde Ministerpräsident und Innenminister von Preußen. Er bleibt Vizekanzler und Reichsinnenminister.«

Ich lehnte mich zurück. Jetzt musste ich also meinen höchsten Dienstvorgesetzten verhören. Diese Aussichten passten zu meinem sonstigen Zustand. Aber die Fälle liefen ohnehin aus dem Ruder. Ich putzte mir die Nase und schrieb auf einen Zettel *Maurice u. Co.* Wir hatten Hitlers Begleiter noch nicht verhört. Dann schrieb ich *Strasser*. Mit Strasser hatte ich gesprochen, aber vielleicht hatte er nicht alles erzählt.

Ich sah die Wirklichkeit um mich herum wie durch einen Nebel. Die Dinge waren weit entfernt, Gleichgültigkeit kroch in mich hinein. Die Glieder wurden schwer, alles war dumpf. Ich sah Sofias Gesicht wie in unruhigem Wasser gespiegelt. Jemand rüttelte an meiner Schulter, ich wollte die Hand weg-schieben, öffnete die Augen. Es war Wohlfeld. Er schaute mich erschrocken an. »Herr Kommissar, was ist mit Ihnen? Sind Sie krank?«

Ich versuchte, ihn zu begreifen, wollte sprechen, aber die Zunge war schwer. Dann brachte ich etwas heraus. »Bringen

Sie mir einen Kaffee!«

Wohlfeld ging hinaus, Elisabeth Wuttke stand in der Tür und starrte mich an. »Gehen Sie an Ihre Arbeit«, sagte ich. Das Sprechen kehrte zurück, auch wenn es noch mühsam war.

Wohlfeld erschien mit einer Tasse, sie dampfte. Er stellte sie vor mich. Ich trank einen Schluck. Er war aufgeregt. »Was ist denn?« fragte ich.

»Strasser wurde ermordet. Er liegt in seiner Wohnung mit einem Messer zwischen den Rippen und *Mein Kampf* auf dem Bauch. Die Reinemachefrau hat ihn gefunden.«

Ich glaubte erst, ihn nicht zu verstehen. Und irgendwie war es mir egal. Ich wollte schlafen. »Dann fahren wir hin«, sagte ich. »Wo ist es?«

»In der Nähe des Reichstags, es ist seine Abgeordnetenwohnung.«

*

Strasser wohnte in der Schumannstraße, gegenüber dem Deutschen Theater. Ein Paternoster brachte uns in den dritten Stock. Die Kollegen der Mordkommission sicherten Spuren, der Fotograf schleppte seinen Apparat durch den Flur. Wegner kam aus einer Tür, grüßte und sagte:

»Eine Riesensauerei, Herr Kommissar.«

Die Leiche lag im Wohnzimmer auf einem Teppich, daneben stand ein kleiner Tisch mit zwei Sesseln. In einer Vitrine an der Wand sah ich Gläser und ein paar Bücher. Auf dem Tisch erkannte ich die Titelseite des *Angriffs*. Strasser lag in einer Blutlache. Der Griff und ein Teil der Klinge eines Seitengewehrs ragten aus seiner Brust heraus, er war ins Herz getroffen. Ich sah es gleich, ein Stich, und er war tot gewesen. Neben der Einstichstelle lag *Mein Kampf*. Ich hatte das Buch nie gelesen,

vielleicht musste ich es jetzt tun. Das linke Bein war abgespreizt und gebeugt.

Mir fiel auf, wie groß und kräftig gebaut dieser Mann war. Er hatte im Reichstag Furore gemacht, galt als so etwas wie ein linker Nazi, aber auch als kompromissbereit. Er hasste die Juden, wie alle Nazis, und nicht nur die. Und er war Arbeitsminister der Regierung Schleicher gewesen. In seiner Ministerwohnung wäre er besser geschützt gewesen als hier. Womöglich hatte er keinen Anschlag befürchtet. Warum, verdammt, lag Hitlers Buch neben dem Einstich? War es eine Botschaft? Wenn ja, was sollte sie sagen? Und wem? War es ein Ablenkungsmanöver?

Ich winkte Wohlfeld zu mir. »Gehen wir in den Flur, wir stehen den Kollegen nur im Weg. Was meinen Sie, was bedeutet es, dass *Mein Kampf* da liegt?«

Wohlfeld starrte auf den Boden. »Vielleicht, dass der oder die Täter mitteilen wollen, Strasser habe sterben müssen, weil er Hitler treu ergeben war, trotz aller Gerüchte, die man in den Zeitungen las über Hitler als Schreier und Strasser als seinen gemäßigten Konkurrenten.«

»Und wem wollte der Täter es mitteilen?«

Wohlfeld schaute mich ratlos an.

»Uns bestimmt nicht. Wenn der Täter uns meint, dann ist es eher eine Finte. Oder doch nicht? Wenn er für die anderen Morde ebenfalls verantwortlich ist, dann zeigt sich eine Verbindung. Röhm mit dem Penis im Mund, das spielt an auf seine Männergeschichten. Goebbels mit einem Lappen im Mund, das verweist auf sein großes Maul oder seine Rednergabe, wie immer man es bewerten mag. Und Hitler? Der passt nicht in die Reihe.«

»Aber die Goethestatue?«

»Gewiss, mag sein. Aber mir kommt es vor, als hätte der Täter bloß danach gegriffen, weil sie gerade da stand.«

Wohlfeld nickte.

»Bedenken Sie, wie der Täter auf Hitler eingeschlagen hat. Der hatte eine Wut auf ihn. Die anderen Morde dagegen erscheinen kühl geplant. Diese Taten haben einen Witz!«

Wohlfeld schaute mich erstaunt an.

»Ja, einen Witz. Vielleicht war Strasser zu hitlergläubig? Vielleicht war jemand enttäuscht von ihm. Vielleicht erwartete dieser Jemand eine Wende in der Nazipolitik.«

»Oder er bezichtigte Strasser doch des Verrats, also das Gegenteil von Hitlergläubigkeit«, sagte Wohlfeld.

Er hatte recht. Es war jedenfalls die beste Erklärung für das Buch auf Strassers Brust. »Gut, Herr Kriminalassistent«, sagte ich.

Er lächelte stolz.

»Die Zeichen verraten uns in der Tat einiges, aber es ist nicht eindeutig.«

Die Sargträger erschienen, wir mussten ins Treppenhaus ausweichen. Da fiel mir etwas ein. »Noch nicht wegbringen!« rief ich. Ich ging noch einmal ins Wohnzimmer, Wohlfeld folgte mir.

»Sind Sie fertig?« fragte ich Wegner im Wohnzimmer.

»Noch nicht ganz, wir suchen noch nach Fingerabdrücken.«

»Warten Sie damit eine Viertelstunde und lassen Sie Herrn Wohlfeld und mich allein.«

Wegner und zwei Mitarbeiter verließen das Wohnzimmer und schlossen die Tür. Wohlfeld stellte sich neben die Tür und schaute mir zu. Er wusste, er durfte jetzt eine Weile nichts sagen.

»Es ist ein Seitengewehr, wie wir sie im Krieg hatten, lang, spitz, einigermaßen scharf, eine ideale Waffe, um jemanden aufzuspießen. Es ist lang, aber man braucht nicht viel Kraft, um es in einen Menschen hineinzustoßen. Wer benutzt ein Sei-

tengewehr? Ein ehemaliger Soldat oder einer von der Reichswehr. Oder einer, der diesen Eindruck erwecken will. Das ist demonstrativ. Ein Soldat, der keine Spur hinterlassen will, tötet nicht mit einem Seitengewehr. Wer Strasser ermordet hat, hat wahrscheinlich auch Röhm und Goebbels getötet, vielleicht auch Hitler. Bei Goebbels und Röhm scheinen die Zeichen klar, Homophilie und Großmäuligkeit. Bei Strasser fehlt die Eindeutigkeit, oder ich verstehe das Zeichen nicht. Die Hitler-Bibel auf Strassers Brust, bedeutet das ›Verräter‹, oder war Strasser dem Mörder zu hitlertreu, noch nach dem Tod des Führers? Das Ganze riecht nach einer Finte. Wer mordet, ohne Spuren zu hinterlassen – es wird hier wieder so sein, da braucht man keinen Hellseher –, genauer, wer nur die Spuren hinterlässt, die er hinterlassen will, der ersticht nicht einen mit einem Seitengewehr, wenn er uns nicht auf etwas stoßen will.«

Ich betrachtete die Leiche genauer. »Er hat seinen Mörder hereingelassen.« Ich schaute auf Wohlfeld. »Gibt's Spuren an der Wohnungstür?«

Wohlfeld verließ das Wohnzimmer.

»Er schaut friedlich aus. Es muss schnell gegangen sein. Der Mörder betritt das Zimmer, steht Strasser gegenüber, vielleicht ist der abgelenkt, schaut woanders hin, und schon zieht der Mörder das Bajonett. Ein Stich, gut gezielt, genau getroffen, bevor Strasser auf dem Boden liegt, ist er tot. Ganze Arbeit. Bei Hitler in Weimar sah es anders aus, es ist eine andere Handschrift. Mag sein, dass dieselbe Organisation dahintersteckt. Dann hat sie in Berlin einen Mörder losgeschickt, in Weimar einen anderen. Hat der Mörder die Zeichen im Auftrag hinterlassen, oder war das die Signatur eines eiteln Künstlers? Fiel ihm zu Strasser vielleicht kein eindeutiges Zeichen ein?«

Wohlfeld kehrte zurück. »Nein, keine Spuren, die Tür wurde nicht aufgebrochen.«

»Das hatte ich mir gedacht. Vielleicht hat er sich als Bote des

Reichstags getarnt. Wohlfeld, sorgen Sie dafür, dass die anderen Bewohner des Hauses auch nach einem Boten gefragt werden.«

Wohlfeld verschwand wieder.

Ich zog mir Handschuhe an und kniete mich nieder. Ich putzte mir die Nase. Erst roch ich an dem Buch, dann am Bajonett. Ein Hauch von Öl, jedenfalls glaubte ich, es zu riechen. Wenn es so war, dann gab es eine Verbindung zwischen den drei Berliner Fällen.

Wohlfeld trat wieder ein ins Wohnzimmer.

»Kommen Sie mal!«

Er kniete sich neben mich.

»Riechen Sie an dem Buch und am Messergriff.«

Er beugte sich vor und tat es.

»Was riechen Sie?«

»Das Buch riecht muffig, am Griff rieche ich nichts.«

»Kein Öl?«

Wohlfeld beugte sich noch einmal nach vorn. »Nur wenn ich es mir einbilde.«

»Ich bin zwar erkältet, aber ich bilde es mir ein.« Ich öffnete die Tür zum Flur. »Herr Wegner.«

Wegner erschien. »Herr Kommissar?«

»Untersuchen Sie Buch und Messer nach Ölspuren. Machen Sie das zuerst.« Ich fürchtete, der Geruch könnte sich verflüchtigen.

Wegner nickte.

»Sie können die Spurensuche fortsetzen, auch wenn wir wahrscheinlich keine Fingerabdrücke des Täters finden werden. Vielleicht hat er uns ja sonst etwas hinterlassen. Jeder macht mal einen Fehler.« Ich wandte mich an Wohlfeld. »Wir schauen uns die Wohnung an.«

Die Küche sah nicht so aus, als wäre Strasser ein Feinschmecker. Im Bad entdeckte ich einige Medikamente. Der Gerichtsarzt würde uns unterrichten, wenn etwas Auffälliges darunter sein sollte. Ich fand es normal, Strasser war mal Apotheker gewesen, und ein Apotheker hat ein paar Pillen mehr im Haus. Am Ende des Gangs öffnete ich die Tür zu seinem Arbeitszimmer. Der Schreibtisch war aufgeräumt, an den Wänden Regale mit Büchern, einige Biographien und Fachliteratur über Wirtschaft und Sozialpolitik. Im unteren Regalbrett standen Aktenordner mit Aufschriften wie *Fraktionsvorstand*, *Partei*, *Otto*. Im Ordner *Otto* waren Briefe und sonstige Papiere abgeheftet, darunter Entwürfe von Reden. Offenbar hatte Otto Strasser seinem Bruder zugearbeitet. Ich setzte mich an Strassers Schreibtisch. Im mittleren Schubfach waren ein paar Papiere, ich überflog sie, nichts Aufregendes. Genauso unergiebig war die Suche in den anderen Schubfächern und in den Regalen.

Als wir das Zimmer verließen, schleppten die Leichenträger gerade den Sarg aus der Wohnung. Ich schaute ins Wohnzimmer, Wegner und zwei Kollegen durchsuchten das Zimmer Quadratzentimeter um Quadratzentimeter. Sie brauchten mich nicht, Wegner war ein As in seinem Fach.

Ich winkte Wohlfeld zu mir. Wir gingen zum Bahnhof Friedrichstraße. In einer Bude an der Straße kauften wir Pferdewürste mit Brot. Wir lehnten uns ans Straßengeländer und aßen.

»Ich fürchte, Herr Kommissar, wenn wir diese Mörder nicht fassen, kriegen wir Ärger.«

»Ich kriege Ärger, Sie nicht. Sie können mich dann beerben.«

»Niemand kann mehr tun zur Aufklärung als Sie, Herr Kommissar.«

»Das verraten Sie mal anderen Leuten.«

»Wem?«

Ich winkte ab. »Es nutzt nichts. Wir werden diese Leute krie-

gen.«

»Warum bilden die nicht endlich eine Sonderkommission?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass wir die Kerle kriegen müssen.«

Weil erst damit die Unschuld von Sofia bewiesen war, fügte ich in Gedanken hinzu.

Wohlfeld sagte ich davon nichts. Ich sagte ihm genausowenig, dass ich in diesem Fall tiefer drinsteckte, als mir guttat. Wenn ich überhaupt eine Chance hatte, aus dem Schlamassel herauszukommen, dann nur, indem ich die Täter aufspürte. Ich hatte dann immer noch Ärger, einen Oberreichsanwalt sollte man nicht überfallen, nicht fesseln und nicht erpressen. Aber vielleicht kam ich ohne Gefängnis davon, wenn sie mich erwischten.

Ich wies Wohlfeld an, uns ins Präsidium zu fahren. Frau Wuttke stürzte mir entgegen. »Der Präsident will Sie sprechen, sofort!« Sie war aufgeregt.

»Der Präsident muss eine Minute warten«, sagte ich. »Rufen Sie an, und sagen Sie, ich sei unterwegs. Herr Wohlfeld, was haben die Schwimmversuche ergeben?«

»Wir haben die Puppe elfmal ins Wasser geworfen, an verschiedenen Stellen. Sie ist dreimal hängengeblieben. Die Strömungsverhältnisse haben sich seit dem Tag, an dem wir Röhm aus dem Wasser geholt haben, kaum verändert. Wenn die Leiche, stromaufwärts gesehen, am rechten Ufer ins Wasser gelassen wurde und nicht hängenblieb, dann muss das irgendwo in Karlshorst, Wuhlheide, Oberschöneweide, vielleicht im Volkspark gewesen sein. Ich habe den Kollegen Mittler beauftragt herauszufinden, ob es im Volkspark eine Hütte, einen Keller oder ähnliches gibt, wo man einen Mann festhalten und ermorden kann.«

»Er kann natürlich ganz woanders getötet worden sein, dann ins Auto und schnell an die Spree.«

»Er hat stark geblutet.«

»Trotzdem kann es sein, vielleicht wurde er auf einem Lastwagen in einer Wanne transportiert.« Meine Einwände waren kein Widerspruch, sondern Zweifel, die mich beunruhigten, weil wir an der falschen Stelle suchen könnten. Nur hatten wir keine andere Spur. »Gut, lassen wir die Fragen erst einmal beiseite.« Ich schaute Wohlfeld fragend an.

»Am linken Ufer käme Adlershof und die Königsheide in Frage, vielleicht auch Johannisthal.«

»Ich gehe jetzt zum Präsidenten, Sie rufen bei der Schupo an und stellen einen Suchtrupp zusammen, Sie fangen am rechten Ufer an zu suchen. Ich komme nach. Ach, bevor ich es vergesse, neue Erkenntnisse im Fall Goebbels?«

»Nichts Wichtiges. Sicher ist nur, es war Brandstiftung. Wir haben eine Flasche mit Petroleumresten gefunden, neben der Stelle, wo der Brand wahrscheinlich ausgebrochen ist.«

»Das kann ein weiteres Zeichen sein, ein Hinweis auf den Brandstifter Goebbels, dem nun das Maul gestopft wurde.« Es war mir gerade eingefallen. »Irgendwie passt das alles zu gut zusammen. Die größte Gefahr für die Wahrheit ist nicht die Lüge, sondern die Plausibilität. Mich irritiert die Selbstsicherheit, mit der die Täter vorgingen. Als könnte ihnen nichts passieren. Als hielten sie uns für dumm.« Die Kopfschmerzen stachen, sie überfielen mich in Wellen. Ich hustete, es kitzelte und biss im Hals. Ich musste niesen, fummelte nach den Kodeintropfen in meiner Manteltasche und setzte die Flasche an den Mund. Wohlfeld sah mir mit einem Blick zu, den ich als Missbilligung verstand. »Jetzt muss ich aber zum Präsidenten.«

Ich beeilte mich. Selma Wieczorek tippte, sie drehte sich kurz um und sagte: »Er wartet schon.«

Das tat er. Melcher stand hinter seinem Schreibtisch und schaute mich böse an. »Ich hoffe, Sie haben einen guten Grund für Ihre Verspätung. Wie mir die Pforte sagte, sind Sie schon

eine Weile im Haus.«

»Ermittlungen.« Ich mühte mich, keine Miene zu verziehen.

»Und was haben die ergeben? Immerhin wurde ein Minister unserer Regierung ermordet.«

»Bisher nichts. Außer dass wieder Öl im Spiel sein könnte.«

»Das haben Sie mir schon mal erzählt«, sagte er ungeduldig.

»Wie gesagt, es gibt Ölsuren an den Leichen von Röhm und Goebbels, an der von Strasser vermutlich auch. Die Untersuchungsergebnisse liegen noch nicht vor. Aber ich glaube, Öl gerochen zu haben.«

»Aha, gerochen.«

Ich nickte. Dann putzte ich mir die Nase und schnaubte laut dabei.

Die Kodeintropfen ließen mein Hirn in einem Nebel versinken. Es war angenehm. Der Zorn des Präsidenten berührte mich nicht. Es war, als beobachtete ich uns beide aus der Ferne.

»Ja, gerochen.«

»Sie meinen, ein Ölgeruch ist Ihre einzige Spur.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ›Spur‹ das richtige Wort ist. Wir gehen dem jedenfalls nach.«

»Das heißt, Sie wissen gar nichts über die Mörder.«

»Ich fürchte, das gilt auch für den Fall Strasser. Wir haben es mit Tätern zu tun, die perfekte Morde begehen, die nur das zurücklassen, was sie zurücklassen wollen. Es sind Zeichen oder Finten oder beides. Der Fall Hitler weicht davon ab. Wir haben zwar auch hier keine brauchbaren Spuren, aber kein Zeichen. Und das Blutbad in der Hotelsuite passt nicht zum sonstigen Vorgehen der Täter.«

»Ich darf Sie vielleicht daran erinnern, nie hat eine schlimmere Mordserie das Deutsche Reich erschüttert. Da wird die Füh-

rung einer großen, der größten nationalen Partei abgeschlachtet, und Sie folgen einem Geruch. Nach Öl! Wissen Sie, das ist fast eine Provokation.« Er lief um mich herum und schleuderte mir seine Worte entgegen. Er erreichte mich nicht, mich erstaunte nur seine frisch erwachte Begeisterung für die Nazi-partei, genauer für deren rechten Flügel. Die Minderheit, die mit den Kommunisten zusammengegangen war, hatte die Reichswehr zusammengeschoßen, verhaftet, aus dem Land getrieben. »Und jetzt stellen Sie sich mal vor, die neue Regierung, der Herr Ministerpräsident, der als preußischer Innenminister unser höchster Dienstherr ist, kommt zu der Erkenntnis, wir wollten die Fälle gar nicht aufklären. Hier, in der Polizei, gäbe es so etwas wie eine republikanische Resistenz, ein Widerstandsnest gegen die nationale Koalition. Sind Sie Sozi?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin Kriminalbeamter. Ich befasse mich nicht mit Politik, sondern mit Opfern und Tätern. Und das tue ich seit dem Jahr 1919, nachdem ich mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse aus Seiner Majestät Heer entlassen wurde.«

Es sah so aus, als schnappte er nach Luft.

»Um meine Ermittlungen zu beschleunigen, muss ich eine Vernehmung nachholen, die mir ein wichtiger Zeuge bisher verwehrte.«

»Welcher Zeuge?«

»Der Herr Ministerpräsident Göring.«

»Sie wollen den Ministerpräsidenten und Innenminister, Ihren höchsten Dienstherrn, vernehmen?«

»Ich muss es. Es gab schon einen Termin, aber leider hat sich der Zeuge Göring entschlossen, nicht anwesend zu sein. Herr Göring war zum Tatzeitpunkt im Hotel Elephant. Womöglich hat er etwas gesehen oder gehört, das uns weiterbringt. Außerdem muss der Herr Ministerpräsident gewarnt werden, er könnte das nächste Ziel der Mörder werden.«

»Und Sie sind sicher, dass der Herr Ministerpräsident nicht weiß, ob er etwas Wichtiges gehört oder gesehen hat? Halten Sie es nicht für wahrscheinlich, dass er in diesem Fall sein Wissen längst seiner Polizei mitgeteilt hätte? Und was seine Sicherheit angeht, da machen Sie sich mal keine Sorgen, er ist gut geschützt. Ich war gerade beim Herrn Ministerpräsidenten. Er hat sich eingehend nach dem Stand der Ermittlungen erkundigt. Ich habe ihm einen Bericht von Ihnen angekündigt.«

»Jawohl, Herr Polizeipräsident. Der Herr Ministerpräsident wird morgen meinen Bericht auf dem Schreibtisch haben. Aber ich muss auf der Vernehmung bestehen. Am besten wäre vielleicht, ich berichte ihm mündlich und befrage ihn danach. Wenn ich ihn nicht vernehme, würden sich doch manche fragen, ob die Polizei gründlich und vorbehaltlos ermittelt. Ich werde gründlich und vorbehaltlos ermitteln, und ich werde den oder die Mörder finden.«

»Und Sie wollen dem Herrn Ministerpräsidenten Ihre Geruchstheorie verkaufen?«

»Ich habe die Absicht, den Herrn Ministerpräsidenten zu unterrichten, was die Untersuchung der Tatorte und der Leichen ergeben hat. Ich habe nicht die Absicht, dem Herrn Ministerpräsidenten etwas zu verschweigen.«

Der Polizeipräsident setzte sich auf seinen Schreibtischstuhl. »Nun, wenn Sie meinen. Ich werde den Herrn Ministerpräsidenten unterrichten. Sollte der Herr Ministerpräsident Sie zu sprechen wünschen, wird mein Büro Ihnen Bescheid geben.« Er nickte unwillig, ich durfte gehen.

*

Als ich mir auf der Treppe eine Zigarette anzündete, bekam ich einen Hustenanfall. Meine Stirn war nass. »Herr Kommissar, Sie sollten nach Hause gehen«, sagte Elisabeth Wuttke. Ich rief

nach Wohlfeld. »Der Herr Kriminalassistent ist bereits aufgebrochen. Ich soll Ihnen sagen, er hat Ihnen den Wagen dagelassen.« Ich fragte mich nicht zum ersten Mal, wie ich meine Arbeit bewältigen konnte, bevor mir Wohlfeld zugeteilt worden war.

Trotz meines Zustands setzte ich mich an den Schreibtisch und machte mir Notizen zum Stand der Ermittlungen. Nach ein paar Zeilen schob ich den Block weg, es war erbärmlich. Ich dachte an Sofia, lehnte mich zurück und schloss die Augen. Ich war traurig. Wo mochte sie sein? Für sie wäre es gut, möglichst weit weg zu sein. Ich wünschte es ihr, doch gleichzeitig fühlte ich mich alleingelassen.

Dann kam die Angst. Sie würden mich entdecken. Irgendein dummer Zufall würde mich als den Verbrecher entlarven, der den Oberreichsanwalt Dr. Voß überfallen hatte. Bisher hatten die Nachwehen des Bürgerkriegs mich geschützt. Alle verdächtigten die Kommune, natürlich glaubte niemand, dass ein Kriminalkommissar aus Berlin den edlen Ritter spielte. Sie würden mich auslachen, wenn sie mich erwischten. Soetting, der harte Hund, war auf ein Weib hereingefallen. Sie hat ihm schöne Augen gemacht, er hat sie rausgeholt, dann ist sie ihm abgehauen. Er sollte auf mildernde Umstände plädieren wegen geistiger Umnachtung, würden die Leute sagen. Ich sah ihre Gesichter vor mir, Triumph und Zorn gleichermaßen darin. Ich werde als der verrückte Kommissar in die Geschichte der preußischen Polizei eingehen. Ein unwürdigeres Ende als Engelbrecht. Der würde es genüsslich kommentieren in den Revolverblättern: ein Kommissar auf Abwegen, klugscheißerische Worte über Versuchungen des Kriminalisten und so weiter. Sie würden die Backen aufblasen, und der Sturm würde mich wegpusten. Erst ins Gefängnis oder Zuchthaus, dort liebten sie gescheiterte Polizisten, dort könnten sich die Ganoven, die ich eingebuchtet hatte, an mir rächen. Und wenn ich das überleben sollte, würde ich in der Gosse enden. Mein Schicksal

war vorbestimmt. Unsicher war nur noch der Zeitpunkt, an dem mein Abstieg sich vollendete.

Es wäre übertrieben gewesen, zu behaupten, ich wäre der neue Favorit des Polizeipräsidenten. Bei der wichtigsten Ermittlung meines Lebens hatte ich keine Ergebnisse aufzuweisen. Langsam wurde es eng. Wenn ich die Fälle nicht aufklärte, wäre mein Kriminalistenleben verpfuscht, ich würde der sein, von dem alle sagten, er habe versagt, als es wichtig wurde. Da nutzten all die überführten Mörder nichts, die Bilanz wäre vernichtet für alle Zeit. Mir blieben als Zeichen meiner Erfolge nur noch die Gratifikationen, die ich in Golddollars umgetauscht hatte und unter einer Bohle im Schlafzimmer hortete. Sie würden mich nicht hinausschmeißen, ich war Beamter, das zählte in Deutschland. Aber sie konnten mich ins Archiv oder zur Sitte versetzen. Jedenfalls, wenn sie mich nicht erwischten wegen meines Überfalls in Leipzig. Sofia, wo bist du? Ich erinnerte mich an unseren Aufenthalt in Zöblitz und die Fahrt im Möbelwagen, solche Zärtlichkeit hatte ich nie erlebt. Dann fiel mir Berg ein, der in meiner Wohnung auf mich wartete.

Ich putzte mir die Nase kräftiger, als es nötig gewesen wäre, und stand auf. Auf der Berlinkarte an der Wand hinter meinem Schreibtisch studierte ich die Gegend, die Wohlfeld mit den Schupos absuchte. Mir fiel die Rennbahn Karlshorst ins Auge. Auf der Rennbahn und in ihrer Umgebung lagen einige Gebäude. War dort etwas los um diese Zeit? Ich interessierte mich nicht für den Pferdesport, er war was für feine Pinkel. Am Waldfriedhof war ein Haus eingezeichnet in die Karte. Vermutlich stand daneben ein Schuppen oder eine Garage. In einer Garage konnten Kabel mit Öl in Berührung kommen.

Ich verließ das Präsidium, ohne meine Notizen abzuschließen, setzte mich hinter das Steuer des Ford und fuhr los in Richtung Wuhlheide. Die Straße spiegelte vor Nässe, die Sicht war schlecht, es regnete. Ich fühlte mich unsicher, das Kodein bremste meine Reaktionen. Auf der Neuen Krugallee hätte ich

fast einen Motorradfahrer gerammt, er war schwarz gekleidet. Über die Brückenstraße und die Edisonstraße erreichte ich die Rennbahn Karlshorst. Ich stieg aus und schlug meinen Mantelkragen hoch. Feine Tropfen nässten mein Haar, die Kälte kroch unter die Kleidung. Ich fror, die Halsschmerzen bissen.

Die Rennbahn lag verlassen in der anbrechenden Dunkelheit. Der Haupteingang war verschlossen. Ich lief um das Gelände herum bis zur Rückseite der Bahn. An manchen Stellen zog ich am Zaun, um zu sehen, ob ich einen Durchschlupf fand. Die Nordostseite der Anlage grenzte an Gleise. Ich kehrte um und lief in Richtung Wuhlheide, meine Haare tropften. Am Waldfriedhof stieß ich auf einen Schupo, dann sah ich einen weiteren, den ich nach Wohlfeld fragte. An der Straße fand ich ihn. Er war vertieft in eine Kartenskizze, in die er offenbar eintrug, was ihm aufgefallen war bei der Suche. Ich bewunderte seine Systematik.

»Ah, guten Abend, Herr Kommissar.« Er erschrak ein wenig, als er mich erkannte, lächelte dann aber gleich.

»Ich sehe, Sie sind richtig fleißig. Haben Sie sich schon um die Rennbahn gekümmert? Wenn da kein Betrieb ist, kann man einige Verbrechen begehen, ohne dass es einer merkt.«

»Ich habe einen Kollegen beauftragt, den Hausmeister mit dem Schlüssel herzubringen. Wenn es heute nicht mehr klappt, dann morgen. Vermuten Sie etwas Bestimmtes in der Rennbahn?«

»Nein, aber es ist eine große Anlage mit vielen Räumen und gewiss einigen Kellern.«

Wohlfeld nickte. »Das habe ich auch gedacht, als ich mir die Karte angesehen habe.«

»Und was ist mit diesem Haus am Waldfriedhof?«

»Abgeschlossen und keiner da.«

»Haben Sie einen Dietrich dabei?«

»Im Ford liegt einer. Ich hole ihn.«

Ich beschrieb Wohlfeld, wo der Wagen stand. Wohlfeld ging los, während ich mich langsam auf den Weg machte zu dem Haus am Friedhof. Wohlfeld holte mich bald ein mit dem Auto, und ich stieg zu. Er steuerte den Ford auf einem matschigen Weg sicher zu dem Haus. Die Fassade mochte einmal weiß gewesen sein, jetzt war sie braun mit schwarzen Flecken. Die Fensterrahmen waren lange nicht gestrichen worden, eine Scheibe im oberen Stockwerk war gesprungen. Das Haus war dunkel und schien seit langem unbewohnt. Wohlfeld öffnete das rostige Gartentor und nestelte mit dem Dietrich am Türschloss. Es dauerte wenige Sekunden, dann hatte er es auf. Er zog eine Taschenlampe aus der Manteltasche, ich hatte nicht daran gedacht. Im Haus war ein Lichtschalter neben der Tür, aber es tat sich nichts. Der Schein der Taschenlampe wanderte hektisch an der Wand entlang.

»Hier wohnt schon lange keiner mehr«, sagte Wohlfeld. Er öffnete eine Tür, ich folgte ihm. Wir standen in der Küche, ein Kohleherd stand an der Wand, ein Küchenschrank, im Licht wirbelte Staub. Ich fasste ans Fenster, es klebte. Wir stiegen die Treppe hoch in die obere Etage. Überall Dreck, alte Möbel. Ich stieß gegen einen Lüster und wurde eingehüllt von einer Staubwolke. Die Nase juckte teuflisch. Ich hustete und nieste. Eilig öffnete ich ein Fenster und lehnte mich hinaus. Die Luft half. Ich nahm Kodeintropfen, sie beruhigten den Husten rasch.

Wir stiegen hinunter und fanden die Tür zur Kellertreppe. Wohlfeld ging voraus. Spinnweben an den Wänden, an der unteren Treppenstufe huschte etwas. Eine Ratte. Wir sahen drei Türen. Eine führte zur Kohlenkammer. Eine zweite in einen Vorratsraum, in dem ein Regal mit einigen gefüllten Einmachgläsern war. Die dritte Tür brachte uns in den Waschkeller, der Zuber stand in einer Ecke. Wohlfeld leuchtete den Raum ab. Neben dem Zuber sahen wir einen Stuhl, auf dem Fußboden dunkle Flecken.

»Schicken Sie morgen die Spurensicherung hierher.«

»Vielleicht sind das Blutspuren«, sagte Wohlfeld und leuchtete auf die Stelle.

»Leuchten Sie mal in den Zuber hinein.«

Das Licht wanderte zum Zuber. Ich stand daneben, sah nichts Auffälliges, nur Staub, Spinnenweben und Dreck. Etwas Graues lag in der Wanne, es sah nach Mörtel aus. Wohlfeld beleuchtete die Decke, da war ein Loch im Putz. Der Zuber war seit Jahren nicht mehr benutzt worden. Darin war niemand verblutet.

Das Licht wanderte zurück zu den schwarzen Spritzern und Flecken auf dem Boden. Mit meinem Taschenmesser kratzte ich an einem Flecken. Ich leerte eine Streichholzschachtel in meine Jackettasche und füllte mit der Messerschneide etwas von den abgekratzten Bröseln hinein. Damit konnte sich der Gerichtsarzt befassen, er würde uns sagen, ob es sich um Tier- oder Menschenblut handelte. »Für den Kaninchenblutcocktail«, sagte Wohlfeld.

Ich nickte. Das war eine einfache Methode: Der Gerichtsarzt spritzte einem Kaninchen in festgelegten Zeitabständen menschliches Serum in die Blutbahn, woraufhin im Serum des Kaninchens bestimmte Stoffe entstanden. Diese Stoffe trüben klare Lösungen aus Menschenblut, nicht aber solche aus Tierblut. Ich erinnerte mich, wie der Dozent eines Lehrgangs das Verfahren als Revolution der Kriminalistik pries, die nur übertroffen werde durch die Daktyloskopie. Nie würde ich seine Worte vergessen: »Bedenken Sie, die Blutspuren, die Sie finden, zeugen vielleicht von einem schrecklichen Verbrechen. Möglicherweise aber beweisen sie auch nur, dass ein Hund einem anderen ins Ohr gebissen hat.« In einem Zoo oder im Zirkus versagte die Methode, denn Affenblut trübte sich auch im Kaninchenblutcocktail.

Wir brachen die Suche ab für diesen Tag. Am nächsten Tag

wollten wir die Rennbahn untersuchen. Der Hausmeister war noch am Abend erschienen, wir verabredeten uns für acht Uhr am Morgen vor dem Haupteingang. Ich sagte Wohlfeld, er könne für heute Schluss machen und mit den Kollegen zurückfahren zum Präsidium.

*

Auf der Fahrt nach Hause überfiel mich der Husten. Ich schluckte noch ein paar Tropfen, und als ich angekommen war in meiner Wohnung, war der Husten unterdrückt. Berg saß in der Küche und aß. Ich holte mir einen Teller, ein Glas und Besteck und setzte mich dazu. Er sah ausgeruht aus.

»Habe fast die ganze Zeit geschlafen. Nirgendwo ist es sicherer als in der Bude eines Greifers.« Er lachte. Ich sah keinen Grund mitzulachen.

»Hast du immer so viel zu essen im Haus? Die Staatsmacht lässt ihre Diener nicht verhungern.« Er kaute und schmatzte. »Hast du ein Auto?« fragte er.

Ich nickte und ahnte Böses.

»In Hamburg liegt ein Schiff, da muss ich drauf. Mit der Bahn fahren kann ich nicht. Auch auf den Straßen gibt es Kontrollen. Du musst mich nach Hamburg bringen, dann bist du mich los. Dich werden sie durchlassen.«

»Woher weißt du das mit dem Schiff?«

Er grinste mich an.

»Warst du draußen?«

Er schüttelte kauend den Kopf.

»Telefon?«

Er nickte. »Das ist ein weiterer Vorteil, wenn man bei einem Greifer unterkommt.«

»Und du bist sicher, es ist keine Falle?«

»Nein, sicher bin ich nicht. Da liegt ein holländisches Schiff, das morgen Abend nach Leningrad ablegt. Der Kapitän scheint ein Sowjetfreund zu sein. Mehr weiß ich nicht.«

»Na, das wird ja ein unterhaltsamer Ausflug«, sagte ich. Gleichgültigkeit erfasste mich. Ich glaubte nicht mehr, mein Leben könnte jemals wieder normal werden. Morgens aufstehen, zum Dienst fahren, einen Giftmord aufklären, die Täterin fassen, Geständnis unter Tränen, nach Hause fahren, ein paar Gläser Weinbrand trinken, schlafen gehen – dieses Leben war weit weg. Ich sehnte mich nach der Langeweile, die einem die Bürokratie bescherte, nach der Uneinsichtigkeit mancher Mitarbeiter, den Marotten der Vorgesetzten. Doch statt mich über den Behördenmief zu ärgern, würde ich einen gesuchten Straftäter nach Hamburg schleusen, damit er sich absetzen konnte in die Sowjetunion. Er konnte es fordern von mir, er hatte mit mir im Schützengraben gegessen, wir hatten einander unser Leben anvertraut. Ich überlegte, wann diese Pflicht erlosch, und fand keine Antwort. Vielleicht bildete ich mir die Pflicht nur ein. Wie sahen es andere? Ich hatte noch mit niemandem darüber gesprochen. Wie würde Berg handeln? Hätte er mir etwas getan in Bitterfeld?

»Was würdest du tun, Berg, wenn du in meiner Lage wärst und ich in deiner?«

Er schaute mich erstaunt an. »Woher soll ich das wissen? Ich bin nicht in deiner Lage.«

»Dann stell dir vor, ihr hättet die Macht, ich müsste fliehen.«

Er überlegte, dann winkte er ab. »Das ist Spinnerei. Mir reicht die Wirklichkeit, die ich sehe. Ist verwickelt genug. Lass uns ein paar Stunden schlafen, dann müssen wir los.«

Ich schlief schlecht, bekam kaum Luft und hustete trotz der Tropfen. Ich musste mir neue besorgen, die Flasche war fast leer.

Als ich aufwachte, war ich wie zerschlagen. Während Berg einen beachtlichen Teil meiner Vorräte vertilgte, begnügte ich mich mit Pfefferminztee und einem Marmeladenbrot. Ich rief bei der Pforte des Präsidiums an und meldete mich krank. Frau Wuttke war noch nicht im Dienst. Ich bat darum, Wohlfeld auszurichten, dass ich nicht gestört werden wollte. Dann fuhren wir los.

Es wollte nicht hell werden. Feine Schneeflocken vermischten sich mit Regentropfen. Wir verließen Berlin über Spandau und erreichten ungehindert Kyritz. Gerade als ich das Ortschaftschild Viesecke las, sagte Berg: »Scheiße!« Sie hatten die Straßensperre mit weißroten Brettern markiert. Es war zu spät, umzudrehen, sie hätten es gemerkt und uns verfolgt. Es waren Schupos und SA-Leute. Langsam fuhr ich auf die Sperre zu und suchte meinen Dienstaussweis. Ich sah die Schweißperlen auf Bergs Stirn, während ich meine Taschen durchkramte. Schließlich stemmte ich mich im Sitz hoch, um die Gesäßtasche zu erreichen. Dort fand ich den Ausweis. Sie kontrollierten einen Maybach. Wir rollten hinter den Luxuswagen und schauten zu. Der Chauffeur musste aussteigen und den Kofferraum öffnen. Daneben stand ein SA-Mann mit dem Karabiner in der Armbeuge. Andere standen weiter weg und beobachteten argwöhnisch, was der Chauffeur und die für uns nicht erkennbaren Insassen des Maybach taten. Ein Polizist beugte sich in den Kofferraum des Autos, griff mit der Hand nach irgendwelchen Dingen, dann sagte er dem Chauffeur etwas und ging fort. Der Chauffeur setzte sich auf den Fahrersitz, dann rollte der Maybach an. Ein SA-Mann winkte uns nach vorn. Ich öffnete die Scheibe und hielt einem Polizisten den Dienstaussweis hin. Er straffte sich, führte die Hand an den Tschako.

»Was ist hier los?« herrschte ich ihn an. Es fiel mir nicht schwer, meine Laune war schlecht.

»Routinekontrolle, Herr Kommissar.«

»Aber nicht für uns. Geben Sie den Weg frei, wir haben es eilig. Gerichtstermin in Rostock.« Ich sprach militärisch knapp.

Der Mann blickte einen Augenblick hilflos um sich, dann führte er die Hand an den Tschako und sagte laut: »Jawohl, Herr Kommissar. Passieren! Gute Reise!«

Ich legte den Zeigefinger an die Stirn und fuhr los. Im Rückspiegel sah ich den Polizisten uns nachblicken. Ich gab Gas und er verschwand hinter einer Kurve.

»Wie früher«, sagte Berg. Er räusperte sich.

»Was heißt ›wie früher‹?«

»Immer drauf auf den Feind.«

Ich antwortete nicht. Er würde mich nicht verstehen. Ich war nicht mutig, ich hatte bloß weniger Angst, wenn ich die Dinge anpackte oder es mir zumindest einbildete. Nichts war furchterregender, als etwas Fremdem ausgesetzt zu sein. Ich erinnerte mich an die Tage und Nächte im Unterstand, während das Trommelfeuer über uns hinwegrollte. Damals fühlte ich mich hilflos wie ein Kleinkind, es war Zufall, ob es einen traf oder nicht. Aber wenn ich mich bewegen konnte, wenn ich etwas tat, dann verflog die Angst.

Wir hielten unterwegs nur an, um zu tanken. Nach Lauenburg stand eine lange Schlange, wir konnten den Anfang nicht sehen. Ich bog ab in Richtung Schwarzenbek und stieß kurz nach Wentorf auf eine der Einfallstraßen nach Hamburg. Es war lebhafter Verkehr am Nachmittag. Wir folgten den Wegweisern zum Hafen. Berg wusste nicht, wo sein Schiff angelegt hatte. Wir fanden es im Hansahafen. Ich ließ ihn aussteigen, er hob kurz die Hand, drehte sich um und ging. Ich war erleichtert, ihn los zu sein, und hoffte, er liefte mir nie wieder über den Weg.

In einer billigen Hafenkneipe aß ich etwas, bevor ich mich

auf die Rückfahrt machte. Es gab nur eine Straßensperre, kurz vor Nauen. Als ich wieder zu Hause war, schlief ich erschlagen ein. Am Morgen rief ich im Präsidium an, um mich erneut krank zu melden.

X.

Es ist kein Blut, auch kein Öl in der Probe, die Sie mir gegeben haben. Dafür haben wir schwache Reste von Öl am Griff des Messers gefunden, mit dem Strasser ermordet wurde. Der Täter hat den Griff vielleicht mit einem Handschuh angefasst, der mal mit Öl in Berührung gekommen ist«, sagte Münting. Er saß mir am Schreibtisch gegenüber.

»Sie sollten gleich wieder nach Hause gehen und sich ins Bett legen, Herr Kommissar. Es war vernünftig, dass Sie die letzten Tage zu Hause geblieben sind.«

»Sorgen Sie sich besser um die Toten, Herr Doktor.«

Münting verzog das Gesicht. »Davon haben wir zur Zeit ein paar zuviel. Leichen über Leichen, manche kannte man als Kommunisten und Sozialdemokraten, auch SA-Leute, die von der falschen Fraktion. Erschossen, erschlagen, gefoltert mit einer unübertrefflichen sadistischen Phantasie. Sie waren ja unterwegs, Herr Kommissar. In Berlin und anderswo herrschte der Mob. Und jetzt reden alle von Amnestie. Der Polizeipräsident hat befohlen, es handele sich nicht um Mordopfer, sondern um Gefallene. Wir sollen sie begraben, damit ist die Sache erledigt. Sie verstehen, dass ich den Humor verliere?«

»War nicht so gemeint, ich bin übler Laune«, sagte ich. Meine Stimmung war eher noch schlechter geworden.

Münting nickte. Ich merkte erst jetzt, wie stark ich gehofft hatte, im Keller des Hauses am Friedhof auf eine Spur gestoßen zu sein. Es war nichts. Aber immerhin hatten wir nun die Gewissheit, dass in drei Fällen Öl mit im Spiel war. Natürlich, Öl gab es an vielen Orten, und es gab viele Möglichkeiten, mit Öl in Berührung zu kommen, vor allem für Kraftfahrer. Aber welcher Spur, sofern ich davon sprechen konnte, sollte ich

sonst folgen?

Wohlfeld und seine Leute durchsuchten gerade die Rennbahn. Vielleicht fanden sie dort etwas. Vielleicht führten uns die Schwimmversuche aber auch nicht weiter. Es war nicht auszuschließen, dass Röhms Leiche ein Stück in einem Boot befördert worden war, bevor die Mörder sie ins Wasser warfen. Ebenso konnte die Leiche hängengeblieben sein, also gar nicht so weit entfernt vom Ruderverein Markomannia ins Wasser geworfen worden sein. Wenn die Spuren nicht mehr zu bieten hatten, war man arm dran als Kriminalist.

»Ich war gestern im Bett«, sagte ich.

»Ich weiß«, erwiderte er. »Aber es hat Sie wohl mehr angestrengt als die Arbeit.« In seiner Antwort schwang eine Frage mit.

Als Münting gegangen war, rief ich Wegner. Er hatte mit seinen Leuten Strassers Wohnung durchsucht, aber keine Spuren gefunden. Zwar gab es Fingerabdrücke in Massen, aber nur von Strasser und seiner Reinemachefrau. Die Klinken waren abgewischt, die Täter hatten sich die Schuhe abgetreten, bevor sie die Wohnung betraten, und *Mein Kampf* war ein druckfrisches Exemplar.

Ich schickte Wegner zur Rennbahn und lehnte mich zurück. Die Augen brannten teuflisch, der Kopf schmerzte, der Husten war tief eingedrungen in die Bronchien, während der Reiz sich abschwächte. Ich sortierte meine Vermutungen.

Es war wenig, zu wenig, um auch nur einen vagen Verdacht entstehen zu lassen. Die Motive waren ebenso unklar. Wer hatte ein Interesse daran, die Naziführung auszulöschen? In Frage kamen die politischen Gegner, auch die Rivalen in der Regierung. Vielleicht war Papen so zerfressen vom Ehrgeiz, dass er morden ließ, vielleicht Schleicher, vielleicht die Sozialdemokraten, vielleicht die Kamarilla um Hindenburg einschließlich Papen, vielleicht parteiinterne Konkurrenten, vielleicht Göring,

der sich zum Nachfolger des Führers aufschwingen wollte. Die Taten waren so abenteuerlich, dass ich mich berechtigt fühlte, abenteuerliche Hypothesen aufzustellen. Nur durfte ich sie niemandem mitteilen.

Frau Wuttke klopfte: »Das Büro des Herrn Ministerpräsidenten hat angerufen. Sie sollen dem Herrn Ministerpräsidenten berichten, jetzt, sofort.« Sie schaute mich an, als wollte sie sich entschuldigen.

Ich fuhr zum Palais des Ministerpräsidenten mit der Absicht, meine Fragen loszuwerden. An der Pforte musste ich warten. Dann erschien ein SA-Mann, am Gürtel eine Pistolentasche, aus der der Griff einer Luger 08 ragte. Er hatte zwei Schmissee im Gesicht und Stoppelhaare, sie endeten weit über den Ohren. Er schnarrte: »Folgen Sie mir«, und marschierte los. Er ignorierte den Aufzug und führte mich eine breite Treppe hoch. »Warten Sie!« Er verschwand hinter einer Doppelflügeltür. Nach wenigen Sekunden erschien er wieder. »Der Herr Ministerpräsident erwartet Sie!« Er zeigte mit ruckartig gestreckter Hand auf eine Tür, die von dem Vorzimmer abzweigte, an dessen Schwelle ich stand. Der SA-Mann marschierte zu dieser Tür, klopfte und öffnete, ohne auf ein Herein zu warten. Er trat einige Schritte in das Zimmer, an dessen Ende ich einen mächtigen Schreibtisch erkannte, dahinter der Mann, den jeder in Deutschland kannte, erst als Fliegeras, dann als Reichstagspräsident, jetzt als Führer der von Linken gesäuberten Nazipartei, als Vizekanzler, Reichsinnenminister, Ministerpräsident sowie Innenminister des weitaus größten Landes im Deutschen Reich.

Ich war Beamter der preußischen Polizei, und Göring war mein oberster Dienstherr. Er saß über Akten gebeugt und trug eine weiße Uniform auf dem mächtigen Leib. Sein Gesicht war aufgedunsen, die Wangen schlaff. Er hatte kluge Augen, ich erkannte es gleich, als er mich spöttisch anlächelte. »Sie sind also der Kommissar, der mich vernehmen will«, sagte er. Die Stimme klang voll, fast gemütlich. Er wies auf den Besucher-

stuhl gegenüber seinem Schreibtisch. Freundlich sagte er zu dem SA-Mann: »Danke, Sturmbannführer Bauer.« Er wandte sich an mich und sagte: »Mein Adjutant, einen besseren gibt es nicht.«

Der Sturmbannführer riss den Arm hoch, drehte sich mit knallenden Hacken um, marschierte hinaus und schloss die Tür.

Ich kämpfte gegen das Gefühl an, klein zu sein. Göring schob den niedrigen Aktenstapel zur Seite und sagte: »Papier regiert das Deutsche Reich.« Er lehnte sich zurück und musterte mich eine Weile. »Viel Erfolg haben Sie bisher ja nicht gehabt.«

»Das ist richtig, Herr Ministerpräsident. Wir tun alles, um es zu ändern.« Warum kam ich mir vor wie ein Würstchen?

»Sind schwierige Fälle, nicht wahr?«

»Jawohl, Herr Ministerpräsident.«

»Was für Fragen haben Sie denn?« Er gab sich jovial.

»Ich muss wissen, ob Ihnen etwas aufgefallen ist im Hotel Elephant.«

»Nein, nichts im Zusammenhang mit einem Mord. Mir ist nur aufgefallen, dass das Zimmermädchen ausnehmend hübsch war. Schade, dass sie falsch gepolt ist. Das stimmt doch, Herr Kommissar.«

»Ich weiß es nicht, Herr Ministerpräsident. Es sieht so aus. Aber wir Kriminalisten brauchen Beweise.«

»Ja, ja. Da haben wir Politiker es leichter, wollten Sie sagen.«

»Wann haben Sie Herrn Hitler das letzte Mal gesehen?« Ich zog es vor, seine Frage nicht zu beantworten, er nahm es mir nicht übel.

»Wenn ich das noch so genau wüsste. Ich bin gegen halb zehn, zehn angekommen. Dann habe ich mich frisch gemacht, eine Kleinigkeit gegessen. Herr Hitler war kein großer Esser, Sie verstehen. Aber er ging spät schlafen.« Er lächelte freund-

lich. »Ich glaube, es war gegen Mitternacht, vielleicht halb eins, eins. Wir hatten ein Gespräch in seiner Hotelsuite. Es ging um die verlorene Wahl und was wir tun konnten, um die nächste Wahl zu gewinnen. In Deutschland wurde ja pausenlos gewählt, wenn nicht im Reich, dann in den Ländern. Das hat jetzt Gott sei Dank ein Ende.«

»Haben Sie sich gestritten?«

Einen Augenblick funkelten Görings Augen böse, dann lächelte er mich an. »Sie müssen das fragen«, sagte er, wie um es sich selbst zu erklären. »Nein, natürlich nicht. Wir hatten nicht in jeder Frage die gleiche Meinung, aber einen Streit, nein, einen Streit würde ich das nicht nennen.«

»Haben Sie Personen aus Hitlers Begleitung gesehen?«

»Sie meinen Schaub, Hoffmann und Kameraden.« Er mochte diese Leute nicht.

»Jawohl, Herr Ministerpräsident.«

»Nein, von denen ist mir keiner über den Weg gelaufen. Ermitteln Sie denn auch gegen die Kommune?«

»Ich habe vor kurzem Kippenberger verhört.«

»Der streitet natürlich alles ab.«

»Ich habe nichts gegen ihn in der Hand.«

»Sie würden ihn glatt laufenlassen.«

»Möglich, Herr Ministerpräsident. Das verlangt die Strafprozessordnung. Es gibt keinen dringenden Tatverdacht. Jedenfalls nicht in unseren Fällen.«

»Ich will Ihnen mal was sagen.« Er hob die Stimme. »Mit diesen Kinkerlitzchen ist es bald vorbei. Die Kommune ist immer an etwas schuld. Die haben im Krieg die Leute aufgehetzt gegen die Front.« Ein scharfer Blick. »Waren Sie Soldat?«

»Jawohl, Herr Ministerpräsident, Unteroffizier.«

»Haben Sie Auszeichnungen?«

»EK eins, Herr Ministerpräsident.«

»Auch Sie wurden verraten von den Spartakisten.«

»Jawohl, Herr Ministerpräsident.«

»Und dann haben die meisten schon vergessen, dass die Kommune ein paarmal den Aufstand versucht hat. 1919, 1920, 1921, 1923. Ich sage nur Rote Ruhrarmee. Das sind Marionetten an Moskaus Hand. Sie lügen, betrügen und morden, auch Ihre Kameraden. Diese Leute sind ehrlos. Da brauche ich keine Beweise. Mir genügt das Wissen, dass jemand Mitglied in der KP oder in irgendeiner ihrer Tarnorganisationen ist. Wir machen Schluss damit, dass der Staat sich selbst behindert. Wenn wir in Preußen das vorexerzieren, müssen die anderen Länder mitziehen. Haben Sie das verstanden?«

»Jawohl, Herr Ministerpräsident, aber ...«

»Nicht ›aber‹!« Er brüllte mich an, stand auf, setzte sich wieder hin und sagte ruhig, fast freundlich: »Sie können ja nichts dafür. Severing hat die preußische Polizei versaut. Das kommt davon, wenn man einen Sozi zum Innenminister macht. Gut, dass das jetzt anders ist.« Da war noch etwas von dem forschen Fliegeroffizier in ihm, Richthofens Nachfolger als Staffelführer. »Was gedenken Sie zu tun, Herr Kommissar?« Er war wieder jovial.

»Wir durchsuchen die Umgebung der Oberspree. Es könnte sein, dass Herr Röhm dort ermordet wurde. Wenn wir den Tatort finden, entdecken wir möglicherweise Spuren, die uns zu den Tätern führen. Oder Zeugen, die etwas gesehen haben. Oft verstehen die Menschen die Bedeutung einer Beobachtung erst, wenn wir sie befragen.«

»Und wie kommen Sie auf die Oberspree?«

Ich berichtete Göring von unseren Schwimmversuchen.

»Ich nenne so etwas ein Glücksspiel, Herr Kommissar.«

»Jawohl, Herr Ministerpräsident. Wir Kriminalisten brauchen

oft Glück.«

»Na, dann hoffe ich, dass es Ihnen auch in diesem Fall treu ist.« Er drückte auf einen Knopf unter dem Tisch. Die Tür ging auf, Bauer trat ein und wartete stramm auf Görings Befehl. »Bringen Sie den Herrn Kommissar zur Pforte.«

Als ich zurückging zum Ford, schauderte mir. Wenn diese Leute an der Macht blieben, die Görings und ihre Bauers, dann würden sie die Polizei zerstören. Sie würden die Gerichte in Tribunale verwandeln, die Gefängnisse und Zuchthäuser in Folteranstalten. Sie würden aus Deutschland eine Kaserne machen. Sie waren mindestens so gefährlich wie die Kommune, und im Gegensatz zu ihr schien ihr Staatsstreich zu glücken.

Ich setzte mich hinters Steuer und fuhr los. Ich fühlte mich, als wäre ich in eine neue Zeit eingetreten. Wenn mich Görings Aussagen im Fall Hitler auch nicht weiterbrachten, sie hatten mir die Augen geöffnet. Göring zwang mich, die Wirklichkeit zu sehen.

*

An der Rennbahn sah ich zunächst nur die Autos. Dann entdeckte ich Wohlfeld im Gespräch mit einem Mann. Ich ging auf die beiden zu.

»Das ist der Hausmeister, Herr Kommissar, Herr Scheling. Er hat uns alle Räume gezeigt. Nichts zu finden.«

Scheling war ein großer, dicker Mann mit ausgedünntem blondem Haar. Er hatte ein kindliches Gesicht.

»Ihnen ist in letzter Zeit nichts aufgefallen?«

Scheling schüttelte den Kopf. »Nein, Herr Kommissar.« Er hatte eine hohe, fast piepsige Stimme, sie passte nicht zu seinem Körper. »Es sind jetzt auch keine Rennen. Es werden immer weniger, die Leute können es sich nicht mehr leisten.« Er

klang jämmerlich.

Ich ließ ihn stehen. Wohlfeld und die uniformierten Kollegen folgten mir. Wir fuhren ans andere Ufer der Spree. Dort beugten sich Wohlfeld und ich über die Karte, die auf der Motorhaube des Ford lag. Ich überlegte, wie wir unsere Kräfte am besten verteilten. In der Nähe ratterte ein Zug vorbei. Das Geräusch riss mich von der Karte hoch. Irgend etwas war mir aufgefallen. Ich schaute mich um, nichts. Dann blickte ich wieder auf die Karte, da stand es: Motorboot-Klub Oberspree.

»Wo es Motoren gibt, gibt es Öl«, murmelte ich.

Wohlfeld blickte mich erstaunt an.

Ich tippte mit dem Finger auf den Eintrag in der Karte. »Verstehen Sie nicht?«

Wohlfeld schlug sich mit der Hand an die Stirn. Es sollte wohl heißen: Warum haben wir nicht da angefangen zu suchen? Es war nicht erwiesen, dass der Motorboot-Klub etwas zu tun hatte mit dem Röhm-Mord, aber Öl gab es dort genug. Und Kabel mit Sicherheit auch.

»Ich schaue mir den Laden mal an«, sagte ich. Ich lief am Ufer der Spree entlang, auf der anderen Seite des Flusses war ein Sandstrand. Das Klubhaus war aus Holz, vor kurzem weiß gestrichen, die Farbe strahlte in den trüben Tag. Daneben ein Bootsschuppen. Um den Schuppen herum waren Boote aufgebockt, abgedeckt mit Persenningen. Ein Mann hantierte an einem aufgebockten Kajütboot. Er trug hochgeschnürte Stiefel, einen dunkelblauen Rollkragenpullover und eine graue Mütze, die er tief über die Ohren gezogen hatte. Er lachte mich freundlich an, als ich mich ihm näherte.

»Guten Tag, nicht viel los heute«, sagte er.

»Hier herrscht doch erst wieder im Frühjahr Betrieb«, sagte ich.

Er nickte und schaute einen Augenblick traurig aus.

»Sind Sie hier der Verwalter?«

»Ja, ich bin das Faktotum, das Mädchen für alles.«

»Ist es teuer, ein Motorboot zu unterhalten?«

»In diesen Zeiten ist alles teuer.«

»Aber manche schmerzt es weniger.«

»Richtig.«

»Wie lange sind Sie hier am Tag?«

»Kommt drauf an. Zur Zeit nicht so lange. Heute war ich um acht Uhr hier, und bald bin ich wieder weg. Ein paar kleine Reparaturen, mehr nicht. Die Überholungen haben wir schon erledigt.«

»Wir?«

Das Lächeln verschwand. »Wer sind Sie, wenn ich fragen darf?«

Ich zeigte ihm meinen Dienstausweis.

Er schien verunsichert. »Darf ich fragen, um was es geht?«

»Um Mord.«

»Darf ich fragen, wer ermordet wurde?«

»Fragen dürfen Sie.«

»Entschuldigung, Herr Inspektor.«

»Herr Kommissar.«

»Entschuldigung, Herr Kommissar.«

»Sie brauchen keine Angst zu haben. Das ist eine Routineermittlung, mit Ihnen hat sie eher nichts zu tun.«

»Dann ist ja gut.« Ein vorsichtiges Lächeln.

»Wie heißen Sie?«

»Hermann York.«

»Gut, Herr York. Ich würde mir gerne die Anlage anschauen. Vielleicht sind Sie so freundlich, mich ein bisschen herumzuführen?«

»Gerne, Herr Kommissar. Wo fangen wir an?«

»Im Schuppen.«

Wir betraten den Schuppen. York schaltete das elektrische Licht an. Ein paar Boote, ein ausgebauter Motor auf einem Bock, an der Wand Werkzeuge und das Bild eines Linienschiffs der kaiserlichen Marine in einer Schlacht.

»Skagerrak«, sagte York. »Es ist die Rheinland.«

»Aha.« Ich bekam einen Hustenanfall. Als er zu Ende war, fragte ich: »Haben Sie auch Kabel hier?«

»Natürlich. Dort in der Kiste.« Er zeigte auf eine große Holzkiste mit Deckel. »Und da an der Wand.« Hinter einem Boot hing eine mächtige Kabelrolle. Ich schaute mir die Rolle an der Wand an, aber dieses Kabel war zu dick.

Ich öffnete die Kiste. Darin lagen zusammengerollte Tawe und Kabel verschiedener Sorten. In der Kiste roch es nach Öl. Wir würden sie beschlagnahmen müssen. Ich ahnte, dass wir hier ein passendes Kabel finden würden.

»Woher kommt der Ölgeruch in der Kiste?«

York schien meine Frage erst nicht zu begreifen. Dann sagte er: »Ach so, da hat wohl so ein Dussel mal eine Ölkanne hineinfallen lassen, den Geruch kriegt man nicht mehr raus.« Sein Blick verriet Neugier.

»Warum interessiert Sie das, wenn ich fragen darf?«

Ich antwortete nicht. »Können wir uns das Klubhaus anschauen?«

»Wenn Sie möchten.« Er klang nicht mehr so devot. Er war ein wenig abwesend, dachte nach. Nach kurzem Zögern folgte er mir zum Haus. Der Klubraum war holzvertäfelt, an der Decke hingen zwei mächtige Leuchter, und auf einem Regalbrett waren silberne Pokale aufgereiht. Tische, Stühle und ein Tresen gliederten den Raum, eine Vitrine stand an der Wand und ein Ofen in der Ecke. Es sah teuer aus.

»Was kostet die Mitgliedschaft im Klub?«

»Das weiß ich nicht. Fragen Sie doch bitte den Präsidenten, wenn ich das vorschlagen darf.«

»Zwanzig Reichsmark wären zu wenig, nehme ich an.«

»Ich fürchte, viel zu wenig«, sagte York.

»Wie heißt der Präsident?«

»Das ist Herr Dr. Olendorff.«

»Der Dr. Olendorff von der Armaturenfabrik?«

»Ja.«

Ich kannte den Namen, Olendorff hatte im Frühjahr so laut getrommelt für Hindenburgs Wiederwahl, dass selbst ich ihn nicht überhören konnte.

»Haben Sie ein Mitgliederverzeichnis?«

»Das hat Dr. Olendorff.«

»Zeigen Sie mir bitte die sonstigen Räume.«

Später bildete ich mir ein, Yorks Wangenmuskeln hätten sich verkrampft. Ich achtete nicht darauf. Er öffnete eine Tür. »Hier geht es in den Keller, da werden Vorräte gelagert.« Er schaltete das Licht ein und stieg die Treppe hinunter. Es gab zwei Türen. Hinter der ersten war ein Raum mit Flaschenregalen, die Herren schienen viel Durst zu haben.

Der zweite Raum war eine Art Waschküche, mit einem glatten Boden. Er sah aus wie abgeleckt.

»Ist das immer so sauber hier?«

»Ich habe vorgestern geputzt.«

Die Lampe an der Decke war funzelig. Ich sah einen dunklen Fleck auf dem Boden, in einer Ecke. Ich ging hin und beugte mich hinunter. Der Fleck glänzte mattschwarz. Ich strich mit der Hand darüber, es fühlte sich an wie verkrustetes Blut. Ich holte mein Taschenmesser und ein Papiertütchen aus der Man-

teltasche. Dann explodierte etwas in meinem Kopf, es wurde schwarz.

*

Als ich aufwachte, lag ich auf einem Bett und fürchtete, mein Kopf würde platzen. Ich hörte jemanden stöhnen und drehte mich auf die Seite. Auf einem Bett an der gegenüberliegenden Wand sah ich einen Mann mit weißen Haaren. Der Oberkörper lag erhöht, die Augen hatte er geschlossen. Er schnaufte. Mir war schwindlig, ich würde mich bald übergeben. Ich tastete mein Gesicht ab, über der Stirn war ich verbunden. Der Verband ließ nur das Gesicht frei. Ich wollte rufen, brachte aber nur ein Krächzen heraus. Dann öffnete sich die Tür. Eine junge Frau mit einer Haube, darauf ein Kreuz, beugte sich zu mir. Sie nahm meine Hand. Ich dachte an Sofia, wie in einem Traum. Dann tauchte das Gesicht der Krankenschwester wieder vor mir auf. »Ich muss mich übergeben«, sagte ich.

Sie lächelte und gab mir einen Napf aus Zinn. Daneben legte sie ein Leinenhandtuch. Dann hob sie meinen Oberkörper an und stellte das Bett höher. Sie war zart und doch kräftig. »So ist es besser«, sagte sie.

»Der Herr Doktor kommt gleich.« Ich übergab mich. Sie putzte mir den Mund ab und gab mir einen neuen Napf.

Plötzlich stand ein kleiner weißgekleideter Mann am Bett, ich hatte ihn nicht kommen gesehen. Er zog meine Unterlider nach unten, fasste mir an den Kopf und fühlte den Puls. »Wir kriegen Sie wieder hin, Herr Kommissar«, sagte er. »Die Mörder müssen weiter zittern. Aber jetzt ruhen Sie sich erst einmal drei Wochen aus. Sie haben eine schwere Gehirnerschütterung und eine üble Wunde auf der Kopfhaut. Der Schlag, der sie traf, hätte sie umbringen können. Ihr Dickschädel hat Ihnen das Leben gerettet.« Er tätschelte meine Hand und ging.

Ich blickte mich um, die Augen taten weh. Das Zimmer hatte ein Fenster, in der Ecke neben der Tür war ein Waschbecken mit Spiegel, an der Wand ein Tisch mit zwei Stühlen. Ich schlief ein.

Als ich wieder aufwachte, hörte ich den Mann auf dem anderen Bett schmatzen. Er hatte die Augen geschlossen. Ab und zu öffnete er den Mund, fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, und dann schmatzte er zwei-, dreimal.

Die Schwester erschien mit zwei Scheiben Zwieback. Den hatte es an der Front immer gegeben. Ich schaute auf den Zwieback und verzog das Gesicht. Die Schwester lachte leise. »Das kenne ich, Sie waren im Krieg, stimmt's?« Als ich nickte, verstärkte sich der Schwindel.

»Wie heißen Sie?« krächzte ich.

»Ich bin Schwester Sofia.«

»Das kann nicht sein.«

Sie blickte mich erstaunt an. »Gefällt Ihnen der Name nicht?«

»Das ist es nicht. Ich nenne Sie Maria.«

Sie zuckte mit den Achseln und schüttelte leicht den Kopf. »Meinetwegen. Wenn es der Genesung dient, dürfen Sie mich Maria nennen.«

Ich sah ihr Gesicht wie durch Tränen.

Dann schlief ich wieder ein. Als ich aufwachte, war es dunkel. Der andere Mann schmatzte. Ich lag lange wach und versuchte mich zu erinnern. Das Denken schmerzte. Mir fiel das Klubhaus ein, der Mann mit den Stiefeln. Er hatte einen ungewöhnlichen Namen, er klang englisch. Ich schlief wieder ein.

Als ich die Augen öffnete, war es hell. Draußen schien die Sonne, der Himmel war blau. Die Kopfschmerzen waren in der Stirn am stärksten, aber das Schwindelgefühl war schwächer geworden. Ich nahm einen Zwieback vom Teller auf dem Nachttisch und biss hinein.

Es klopfte an der Tür, sie öffnete sich, und Wohlfeld lugte herein. Er hatte Blumen in der Hand und schaute sich unsicher um. Mit dem Finger deutete ich auf einen Stuhl. Er legte die Blumen auf den Tisch und trug den Stuhl zum Bett. Dann setzte er sich.

»Wie geht es Ihnen, Herr Kommissar?«

»Beschissen, danke. Wie komme ich hierher?«

»Als Sie am Abend nicht zurückgekommen waren, sind wir zum Klubhaus gegangen und haben es auf den Kopf gestellt. Im Keller haben wir Sie gefunden, auf dem nassen Boden. Irgendwer hat Sie niedergeschlagen und dann einen Großputz veranstaltet.«

»Haben Sie den Mann gefasst?«

»Welchen Mann?«

»Den mit den hochgeschnürten Stiefeln!« Der Schmerz pochte unter der Schädeldecke.

Die Schwester erschien. »Ich habe doch gesagt, Sie sollen ihn nicht aufregen. Gehen Sie jetzt bitte.«

»Bitte, Schwester Maria, eine Frage noch«, sagte ich.

Sie lächelte und hob den Daumen. »Eine, ich zähle mit.«

»War niemand in dem Bootshaus, als Sie es durchsuchten?«

»Nein«, sagte Wohlfeld.

Die Schwester krümmte den Daumen.

»Und in dem Schuppen?«

»Niemand.«

»Jetzt ist es aber genug«, sagte die Schwester. »Ich stelle die Blumen in die Vase, und Sie kommen morgen wieder.«

Wohlfeld erhob sich, schaute mich mitleidig an und sagte: »Bis morgen, Herr Kommissar, gute Besserung.« Die Schwester schaute ihm nach, als wollte sie sichergehen, dass Wohlfeld nicht zurückkehrte.

Dann ging auch sie, ich schlief ein.

*

Wohlfeld kam jeden Tag, langsam klärte sich das Bild. York hatte mich niedergeschlagen und den Keller gründlich gereinigt. Das, was ich für Blutspuren hielt, war weggewaschen. Die Kiste im Schuppen war leergeräumt, die Kabelrolle an der Wand hängengeblieben. York war seitdem verschwunden.

»Sobald ich hier raus bin, nehmen wir den Motorboot-Klub auseinander«, sagte ich.

»Den Präsidenten, Herrn Dr. Olendorff, habe ich bereits vernommen, in Anwesenheit des Polizeipräsidenten. Die Weste dieses Herrn ist weiß.«

»Woher wissen Sie das?«

»Das hat der Herr Polizeipräsident festgestellt.«

In wenigen Tagen hatte sich viel geändert. Nie zuvor hatte ein Polizeipräsident sich eingeschaltet in Ermittlungen.

»Was ich Ihnen noch sagen muss, wegen der Bürgerkriegsopfer hat der Reichspräsident eine Amnestie angeordnet. Sie gilt aber nur für Verteidiger des Reichs, wie es heißt. Kommunisten, Sozis und abtrünnige SA sind ausgenommen.«

Die Schwester betrat das Zimmer. »Dass Sie mir den Herrn Kommissar nicht zu sehr aufregen.«

»Lassen Sie uns in Ruhe!« schnauzte ich sie an und bereute es gleich. Sie schaute mich mit glasigen Augen an, drehte sich abrupt weg und ging »Dann können wir uns ja auf unsere Fälle konzentrieren«, sagte ich.

»Oder hat jemand erklärt, es handle sich nicht mehr um Mordfälle?«

»Bisher nicht, Herr Kommissar«, sagte Wohlfeld gelassen.

Wer ihn nicht kannte, hätte die Ironie nicht gehört.

»Dann ist ja alles in Ordnung«, sagte ich. »Haben Sie den Motorboot-Klub versiegelt?«

»Ja, aber der Präsident hat befohlen, ihn wieder freizugeben. Man hörte raunen, viele Prominente aus dem nationalen Lager seien Mitglieder oder Förderer.«

»Die Dinge ändern sich.«

Wohlfeld nickte.

»Ob wir unsere Arbeit noch machen können?«

»Es wird sich normalisieren«, sagte Wohlfeld.

»Da gibt es einige, die trauern Hitler und Kameraden nicht so furchtbar nach.«

»Das nehme ich auch an. In den Zeitungen ist kaum noch die Rede davon. Die Regierung sagt nichts dazu, jedenfalls habe ich nichts gehört.«

»Man wird sie womöglich zu Bürgerkriegstoten erklären.«

»Und die Fälle stillschweigend begraben«, ergänzte Wohlfeld. »Aber das gibt uns Hinweise, Herr Kommissar.«

»Gewiss, fragt sich nur, auf was.«

»Auf die Täter«, sagte Wohlfeld, erstaunt über meine Begriffsstutzigkeit.

»Eben nicht oder nicht nur. Ich kann mir einige Motive vorstellen, die Morde unter den Teppich zu kehren. Das wichtigste wäre vielleicht, dass ihre Aufklärung neue Unruhe schaffen könnte. Vielleicht ist ein Mitglied der neuen Regierung verstrickt, das wäre fatal für das Ansehen dieser Leute, die doch sauber und ehrlich sein wollen und aufräumen mit den Asozialen. Außerdem sind ein paar Leute aus dem nationalen Lager heilfroh, dass sie Hitler losgeworden sind – nehme ich zumindest an. Denn Hitler hätte seinen Führungsanspruch ja nicht aufgegeben. Und klar ist doch auch, dass ohne den Hitler-Mord der Bürgerkrieg kaum ausgebrochen wäre. Und ohne Bürger-

krieg wäre die Kommune nicht zerschlagen worden, säße die heutige Regierung nicht in der Wilhelmstraße. Verstehen Sie, Wohlfeld, die Leute, die den Hitler-Mord zu den Akten legen wollen, müssen keineswegs die Mörder sein. Es sind Leute, denen dieser Mord nutzt.«

»Es wird also kompliziert.«

»Es ist kompliziert, Wohlfeld. Und dann noch die anderen Morde. Wie sind die einzusortieren? Strassers Tod könnte die Hitler-Gläubigen begeistern. Goebbels' Tod seine Feinde beim ehemaligen Strasser-Flügel. Röhm's Tod die Feinde der SA bei den Nazis oder in der Reichswehr. Es könnte aber auch andersherum sein.«

Wohlfeld schwieg eine Weile. Dann sagte er: »Ich hoffe, Sie sind bald wieder gesund, Herr Kommissar.«

»Das hoffe ich auch. Lassen Sie mich jetzt schlafen.«

Wohlfeld ging, die Kopfschmerzen kehrten zurück. Das Gespräch hatte mich angestrengt, ich merkte es erst jetzt. Die Dinge verschwammen vor meinen Augen. Kurz bevor der Schlaf mich ergriff, hörte ich die Tür. Die Schwester erschien. Sie schien geweint zu haben. Ich winkte sie zu mir. Sie zögerte, dann kam sie. Ich klopfte mit der flachen Hand auf die Decke an der Seite. Sie setzte sich. Ich nahm ihre Hand, sie ließ es geschehen. Dann schlief ich ein.

Als ich erwachte, war es dunkel. Die Schwester saß auf der Bettkante und hielt meine Hand. Als ich die Augen öffnete, strich sie mir über die Stirn. »Sie haben nicht lange geschlafen«, sagte sie. Ich schlief wieder ein. Im Traum erschien Sofia, sie trug eine Schwesternkleidung. Sie lachte über etwas, dann weinte sie und schrie.

Am Morgen lag ich wach und schaute aus dem Fenster. Ich empfand es als Vorzug, die Wirklichkeit nur verschwommen wahrzunehmen. In mir keimte eine Ahnung. Ich zweifelte, ob ich meinen Beruf weiter ausüben könnte. Und wenn doch, wie

würde ich mich zurechtfinden in den neuen Verhältnissen?

*

Am Tag meiner Entlassung, es war der 14. Dezember, erschien Wohlfeld, um mir zu helfen. Drei Wochen Krankenhaus hatten mich geschwächt. Die Kopfschmerzen wurden seltener, aber sie verschwanden nicht. Wenn ich mir über die Kopfhaut fuhr, spürte ich die Narbe der Naht. Wohlfeld fuhr mich mit meinem Gepäck nach Hause und brachte mich in meine Wohnung. Vor der Tür lag ein Zettel *Post ist bei mir. Glubkow.*

Als Wohlfeld gegangen war, stieg ich die Treppe hinab und klingelte beim Hausmeister. Es dauerte, bis er öffnete, er hatte verschmierte Hände. Er brummte einen Gruß und ging zurück in die Wohnung. Als er wiederkam, hatte er saubere Hände und brachte mir einen Stapel Zeitungen, einige Briefe und eine Ansichtskarte. Die Karte lag obenauf, sie zeigte das Straßburger Münster. Ich bedankte mich und stieg die Treppe hoch. Oben legte ich den Stapel auf den Küchentisch und drehte die Ansichtskarte um. *Ich denke an dich. S.* Sie hatte eine klare, schöne Schrift.

Sofia war davongekommen. Sie lebte in Frankreich, das war ihre Botschaft. Und sie hatte mich nicht verlassen, das verstand ich auch. Sie hatte ihre Nachricht in eine Form gekleidet, die mir nicht gefährlich werden konnte, mir aber sagte, wo ich sie finden könnte. Es wäre nicht einfach, aber es würde gehen. Mich packte der Wunsch abzuhausen. Unruhig lief ich durch die Wohnung, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Nach einer fast durchwachten Nacht klingelte es an der Haustür. Ich hatte ganz vergessen, dass Wohlfeld mich abholen wollte. Ich bat ihn zu warten, bis ich fertig angekleidet war. »Soll ich Ihnen ein Frühstück machen, Herr Kommissar?« rief er mir nach, während ich zum Bad ging. Sogar einen vollen

Einkaufsbeutel hatte er mitgebracht.

»Sehr gerne! Machen Sie eins für uns beide, Wohlfeld.« Seine Fürsorge rührte mich. Wir waren uns nähergekommen in den vergangenen Wochen.

Als ich aus dem Bad zurückkehrte, stand das Frühstück auf dem Tisch. Wir aßen. Ich war ein wenig ruhiger geworden. Bevor ich irgend etwas unternahm, musste ich wissen, was los war im Polizeipräsidium. Ich hatte noch vier Mordfälle aufzuklären, das war meine Pflicht. Die Mörder hatten mich verhöhnt, das nahm ich ihnen übel. »Wir werden uns den Motorboot-Klub noch mal anschauen, vielleicht finden wir doch etwas. Haben Sie was erfahren über den Burschen, der mich niedergeschlagen hat?«

»Der ist verschwunden, als hätte es ihn nie gegeben.« Wohlfeld sprach mit vollem Mund.

»Wo mag er sich verkrochen haben?«

»Auf einem ostelbischen Gut, in der Sowjetunion, in Italien.«

»Sie machen Witze.«

Wohlfeld grinste. »Ich halte alles für möglich.«

Er hatte recht, alles war möglich. Mehr, als wir uns vorstellen konnten.

»Haben Sie von Leutbold und Schmoll gehört?«

»Die sind wahrscheinlich im Paradies der Werktätigen«, sagte Wohlfeld. »Dort pflegen Leute aus dieser Ecke zu sein, wenn sie hier was ausgefressen haben.«

»Das wissen wir ja nicht.«

»Und die Flucht aus der Untersuchungshaft in Leipzig, Herr Kommissar? Ist das nicht ein Schuldeingeständnis?«

Irgendwann würde ich ersticken in meinem Lügengespinst. »Das beweist nur, dass sie der neuen Regierung nicht in die Hände fallen wollten. Fragen Sie mal den Dr. Münting, wie die Leichen aussehen, die ihm angeliefert wurden, bevor sie zu

Kriegsgefallenen umdekoriert wurden. Ich würde auch abhauen, wenn mir so etwas droht.« Ich war laut geworden und erschrak.

Wohlfeld schaute mich erstaunt an.

*

In meinem Arbeitszimmer im Präsidium wartete ein leerer Schreibtisch auf mich. Wohlfeld hatte die Arbeit verteilt in der Kommission. Er setzte sich in den Besucherstuhl mir gegenüber. Ich bat Frau Wuttke, Wegner zu suchen. Es dauerte wenige Minuten, bis er erschien.

»Neue Spuren?« fragte ich ihn, bevor er mich begrüßen konnte.

»Nein, Herr Kommissar.« Es machte ihn traurig.

»Sie haben nichts gefunden, weder bei Strasser noch bei Goebbels, noch im Klubhaus?«

Er nickte. »Das Klubhaus ist so sauber, wie es bestimmt nie zuvor war. Da hat jemand gründlich geputzt. Die einzige Spur ist Blut von Ihnen auf dem Boden im Keller.«

»Haben Sie die Adresse von diesem Dr. Olendorff?«

»Die habe ich, Herr Kommissar«, sagte Wohlfeld. »Aber der Präsident hat erklärt, ich soll den Mann nicht behelligen, er stehe außerhalb jeden Verdachts.«

»Mir hat er das nicht gesagt. Und ich glaube kaum, dass ich verstanden habe, was Sie gerade erklärt haben. Das muss eine Folge meiner schweren Kopfverletzung sein.«

»Wenn Sie mir die Bemerkung gestatten, Herr Kommissar, das gibt Ärger.«

»Haben wir eine andere Strippe, an der wir ziehen könnten? Wer immer in Deutschland regiert, wir sind Kriminalisten, un-

sere Pflicht ist es, Verbrechen aufzuklären. Und jeder Anfänger weiß, wenn wir eine Spur haben, müssen wir ihr folgen. Keine Sorge, ich mache das allein, Sie wissen nichts.«

»Darum geht es mir nicht, Herr Kommissar.«

»Aber mir. Verraten Sie mir bitte die Adresse dieses Dr. Olendorff.«

Wohlfeld zückte sein Notizbuch, schlug eine Seite auf und gab mir das Buch. Olendorff wohnte Am Sandwerder 8, im Villenviertel am Wannsee, dort, wo die reichen und mächtigen Leute lebten. Ich kannte die Gegend, in der Nähe waren das Strandbad und der Yachtclub. In der Waldschänke nahe des S-Bahnhofs Nikolassee hatte ich sommers manche Weiße getrunken.

Ich nahm den Ford, und über den kerzengeraden Kronprinzessinnenweg parallel zur AVUS erreichte ich bald den Wannsee. Eine hohe, dichte Hecke schirmte Olendorffs Haus ab. Das Gartentor war aus massivem Holz, dunkelbraun gestrichen, mit Eisenbeschlägen. Am Pfosten aus rotem Backstein daneben protzte eine in Messing gefasste Klingel. Ich drückte darauf, kurze Zeit später hörte ich Schritte. Das Tor öffnete sich. Ein Butler im Cut betrachtete mich ausdruckslos.

»Sie wünschen?«

»Ich möchte Herrn Dr. Olendorff sprechen.« Diesmal fand ich meinen Dienstausweis in einer Jackettasche. Ich hielt ihn dem Mann unter die Nase.

»Folgen Sie mir bitte.« Der Ton hätte nicht frostiger sein können. Der Mann schien mir eher ein Butlerdarsteller zu sein als ein Butler. Wir gingen durch einen Park. Der Rasen glatt gestutzt, die Beete mit geraden Kanten, Bäume, deren Äste auf Form geschnitten waren. Mitten im Park stand eine weiße Villa mit drei Etagen, die aussah, als würde man ihre Fassade jeden Tag putzen. Der Plattenweg zum Haus war befreit von allem Grün. Die Tür der Villa ähnelte dem Gartentor. Der Butler

führte mich in die Empfangshalle des Hauses. »Bitte warten Sie.« Er verschwand.

Es dauerte nicht lange, bis er wieder auftauchte. »Folgen Sie mir bitte.« Er verstand es, seine Schritte auf dem Marmorboden zu dämpfen, als er mich in einen großen Raum führte. Ich hatte kaum Zeit, unterwegs die Ölgemälde an den Wänden zu bewundern. Alles hier roch nach Reichtum. »Warten Sie bitte«, sagte der Butler und zeigte auf eine Sitzecke in dem Raum, der ein Arbeitszimmer zu sein schien. Zumindest gab es hier einen großen Schreibtisch und Regalwände mit Büchern.

Erst als sie sich öffnete, bemerkte ich die Tür neben dem Regal. Es erschien ein kleiner, hagerer Mann mit weißen Haaren und einer großen Hakennase. Er sah aus wie ein Geier. »Ja, bitte«, sagte er. Er hatte eine quetschige Stimme.

»Guten Tag, Kommissar Soetting, Mordkommission, ich führe die Ermittlungen in den Mordfällen Hitler, Röhm, Goebbels und Strasser.«

Er schaute mich kalt an.

»Sie sind Vorsitzender des Motorboot-Klubs Oberspree?«

Er nickte kaum erkennbar.

»Haben Sie ein Mitgliederverzeichnis?«

»Das hat mich schon mal ein Polizist gefragt. Es war damals nicht vorhanden und ist es heute auch nicht.«

Wohlfeld hatte mir nichts berichtet davon.

»Das heißt, Sie wissen nicht, wessen Präsident Sie sind.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Dann wäre ich Ihnen dankbar, Sie könnten mir aufschreiben, wer Mitglied Ihres Klubs ist.«

»Ich bin nicht berechtigt, diese Ehrenmänner der Öffentlichkeit preiszugeben.«

»Was geben Sie preis?«

Er stand da wie angewurzelt und sagte nichts.

»Es ist keine Schande und kein Ehrverlust, Mitglied eines Motorboot-Klubs zu sein.«

Er antwortete nicht.

»Herr Dr. Olendorff, ich kann Sie vorladen. Ich kann eine Hausdurchsuchung beantragen.«

Er lächelte kaum sichtbar.

»Wie war Ihr Name?«

»Soetting, Kommissar Soetting.«

»Mordkommission?«

»Ja.«

»Ich sage Ihnen: Ich und die Mitglieder des Klubs haben nichts zu tun mit den besagten Morden. Wir sind anständige, national denkende Ehrenmänner. Wir haben im Krieg für unser Vaterland gekämpft. Diese Auskunft eines Ehrenmanns muss Ihnen reichen.«

»Sie reicht mir nicht. Der Strafprozessordnung noch weniger. Ich setze Ihnen eine Frist. Wenn ich die Liste nicht morgen abend auf meinem Schreibtisch im Polizeipräsidium habe, werde ich Sie vorladen. Wenn Sie nicht erscheinen, werde ich Sie vorführen lassen. Haben Sie das verstanden?«

Er regte sich nicht.

Ich stand auf und sagte: »Ich kenne den Weg.«

In der Vorhalle wartete der Butler. Er öffnete mir die Tür. Während ich durch den Garten zum Tor ging, drehte ich mich um. Da stand der Butler und schaute mir nach. Mir fröstelte. Ich setzte mich ins Auto und schloss die Augen. Ich fühlte mich schwach, die Nerven waren angespannt. Endlich eine heiße Spur, dachte ich, endlich eine heiße Spur.

XI.

Als ich am Morgen aufwachte, fühlte ich mich ausgeschlafen. Vielleicht erwischen sie dich doch nicht. Du hast Gefangene befreit und einen gesuchten RFB-Mann nach Hamburg geschleust. Du hast einen Oberreichsanwalt überfallen, gefesselt und genötigt. Jede einzelne Tat reicht für eine Gefängnisstrafe. Wenn der Oberreichsanwalt oder seine Sekretärin dich irgendwann einmal sehen, bist du dran. An diesem Morgen beschloss ich, mir bei nächster Gelegenheit einen Bart wachsen zu lassen.

Dann dachte ich wieder ans Abhauen nach Straßburg zu Sofia. Koffer packen und weg. Es war wie ein Sog. Ich müsste alles aufgeben und dürfte kaum zurück. Ein Leben in Frankreich konnte ich mir aber genausowenig vorstellen wie davonzulaufen vor dem größten Fall meines Lebens. Ich hatte mich festgebissen wie ein Terrier, und ich konnte nicht loslassen, bevor die Wahrheit gefunden war. Danach konnte ich überlegen, ob ich den Dienst quittierte.

»Gibt's was Neues?« fragte ich Wohlfeld, als ich in meinem Dienstzimmer im Präsidium saß. Natürlich gab es nichts Neues. Wohlfeld schüttelte den Kopf.

Er saß mir gegenüber und schwieg. Wir hatten nie über etwas anderes gesprochen als unsere Arbeit. Ich wusste wenig von Wohlfeld. Er war verheiratet, hatte ein Kind, das hatte ich erfahren. Ich hätte ihn gern gefragt.

Frau Wuttke streckte ihren Kopf ins Zimmer. »Der Präsident will Sie sprechen, sofort, sagt er.« Sie schaute mich an, als wollte sie sich entschuldigen.

Melcher bot mir keinen Platz an, also war er schlecht gelaunt. »Hat Ihnen der Kriminalassistent Wohlfeld nicht gesagt, dass

ich von einer Ermittlung gegen den Motorboot-Klub nichts halte.«

»Doch, Herr Präsident, er hat es mir berichtet.«

»Das hat Sie nicht daran gehindert, Herrn Dr. Olendorff aufzusuchen.«

»Sie sind mein Dienstvorgesetzter, aber ich leite die Ermittlung«, sagte ich. »Solange ich glaube, dass es sinnvoll ist, mit Dr. Olendorff zu sprechen, muss ich es tun. Sonst würde ich womöglich eine Straftat verschleiern.«

»Wie bitte?«

»Sonst würde ich vielleicht eine Straftat verschleiern. Wenn ich einer vielversprechenden Spur nicht folge ...«

»Wer sagt Ihnen, sie sei vielversprechend?«

»Ich wurde im Klub niedergeschlagen, das Mitgliederverzeichnis hat sich in Luft aufgelöst, Röhms Leiche kann im Klubgelände ins Wasser geworfen worden sein. Ich finde, das sind genug Gründe, Herrn Dr. Olendorff zu befragen.«

»Niedergeschlagen hat sie ein Herr York, nicht Herr Dr. Olendorff.«

Ich erwiderte nichts darauf.

»Haben Sie denn diesen York gefunden, Herr Kommissar?«

»Nein, Herr Präsident.«

»Dann will ich Sie mal aufklären. Nehmen Sie Platz.« Er wies auf den Stuhl vor sich.

Ich setzte mich.

»Dieser Herr heißt nicht York, sondern Alexander. Er war ein halbes Jahr so eine Art Verwalter im Klub. Er wurde eingestellt auf Empfehlung eines Herrn Kubitz. Dieser Kubitz ist flüchtig, wahrscheinlich hat er sich nach Russland abgesetzt. Kubitz und Alexander hatten die Aufgabe, sich an Persönlichkeiten im Klub heranzumachen. GPU, haben Sie das schon mal gehört?«

Ich muss begriffsstutzig geguckt haben.

»Dieser Klub hat nicht einmal vierzig Mitglieder, einige stammen aus höchsten Kreisen. Ein Staatssekretär aus dem Außenministerium, einige Industrielle, Offiziere aus dem Truppenamt. Kein Wunder, dass Spione des russischen Geheimdienstes versuchen sich einzuschleichen. Verstehen Sie das?« Es war eine Beschwörung.

Ich erforschte seine Mimik und fragte mich, woher er das alles wusste.

»Es gibt in Deutschland mehr russische Spione, als Sie sich vorstellen können. Kennen Sie die Arbeiterkorrespondentenbewegung der Kommune? Da werden deutsche Arbeiter aufgefordert, ihre Betriebe auszuspionieren, damit Russland sich Forschungskosten spart. Die Westmächte haben uns mit Reparationen ausgeplündert, die Russen stehlen unser geistiges Eigentum, unser wichtigstes Kapital. Das bedroht unsere Weltgeltung. Die russischen Kommunisten und ihre Internationale haben sich Deutschland ausgesucht als Beute. Erst lassen sie uns ausbluten, dann folgt der Umsturz.«

»Ich habe Kippenberger gefragt, ob der M-Apparat etwas zu tun hat mit den Morden.«

»Sie haben Kippenberger gefragt, und der hat Ihnen die Wahrheit gesagt, nichts als die Wahrheit! Herr Kommissar, Sie sind ein ausgezeichneter Kriminalist, aber von Politik verstehen Sie nichts. Das erste, was die Kippenbergers lernen, ist das Lügen. Sie lügen so gut, dass sie selbst an ihre Lügen glauben. Das muss man ja können, wenn es alle paar Wochen eine neue Parteilinie gibt, man sich aber nie geirrt haben darf. Kippenberger ist ein netter Mann, aber auch der raffinierteste Sowjet-spion, den ich kenne. Solche Leute erschüttert ein Gefängnisaufenthalt nicht, die fallen nicht um, die verraten nichts. Es sei denn, man greift zu schärferen Verhörmethoden. Wenn das Vaterland in Gefahr ist ...« Er wischte die letzten

Worte mit der Hand weg. »Herr Soetting, lassen Sie die Finger von der Politik. Das ist ein gut gemeinter Rat und eine Weisung.«

»Wollen Sie mich abziehen von den Ermittlungen?«

Er schaute mich entrüstet an. »Nein, wie kommen Sie darauf? Aber Sie sollen rechtschaffene Bürger nicht beunruhigen.«

»Sie meinen Dr. Olendorff?«

Er nickte.

»Das verstehe ich nicht, Herr Präsident. Ich wurde im Motorboot-Klub Oberspree niedergeschlagen, und Dr. Olendorff ist dessen Vorsitzender. Da muss ich ihn doch fragen. Zumal es eine Spur gibt im Fall Röhm, die zu dem Klub führen könnte. Ich habe Dr. Olendorff nicht belästigen wollen. Ich brauche nur die Mitgliederliste.«

»Aber das ist es doch. Da fällt ein Verdacht auf Persönlichkeiten, die unser neuer Staat braucht. Da wird Ihre Ermittlung politisch. Ich habe Ihnen den Hinweis gegeben, dass York alias Alexander ein GPU-Agent ist. Eine bessere Spur gibt es nicht. Es gibt auch keine andere, jedenfalls keine, die zum Motorboot-Klub Oberspree führt. Haben Sie das verstanden?« Er schaute mich kalt an. »Neuer Staat« hatte er gesagt. Das hatte ich verstanden. Ich ahnte sogar, was Melcher meinte.

»Herr Polizeipräsident, ich habe Sie verstanden. Ich leite weiter die Ermittlungen.«

Er schaute mir in die Augen. »Ich hoffe es, Herr Kommissar. Ich hoffe es für Sie.«

Zurück in meinem Dienstzimmer rief ich Wohlfeld und Wegner zu mir. Ich verschwieg ihnen mein Gespräch mit dem Polizeipräsidenten, es ging nur mich etwas an, und nur meinen Kopf würde es kosten. Wir trugen noch einmal zusammen, was wir wussten. Die einzige Spur, die wir hatten, führte zum Motorboot-Klub und zu Dr. Olendorff. Das galt sogar, wenn man

glaubte, York alias Alexander sei ein GPU-Agent. Dass der M-Apparat nur eine Filiale der GPU war, wusste ich bereits. Genauso, dass diese Agenten sich mühten, in Positionen zu gelangen, wo sie wichtige Informationen abschöpfen konnten. Der Verwalter eines Motorboot-Klubs mit prominenter Mitgliedschaft erfuhr einiges, wenn er sich geschickt anstellte. So schlecht war diese Hypothese nicht. Und hatten nicht auch Leutbold und Sofia so gearbeitet?

»Es könnte noch einen anderen Ort geben, wo wir Öl und Kabel finden«, sagte Wegner. »Und vielleicht hat der Angriff auf Sie nichts zu tun mit unseren Fällen. Vielleicht kriegte dieser York Angst, Sie kämen ihm auf die Schliche.«

»Gehen Sie mal zum Erkennungsdienst, ob Sie einen Hermann York finden. Suchen Sie auch nach einem Alexander.«

Wegner schaute mich erstaunt an, aber er fragte nicht, was es mit diesem Alexander auf sich hatte.

»Gehen Sie bitte gleich, schauen Sie in die Kartei.«

Wohlfeld warf mir einen fragenden Blick zu.

»Herr Wohlfeld, wir werden den Dr. Olendorff nicht mehr aus den Augen lassen. Sie und Wegner lösen sich ab. Ich will wissen, mit wem dieser Herr verkehrt. Lassen Sie sich nicht erwischen. Nehmen Sie den Ford. Berichten Sie mir täglich.«

Wohlfeld verzog keine Miene.

Wegner kam zurück. »Wir haben keine Einträge, weder unter Alexander noch unter York. Vielleicht sind beides nur Tarnnamen?«

»Folgen Sie dem Kollegen Wohlfeld, er weiß, was zu tun ist«, sagte ich. Wohlfeld stand auf, Wegner folgte ihm, er war verwirrt. »Schließen Sie bitte die Tür hinter sich.«

Als sie gegangen waren, suchte ich in meinem Notizbuch, bis ich die Telefonnummer von Rübezahl im Truppenamt fand. Er war gleich dran.

»Kennst du einen Dr. Olendorff?« fragte ich Rübezahl.

»Komm in die Bendlerstraße, da reden wir«, sagte er statt einer Antwort.

»In einer Dreiviertelstunde bin ich da«, erwiderte ich. Dann wählte ich die Nummer von Ferdinand Fleischer. Die Praxishilfe nahm ab und stellte mich gleich durch. Wir verabredeten uns für den Abend im Fröhlichen Postillion. »Du scheinst auf dem Weg der Besserung«, lachte Fleischer.

*

Ich ging zu Fuß zur Bendlerstraße. Die Sonne und die trockene kalte Luft taten mir gut, der Wind trieb mir Tränen in die Augen. Unter den Linden warf das Brandenburger Tor lange Schatten. Ein Trupp SA, bewaffnet, marschierte in Zweierreihe über den Pariser Platz, ein Verkehrspolizist hielt die Autos an, bis die Braunen verschwanden. Auf diesen paar Quadratmetern zwischen Friedrichstraße, Wilhelmstraße und Bendlerstraße ballte sich zusammen, was mächtig war im Deutschen Reich.

Rübezahl empfing mich aufgedreht. »Komm mit«, sagte er und führte mich durch überfüllte Gänge in sein Dienstzimmer. »Jetzt ist richtig was los.«

Als wir saßen und die Sekretärin Kaffee gebracht hatte, sagte Rübezahl: »Es geht drunter und drüber. Ein Aufbruch! Vorbei mit dem Hunderttausend-Mann-Heer und der Tümpelmarine. In ein paar Jahren sind wir wieder wer. Du wirst es sehen.«

Seine Freude ließ mich eine Weile verstummen.

Dann fragte ich: »Und die Abrüstungsverhandlungen? Und der Versailler Vertrag? Und die Entente?«

»Kokolores. Die Franzosen sind ausmanövriert. Entweder rüsten alle ab, oder wir rüsten auf. Da aber die anderen ihre Waffen nicht verschrotten, müssen wir neue anschaffen. Niemand

kann uns das verwehren. Die Reparationen sind erledigt, Brüning sei gelobt, und der Rest des Diktats ist bald auch Makulatur. Division um Division wird aufgebaut, die Pläne dazu gibt seit fast zehn Jahren, der alte Seeckt hat vorgesorgt, und wir ernten jetzt.«

Seine Begeisterung machte mir angst, erinnerte mich an die Stimmung im August 1914.

»Aber deswegen bist du ja nicht gekommen«, sagte er. »Olendorff also.«

»Du kennst ihn.«

»Nicht persönlich. Aber er ist Präsident des Motorboot-Klubs Oberspree, ein paar hohe Tiere von hier sind mit von der Partie. Da hört man dieses und jenes.«

»Und was hört man da?«

»Ich kann dir nicht alles sagen, du verstehst.«

Ich nickte. »Ich interessiere mich nicht für Staatsgeheimnisse.«

»Aber du liest ja auch Zeitung. Erinnerst du dich an das Geschrei der Sozis wegen unserer Zusammenarbeit mit Sowjetrussland?«

Ich hatte gelesen, dass die Reichswehr in Russland Waffen baute und Soldaten ausbildete, um den Versailler Vertrag zu umgehen.

»Ich rede jetzt nicht über unsere lieben Sozis, die dieses Geschäft in ihrer Regierungszeit genauso betrieben haben. Ich sage nur, Olendorffs Armaturenfabrik gehört zu dem Konsortium, das mit uns zusammenarbeitet. Das wurde schon mal erwähnt im Reichstag, also kann ich es erzählen. Trotzdem wäre ich dir dankbar, du würdest damit nicht hausieren gehen.«

»Dazu gibt es keinen Grund, auch wenn ich über die Aufrüsterei nicht so begeistert bin wie du.«

»Ach!«

»Einmal Krieg reicht mir. Hast du die Jahre im Graben vergessen?«

Er schüttelte den Kopf, erwiderte aber nichts.

»Zurück zu Olendorff. Er baut also Waffen für euch.«

»Er ist beteiligt an einer Fabrik, die das tut.«

»Ein Mordmotiv ist das nicht, also ist es mir gleichgültig. Kannst du mir etwas sagen über die Mitglieder des Klubs?«

Er wiegte seinen Kopf. »Besorg dir die Mitgliederliste.«

»Krieg ich nicht, angeblich gibt's keine.«

Er war erstaunt.

»Könnte es sein, dass dieser Klub eine Geheimorganisation tarnen soll?«

Er lehnte sich zurück und starrte an die Decke. »Was sollte das für eine Organisation sein?«

»Keine Ahnung. Hohe Offiziere und Industrielle, die gemeinsame Ziele haben. Welche auch immer.«

Er sagte lange nichts, nippte an seinem Kaffee, gab mir Feuer. »Ich bin nur ein kleines Licht und höre dies und jenes. Ob das dann alles stimmt, weiß der Himmel. Aber in einer Sache bin ich mir sicher: Lass die Finger von diesem Olendorff und seinem Klub. Die sind ein paar Nummern zu groß für dich. Die haben jetzt mehr Einfluss als jemals zuvor.«

»Die Sklareks sind auch aufgefliegen, und die hatten die halbe Stadt gekauft.«

»Die Sklareks sind Würmchen im Vergleich zu Olendorff und seinen Leuten. Die haben direkten Zugang zur Regierung, wenn nicht noch mehr. Das munkelt man hier. Beweisen kann ich es nicht. Ich dürfte dir nicht mal die Gerüchte erzählen.«

»Albern«, sagte ich.

»Wenn du wüsstest. Die wittern hier überall Verrat. Haben jetzt ja auch mehr zu verstecken.«

»Du sprichst in Rätseln.«

Er lachte. »Dann lös sie doch, du Kriminalist.«

»Um zu einem anderen Geheimnis zu kommen. Was treibt eigentlich der Oberleutnant Rickmer? Der verschwand so plötzlich, wie er aufgetaucht war.«

»Hauptmann Rickmer bitte, inzwischen gibt's neue Planstellen, und es wird wieder befördert. Der ist unterwegs, frag mich nicht, wo. Ist so eine Art gehobener Laufbursche von Schleicher.«

»Dann will ich kleiner Kriminalist dir mal erzählen, was ihr so Geheimnisvolles treibt. Ihr rüstet auf, ganz einfach. Geheimnistuerei, Planstellen, Beförderungen. Genug Indizien für einen Anfangsverdacht.«

»Ich hab das nie gesagt.« Rübezahl tat empört. Mir schien, es gefiel ihm, mal mit jemandem zu sprechen, der nicht der Reichswehr angehörte. Er wusste, ich würde ihn nicht verpfeifen. Außerdem hatten die Militärattachés der Engländer und Franzosen die Pläne gewiss längst auf dem Tisch. Es war kein Geheimnis, warum alle deutschen Regierungen seit dem Krieg so vehement wie vergeblich für Abrüstung eintraten. Abrüstung war nur ein anderes Wort für Rüstungsgerechtigkeit, und die hieß, dass Deutschland Panzer, Kanonen, Kampfflugzeuge und Kriegsschiffe baute.

»Kannst du dir vorstellen, dass dieser Olendorff was zu tun hat mit den Morden an Hitler und Kameraden?«

»Vorstellen kann ich mir viel. Nur, was hätte er davon? Auf mich macht der nicht den Eindruck eines Serienkillers.«

»Fememorde?«

»Fememorde an Hitler oder Röhm, das klingt absurd.«

»Diese Morde sind absurd.«

»Hast du eigentlich Berg mal wieder gesehen?«

»Nein«, log ich. »Der ist tot oder auf der Flucht, nehme ich an.«

»Unter den Verhafteten oder Getöteten ist er nicht aufgeführt. Macht sich wohl einen Lenz in Moskau.«

»Ist ein feiner Kerl, aber warum muss er an Stalin glauben?«

»Des Menschen Glaube ist sein Himmelreich«, sagte Rübezahl. »Ich habe ihn gemocht, trotzdem. Und was machst du jetzt mit dem Olendorff?«

»Mal sehen«, sagte ich.

»Stefan, lass es.« Er schaute mich eindringlich an. »Es kommt nichts dabei heraus, außer dass du dir einen blutigen Kopf holst.«

»Du weißt mehr, als du sagst, Rübezahl.«

»Natürlich, aber ich kann dir nichts erzählen, was dir hilft. Ich kann nur versuchen, dich davon abzuhalten, dass du etwas Dummes und vielleicht sogar Gefährliches anzettelst.«

Ich war zu lange Kriminalist und ich konnte zu gut zuhören, um nicht zu ahnen, dass Rübezahl etwas wusste, was mir helfen würde. Und zwar über Olendorff. Ich fing an mir vorzustellen, Olendorff sei die Schlüsselfigur in meinen Fällen. Wenn ich Olendorff ausquetschen könnte, wäre ich ein Stück weiter, wenn nicht am Ziel. »Rübezahl, du kennst mich aus dem Graben. Ich bin ein sturer Bock, ich verbeiße mich in meine Fälle wie eine Zecke, und wenn mir jemand angst macht, beginnt der Spaß erst. Also spuck's aus, du verbirgst etwas, das mich weiterbringen kann. Oder soll ich dich vorladen?«

Rübezahl grinste, dann lachte er laut. »Du mich vorladen. Das ist eine tolle Idee. Versuch's mal.«

»Wenn ich es über deine Vorgesetzten versuche?« Ich wusste, ich hatte keine Chance.

Er schüttelte den Kopf und sagte nichts.

Als ich aufstand, um zu gehen, sagte er: »Stefan, pass auf dich auf. Die Zeiten ändern sich, das Recht auch. Die neue Regierung wird keine Wahlen mehr ausschreiben. An erster Stelle steht das Vaterland, die Wählerei und das Chaos sind beendet.«

Ich stand vor seinem Schreibtisch, er dahinter. »Das ist mir neu.«

»Die Notverordnung zur Rettung des Vaterlands, so heißt sie, ist fertig, der Reichspräsident hat sie unterschrieben. Morgen wird sie vorgelegt, und der Reichstag wird nach Hause geschickt. Es wird eine geheime Staatspolizei gebildet, die mit Unruhestiftern und Umstürzern aufräumt. Ich habe dir nichts gesagt, verstanden?«

Es überraschte mich nicht. Die Leute, die die neue Regierung stellten, hatten keinen Bürgerkrieg geführt, um die Republik zu retten. »Die holen den Kaiser zurück«, sagte ich.

»Nein«, erwiderte Rübezahl. »Den Herrn will keiner mehr. Ich höre noch seine Angebereien. Und dann hat er sich abgesetzt nach Holland, der Held. Ein Kaiser hätte sich an die Spitze seiner Truppen gestellt und wäre gefallen.«

»Also der Kronprinz.«

Rübezahl wiegte den Kopf bedächtig. »Ich würde an deiner Stelle zwei Dinge tun. Ich würde mehr Zeitung lesen. Und ich würde die Ermittlungen in deinen Fällen beenden. Es war der M-Apparat, der Drahtzieher Kippenberger sitzt in Altmoabit, die Täter sind auf der Flucht. In Russland kannst nicht mal du sie verhaften.«

»Danke für die Warnung, Rübezahl.« Ich reichte ihm die Hand.

*

Draußen auf der Straße konnte ich mich nicht mehr wehren

gegen die Verzweiflung. Und mich packte der Zorn. Ich sah die Visagen der neuen Herren vor mir. Sie beriefen sich auf Recht-schaffenheit und schmähten den Verrat von 1918. Aber ihr neues Reich begründeten sie auf der Vertuschung eines vierfachen Mordes. Sie wussten so gut wie ich, die Kommune war für viele Morde verantwortlich, aber nicht für die, um die es mir ging. Es gab jedenfalls nicht den geringsten Beweis dafür. York alias Alexander war vielleicht ein Spitzel des M-Apparats, aber ein Mörder? Mich hatte er am Leben gelassen. Woher kannte der Polizeipräsident den Aliasnamen von York? Er wusste mehr als unser Erkennungsdienst. Irgendwelche Leute ließen mich strampeln. Es schien so, als schauten sie zu, was ich zuwege brachte. Hin und wieder setzte es eine Ermahnung, aber sonst ließen sie mich in Ruhe. Doch es war eine trügerische Ruhe, sobald die neuen Herren fest im Sattel saßen, würden sie mir befehlen, was Rübezahl mir empfohlen hatte: Ermittlungen abschließen, Ende, aus.

Im Präsidium kam mir Wohlfeld auf der Treppe entgegen. »Wegner hat die Beschattung übernommen, Herr Kommissar. Ich löse ihn um acht Uhr ab.«

»Die Nachtschicht übernehme ich, ab Mitternacht«, sagte ich.

»Das ist nicht nötig«, erwiderte Wohlfeld.

»Doch«, sagte ich. »Wegner soll mich um sechs Uhr am Morgen ablösen.«

Wohlfeld schaute mich fragend an und stieg die Treppe weiter hinunter. Ich wollte fragen, wohin er ging, aber ich schwieg. Als ich an meinem Schreibtisch saß, spielte ich durch, wie es wäre, nach Straßburg zu fliehen. Vielleicht war Sofia längst woanders. Oder sie hatte einen Liebhaber. Oder ich hatte ihre Karte falsch verstanden. Womöglich war sie ein Abschiedsgruß, ein Dankeschön, mehr nicht.

Ich hörte Frau Wuttke tippen. Der Rhythmus beruhigte mich, es hörte sich an, als wäre nichts geschehen. Ich beschloss, so zu

tun, als gäbe es keinen Grund, irgend etwas zu ändern. Meine Aufgabe war es, Mörder zu fangen. Und nur die Strafprozessordnung und der Staatsanwalt konnten mir Grenzen setzen. Es sei denn, Melcher schmiss mich raus. Aber ich war Beamter, Beamte waren unkündbar. Er konnte mich versetzen. Na wenn schon. Im Krieg hatte ich jeden Tag mein Leben riskiert, hier riskierte ich, die nächsten Jahre bei der Sitte zu arbeiten. Je länger ich nachdachte, um so mehr wuchs meine Entschlossenheit. Außerdem konnte irgendwann alles anders kommen, und es war nicht auszuschließen, dass mir einmal jemand einen Strick drehen würde, wenn ich jetzt den Weg verließ, den ich gehen musste. Ich war ein sturer Bock.

XII.

Die Weinstube war fast leer, ein Wunder, dass sie noch nicht pleite war. Wer konnte sich heutzutage schon Wein und ein Essen im Restaurant leisten? Da half es auch nicht viel, dass der Wirt vom Fröhlichen Postillion die Preise gesenkt hatte.

»Lange nicht gesehen, Herr Kommissar«, sagte der Wirt. Er zog an seinem mächtigen Schnauzbart. »Einen Württemberger Roten?«

Ich nickte.

Er brachte das Viertel. »Zum Wohl«, sagte er. Er wusste, ich würde das Essen erst bestellen, wenn Fleischer eingetroffen war. »Der Herr Doktor kommt ja immer ein bisschen später.«

Diesmal waren es zwanzig Minuten. Fleischer sah gehetzt aus. »Ein Notfall!« sagte er. Es klang nicht nach einer Entschuldigung.

Wir bestellten Rinderbraten mit Kartoffelklößen und Mischgemüse.

»Willst du auch den Kaiser zurückholen?« fragte ich ihn.

Er tippte sich an die Stirn. »Wie kommst du denn auf diesen Unfug?«

»Ich habe so was gehört.«

»So was höre und lese ich jeden Tag. Wenn nur der Krieg nicht gewesen wäre. Wenn nur der Kaiser wiederkäme. Wenn wir nur den Krieg gewonnen hätten. Wenn uns nur die Heimatfront nicht verraten hätte. Wenn uns nur die Russen nicht angegriffen hätten. Willst du noch ein paar Sprüche hören?«

Ich winkte lachend ab. »Aber so ganz falsch ist das ja nicht.«

»Was?«

»Vor dem Krieg ging es uns besser. Und schuld am Krieg sind die Russen. Das haben sogar die Sozialdemokraten zugegeben.«

»Du lernst es nie«, sagte Fleischer. »Schuld am Krieg sind die Umstände, und die hat die damalige Reichsregierung zu verantworten. Blankoscheck an Österreich! Aber lass, wir werden uns nie verständigen. Da geht es uns wie dem Völkerbund.«

Wir stritten uns jedes Mal, und jedes Mal über das Gleiche. Alle Parteien und Verbände außer der Kommune wiesen den Vorwurf zurück, Deutschland sei schuld am Krieg. Nur Außen-seiter machten sich unbeliebt, weil sie das Gegenteil behaupteten. Fleischer ließ sich nicht umstimmen, und innerlich gestand ich mir ein, er könnte recht haben, gewiss nicht in allem, aber manches stimmte mich bedenklich.

»Die Reichsregierung hat den Engländer in den Krieg gezogen, weil Moltke unbedingt durch Belgien marschieren wollte«, sagte Fleischer.

»Das war Schlieffens Plan.«

»Das war die Ignoranz eines kaiserlichen Feldmarschalls.«

»Die Engländer hätten die belgische Neutralität genauso verletzt. Wir sind ihnen nur zuvorgekommen.«

»Und meine Großmutter wäre Nonne geworden, wenn sie katholisch gewesen wäre.«

Ich musste lachen. An Mundfertigkeit war ich Fleischer unterlegen, an Gesinnungsstärke nicht. Wir aßen und tranken.

»Und wenn es wieder Krieg gibt?« fragte ich. Rübezahls Andeutungen ließen mir keine Ruhe.

»Es wird wieder Krieg geben«, sagte Fleischer. »Die Herren Hindenburg und Kamarilla denken tags an die Revanche und nachts träumen sie davon. Nach Paris! Polen zerschlagen, die Tschechoslowakei auch. Österreich heimholen. Die werden es

den anderen nie verzeihen, dass die sich nicht haben schlagen lassen.«

»Aber Versailles, das Hunderttausend-Mann-Heer, die Pupsmarine.«

»An Versailles glaubt schon keiner mehr außer den Franzosen. Die Polen und Tschechen zählen doch nicht. Die Amerikaner und die Briten schütteln nur noch den Kopf über die Froschfresser. Brüning hat uns ruiniert, aber er hat auch die Reparationen erledigt. Man stelle sich das mal vor: zwei Milliarden Goldmark pro Jahr bis 1988, ein Fünftel des Reichshaushalts. Das ist so wahnsinnig, dass selbst die Franzosen es gemerkt haben. Auf dem Papier haben wir die Rüstungsgleichberechtigung, die Interalliierte Militärkommission hat sich verzogen. Und das nicht etwa, weil wir das Versailler Diktat so brav einhalten, sondern um nicht sehen zu müssen, wie wir es jeden Tag brechen. Kein Volk mit einem Funken Nationalgefühl würde sich so etwas gefallen lassen.«

»Dann haben die lieben Feinde ja geradezu ein schlechtes Gewissen.«

»Das wäre übertrieben. Die Engländer haben die Nase voll von den Irren in Paris. Die wollen einen Schlusstrich ziehen unter die Sache. Ein paar vernünftige Abkommen, vor allem über die Flottenstärken, das reicht denen. Das sind kluge Leute, sie wissen, man kann ein Land nicht endlos demütigen, ohne das Gegenteil von dem zu erreichen, was man erreichen will. Die haben genug Kriege gewonnen, um Mäßigung zu üben.«

Ein Paar erschien, sie war zierlich, fast mager, ein ausdrucksstarkes Gesicht. Sie erinnerte mich an Sofia. Er war groß mit Bauchansatz und gelichtetem Haar. Sie setzten sich in die andere Ecke und hielten sich an den Händen. Daneben saß ein alter Mann vor einem Suppenteller.

»Hallo, wo bist du?« fragte Fleischer.

Ich schüttelte den Kopf. »Woanders.«

»Das hab ich gesehen. Und ich sehe auch, dass du fix und fertig bist. Ärger im Präsidium?«

»Ärger kann man es nicht nennen. Ich schleiche auf Zehenspitzen durch ein Minenfeld. Wahrscheinlich hilft alle Vorsicht nichts, irgendwann wird so ein Ding hochgehen. Ich suche Mörder, weiß aber nicht, ob ich sie finden soll. Die neuen Herren sitzen noch nicht richtig im Sattel. Eigentlich kann ich nur Fehler machen. Wenn ich die Täter nicht finde, habe ich als Kriminalist versagt. Wenn ich die Täter finde, steht zu befürchten, dass mir irgendeiner das Genick bricht, es sei denn, es war die Kommune.«

»War sie es denn nicht?«

»Eher nicht.« Ich erinnerte mich an mein Gespräch mit Kippenberger im Gefängnis.

»Wie schön, dass ich Arzt bin. Soll ich dich krank schreiben für ein paar Monate? Eine Kur verordnen oder so etwas? Von allem Ärger abgesehen, es täte dir gut.«

»Lass gut sein, Ferdinand.« Ich schüttelte den Kopf und schaute auf die Uhr. Es war zwar längst noch nicht Mitternacht, aber es zog mich zum Wannsee. Wohlfeld saß im Ford, der stand schräg gegenüber der Einfahrt von Olendorffs Anwesen.

Ich bat den Wirt, ein Taxi zu rufen. Fleischer schaute mich nachdenklich an. »Hast es aber eilig«, sagte er.

Ein NSU-Taxi brachte mich zum Wannsee. Ich ließ den Fahrer einige hundert Meter hinter dem Ford halten und stieg aus. Dann zahlte ich und ging zu Wohlfeld. Der saß auf dem Fahrersitz und kaute auf einem Streichholz.

»Nichts passiert bisher«, sagte er.

Ich setzte mich auf den Beifahrersitz und starrte in die Nacht. Nebelschwaden hingen in der Luft. Das Licht des Hauses fing sich in den Nadeln einer riesigen Tanne, die die Hecke weit überragte, dann ertrank es in einem Nebelfetzen, der vorbeizog.

schwebte. »Sie können nach Hause fahren, nehmen Sie die S-Bahn.«

»Danke, Herr Kommissar. Wegner kommt morgen früh um sechs.«

Er öffnete die Tür und ging. Ich rutschte auf den Fahrersitz. Der Magen kniff, das Essen war schwer gewesen. Die Angst vor dem Magenkrebs meldete sich, ich kämpfte gegen sie an. Ein Auto fuhr vorbei, ich duckte mich, um nicht gesehen zu werden. Im Rückspiegel sah ich die roten Leuchten des Wagens in den Nebel eintauchen und verschwinden. In der Ferne schwoll das Rattern eines Zugs an, dann wurde es leiser. Es war Ruhe. Ich fühlte, wie die Müdigkeit mich ankroch. Ich lehnte mich zurück und legte die Arme hinter den Nacken. Ich würde nicht einschlafen, höchstens dösen, es war nicht die erste Beschattung.

Erinnerungen meldeten sich. Ich dachte an Berg, an die Tage in Zöblitz, an Sofias Karte, die auf dem Wohnzimmertisch lag und mir ein Rätsel aufgab. War ich niedergeschlagen und erschöpft, begriff ich die Karte als Abschied. War ich ausgeschlafen und gut gelaunt, verstand ich sie als Liebeserklärung, als Aufforderung, ihr zu folgen. Rübezahl stellte mich vor ein anderes Rätsel. Seine Andeutungen sagten mir, ich sollte den Fall abschließen. War er sich sicher? Oder reihte er Vermutung an Vermutung? Ich dachte an Fleischers Vorschlag, eine Kur anzutreten. Weit weg, alles in Ruhe durchdenken, vielleicht den Abschied einreichen. Ein ehemaliger Kommissar mit tadelloser Personalakte hatte immer eine Chance, einen anderen Beruf zu ergreifen.

Ein Lichtkegel fiel auf die Straße. Ich schaute auf die Uhr, doch ich konnte das Zifferblatt nicht erkennen. Meine Hand zitterte auf dem Lenkrad. Das Tor öffnete sich, ein Maybach glitt auf die Straße, ein Summen nur zeigte an, dass der Motor lief. Der Wagen kam mir entgegen und fuhr langsam vorbei, ich duckte mich wieder und linste. Es saßen zwei Männer im

Wagen, der eine hinter dem Steuer, der andere auf der Rückbank. Der hinter dem Steuer hatte kurzgeschorene schwarze Haare, Pockennarben und eine Boxernase.

Ich ließ dem Maybach einen Vorsprung, dann fuhr ich ihm hinterher. Es ging in gemächlichem Tempo über die AVUS Richtung Charlottenburg. Wir passierten die Deutschlandhalle, dann führte mich der Maybach über Schmargendorf und Dahlem nach Steglitz. Dort bog er in nordöstlicher Richtung ab, Schöneberg, Neukölln waren die nächsten Stationen. Ich zündete mir eine Zigarette an und begann zu staunen. Von Neukölln aus steuerte der Chauffeur des Maybach nach Britz. Als wir länger als eine Stunde durch Berlin gefahren waren, wandelte sich mein Staunen in die Erkenntnis, dass ich an der Nase herumgeführt wurde. Die beiden Männer kurvten durch die Gegend, sie schienen kein Ziel zu haben. Wenn sie einen Verfolger abschütteln wollten, hätten sie es längst versuchen müssen. Dann sagte ich mir, die wollen dich einschläfern. Sie wollen, dass du glaubst, sie fahren spazieren. An irgendeiner Ecke werden sie Gas geben, irgendeine Situation werden sie nutzen, um einen möglichen Verfolger abzuschütteln. Ich musste meine müden Augen offen halten.

Über Britz ging es nach Lichtenberg, von dort zum Alexanderplatz, den sie zweimal umkurvten. Ich sah das Polizeipräsidium und fühlte mich verschaukelt. Unter den Linden bis zur Friedrichstraße, dort hinein nach Norden, dann in die Invalidenstraße, vorbei an Charité und Lehrter Bahnhof. Als wir Altmoabit erreichten, wusste ich, was folgen würde. In der Zinzendorfstraße fuhren sie im Schrittempo an dem Haus vorbei, in dem meine Wohnung war. Mir war nicht klar, ob sie wussten, dass ich sie verfolgte, oder ob sie nur darauf spekulierten. Wut stieg hoch in mir. Und mit ihr die Ahnung, dass in dem Maybach irgendwelche Leute saßen, nur nicht Olendorff. Der schlief längst oder trieb sich dort herum, wo er nicht beobachtet werden wollte.

Auf der Leibnizstraße musste der Maybach bremsen, ein Brauereilastwagen stand an der Seite. Zwei Autos kamen uns entgegen. Ich hielt mit einigem Abstand an. Als der Gegenverkehr vorbei war, blieb der Maybach immer noch stehen. Aus der Ferne näherten sich weitere Autos auf der Gegenfahrbahn. Kurz bevor sie auf Höhe des Lasters angekommen waren, sah ich die dunkle Wolke aus dem Auspuff des Maybach. Der Fahrer trat das Gaspedal durch, ich hörte die Reifen quietschen. Er zog an dem Lastwagen vorbei und raste auf die entgegenkommenden Autos zu. Er zwang sie zu bremsen und setzte den Wagen wieder auf die rechte Seite. Nun hatte er mich doch überrascht, ich verlor einige Schrecksekunden, glaubte, es gebe einen Frontalzusammenstoß. Ich sah noch, wie die Rücklichter des Maybachs erloschen, dann war er weg.

Ich musste einen Augenblick warten, um an dem Lastwagen vorbeizukommen. Als ich ihn passiert hatte, hielt ich Ausschau nach dem Maybach. Er war verschwunden. Langsam fuhr ich die Straße hinunter, bremste an den Kreuzungen und startete in die Querstraßen. Wenn der Maybach zügig weggefahren war, hatte ich ihn verloren. Sie hatten mich vorgeführt wie einen Anfänger. Ich stellte mir vor, wie die beiden Männer in dem Wagen lachten.

Dann entdeckte ich in einer schmalen Seitenstraße weit weg einen großen Wagen. Er stand unter einer Straßenlaterne vor einem zweifarbig verputzten Haus, das Erdgeschoss war heller als die vier oberen Etagen. Ich näherte mich ihm langsam und sah, es war der Maybach. Es saß niemand drin. Ich fuhr vorbei und die nächste Querstraße hinein. Dort parkte ich den Ford und stieg aus. Es war niemand zu sehen, als ich auf den Maybach zuing. Ich beugte mich vor und schaute hinein. Da spürte ich eine harte Spitze in meinem Rücken, es tat weh.

»Wenn Sie einen Mucks machen, steche ich zu. Autodiebe mag ich nicht.« Es war ein Mann mit einer zischenden Stimme. »In das Haus da.«

Er packte mich hart an der Schulter und schob mich zum Hauseingang, vor dem der Maybach stand. Der Mann stieß mich in den Gang, dann eine Kellertreppe hinunter. Aus einem Kellerraum drang schwaches Licht.

»Stehenbleiben!« zischte es. Er legte mir eine Binde über die Augen und knotete sie an meinem Hinterkopf fest zu. Dann tastete er mich ab und nahm meine Dienstpistole. Anschließend stieß er mich vorwärts in Richtung des Raums, aus dem das Licht gekommen war. Ich war wie gefühlstaub. Der Mann drückte von hinten. Plötzlich traf es mich in den Magen. Als ich zu Boden ging, dachte ich: Da ist ein zweiter Mann im Raum. Der Schlag nahm mir die Luft, ich krümmte mich, erwartete weitere Schläge. Ein Tritt traf mich im Rücken. Dann zerrten sie mich an den Achseln hoch und setzten mich auf einen Stuhl. Es folgte ein Faustschlag ins Gesicht. Ich schmeckte mein Blut. Weitere Schläge. Einer packte meinen Kopf mit beiden Händen und hielt ihn mit furchtbarer Kraft fest. Ein beißender Schmerz am Ohr. »Beim nächsten Mal schneiden wir dir den Hals ab«, zischte der Mann. Sie stießen mich auf den Boden und traten auf mich ein. Sie vermieden es, meinen Kopf zu treffen, wollten verhindern, dass ich bewusstlos wurde.

Plötzlich war es zu Ende. Ich hörte, wie Schritte sich entfernten. Die Männer sagten nichts. Eine Tür fiel ins Schloss. Ich zog die Binde von den Augen und drehte mich vorsichtig auf den Rücken. Jede Rippe schmerzte. Ich atmete tief ein, es stach. Vorsichtig betastete ich das linke Ohr, das Ohrläppchen fehlte, es blutete stark. An der Decke hing eine Glühbirne, das Licht blendete. Ich setzte mich auf, alles tat mir weh.

Ein dunkles Quietschen, ich spürte einen Luftzug. Die Tür zur Kellertreppe öffnete sich. Leise Schritte näherten sich. Sie kommen zurück, durchfuhr es mich. Ich hörte genau hin, es war offenbar nur eine Person. Dann versuchte ich aufzustehen, ich sah den Lichtschalter an der Wand. Ich hätte schreien kön-

nen vor Schmerz. Als ich das Licht ausmachte, war nichts mehr zu hören. Ich stellte mich neben die Tür und wartete. Wie mit Nadeln stach es im Brustkorb, ich mühte mich, nicht laut zu schnaufen. Ein Schlurfen, ganz nah. Dann ein Schemen in der Tür, er betrat das Zimmer. Ich stürzte mich auf ihn und schrie vor Schmerz. Ich erwischte ihn am Hals, wir stürzten zu Boden. Es bereitete ihm wenig Mühe, sich aus meinem Schwitzkasten zu befreien. Aber er schlug mich nicht. »Ich bin Ihr Freund«, sagte er hechelnd. »Ich tue Ihnen nichts.« Er sprach einen komischen Dialekt, es klang wie Süddeutsch, ich hatte ihn schon mal gehört, wusste aber nicht, wo.

Das Licht ging an. Ich setzte mich auf den Stuhl. Der Mann war klein und dick. Auf dem Kopf trug er eine Art Melone, schwarz und fleckig.

Er hatte Pausbacken und einen spitzen Kinnbart. Seine Augen waren lebhaft.

»Da haben Sie ja schön Dresche gekriegt«, sagte er.

»Wer sind Sie?« Ich stöhnte.

»Ein Freund.«

»Da müsste ich Sie aber kennen.«

»Ich bin der Freund, den Sie noch nicht kennen. Kommen Sie, ich bringe Sie zu einem Arzt. Kennen Sie einen?«

Ich nickte.

Er führte mich am Arm die Treppe hoch. Als ich die frische Luft einatmete, übergab ich mich. Ich lehnte mich an die Hauswand. Er wartete geduldig, dann brachte er mich zu einem Auto. Unterwegs zu Fleischer in die Levetzowstraße erbrach ich aus dem Fenster. »Sie Armer«, sagte der Mann.

»Drücken Sie auf die Klingel über der Praxis«, sagte ich, als wir angekommen waren. Fleischers Wohnung lag im ersten Stock. Als der Mann zur Haustür ging, schaute ich auf die Uhr. Ihr Glas war gesplittert, die Zeiger standen auf halb fünf. Es

dauerte eine Weile, dann sah ich Licht in einem Fenster. Es öffnete sich, Fleischer schaute hinunter auf die Straße und rief: »Was soll das Geklingel?«

»Ich habe einen Verletzten im Auto. Sie müssen ihm helfen.«

»Verfluchte Scheiße!« donnerte Fleischer. »Können die Irren sich nicht den Kopf einschlagen, wenn ich Sprechstunde habe?« Das Fenster ging zu, und kurz darauf öffnete sich die Haustür. Fleischer trug einen Morgenmantel, die grauen Haare standen wirr nach allen Seiten. Er schaute ins Auto und erschrak. »Was hast du denn angestellt? Bist du unter einen Laster gekommen?« Er erwartete keine Antwort, öffnete die Beifahrertür und schnauzte meinen Begleiter an: »Nun helfen Sie schon!«

Sie stützten mich an beiden Seiten und brachten mich ins Behandlungszimmer. »Ausziehen!« sagte Fleischer. »Geht es?«

Der kleine Mann half mir, den Mantel abzulegen. Dann befreite er mich vom Jackett. Er war fürsorglich.

»Wer sind Sie?« fragte ich ihn.

Er lächelte. »Nun lassen Sie sich erst mal versorgen, dann erzähle ich es Ihnen.«

Fleischer half mir beim Entkleiden, dann untersuchte er meine Verletzungen. Er hörte mich ab und überprüfte, ob sich alle Gelenke bewegten. »Derbe Prellungen. Das Ohr läppchen bist du los, ich bin mir noch nicht sicher, ob dich der Verlust hässlicher macht.«

»Danke«, knurrte ich.

Er lachte. »Zwei Rippen sind angebrochen. Ich schreibe dich krank, das hätten wir ja sowieso machen sollen. Die Verletzung am Ohr nähe ich gleich.«

Es brannte und stach, als er die Wunde desinfizierte und nähte. Tränen standen mir in den Augen. Als Fleischer fertig war, gab er mir eine Schachtel Schmerztabletten. »Nun lass dich

von deinem Freund ins Bett bringen. Und morgen früh trittst du hier wieder an zur Kontrolle.«

»Zu Befehl, Herr Generalfeldscher«, sagte ich und legte meine Hand an die Schläfe. Die Bewegung schmerzte, und eigentlich war mir nicht lustig zumute.

Mein Helfer brachte mich nach Hause. »Wie heißen Sie?« fragte ich, als ich auf dem Bett lag.

»François Aschbühler.«

Jetzt fiel mir ein, wo ich den Dialekt schon einmal gehört hatte. Als ich im Krieg Kameraden einer elsässischen Kompanie getroffen hatte.

»Sie stammen aus dem Elsass«, sagte ich.

»Respekt«, sagte Aschbühler. »Ich bin ein Mitarbeiter von Agence France Press, der französischen Nachrichtenagentur. Wir beliefern Zeitungen in Frankreich mit Nachrichten aus Deutschland. Wissen Sie, die Franzosen sind sehr interessiert an allem, was in Deutschland geschieht.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte ich.

Er schaute mich neugierig an, dann grinste er.

»Waren Sie im Krieg?«

»Ich war ein kleiner Caporal, Verdun und am Chemin des Dames. Es ist dem Maréchal Foch nicht gelungen, mich zu verheizen.«

»Ich dachte, Sie hätten auf unserer Seite gekämpft. Sie sind doch Deutscher.«

»Ich zog es vor, für die Grande Nation in den Krieg zu ziehen. Und ich hatte recht. Wir haben gewonnen.« Er kicherte.

»Und wie kommen Sie dazu, mich aus diesem Keller zu holen?«

»Ich bin Ihnen gefolgt, ganz einfach. Ich habe gesehen, wie Sie diesem großen Wagen nachgefahren sind, und wollte mal

schauen, was es gibt.«

Das Atmen tat weh, der Schmerz weckte meinen Zorn. »Vielleicht lassen Sie sich nicht jede Silbe aus der Nase ziehen.«

»Wie Sie belieben. Ich bin Ihnen gefolgt, weil Sie die Mordfälle Hitler, Röhm, Goebbels und Strasser bearbeiten. Das ist die Auskunft aus Ihrem Polizeipräsidium. Sie können sich leicht vorstellen, wie begierig meine Landsleute sind, zu erfahren, wer dahintersteckt. Und weil Sie der Kommissar sind, habe ich mich an Ihre Fersen geheftet. Ich bin ein Journalist, Sie verstehen.«

Ich glaubte ihm kein Wort. »Ein bisschen ungewöhnlich arbeiten Sie schon, Sie Journalist.«

Er nickte. »Das sagen meine Kollegen auch immer. Sie sagen, François, du übertreibst. Es kostet dich noch Kopf und Kragen. Die Kollegen haben recht, aber ich kann nicht aus meiner Haut. Auf meinem Grab wird stehen: Er wollte alles wissen.«

Ich versuchte, nicht zu lachen.

»Wie schön, dass Sie schon wieder lachen wollen«, sagte er. »Sie haben eine robuste Natur. Ich bin ohnehin längst ein Bewunderer Ihrer Person und Ihrer Arbeit. Schauen Sie nicht so. Sie haben Unschuldige aus dem Gefängnis befreit. Sie haben einen Oberreichsanwalt überfallen und gefesselt. Das hätte ich sehen mögen. Ich fürchte, Ihre Juristen sind fast genauso schrecklich wie unsere. Obwohl, das muss man sagen, nichts geht über französische Richter und Anwälte. Was glauben Sie, wie gerne ich schon Advokaten ermordet hätte.« Er lachte fröhlich.

Mir wurde unwohl. Ich wusste nicht, ob es der Schreck war oder die Verletzungen. Ich schleppte mich ins Bad und übergab mich. Er stand hinter mir und reichte mir ein Handtuch. Ich wusch mir das Gesicht und ging zurück ins Schlafzimmer.

»Ich will Sie nicht auf die Folter spannen«, sagte er. »Wir

haben eine gemeinsame Bekannte, die hat mir von Ihnen erzählt. Mit leuchtenden Augen. Ich glaube, sie findet Sie nicht nur sympathisch. Eine schöne Frau, ich beneide Sie«, sagte er.

»Sofia«, sagte ich. »Sofia Schmoll.« Es rutschte mir heraus.

Er schaute mich lächelnd an. »Wie sagten Sie, Sofia Schmoll?«

Ich starrte ihn an.

»Die kenne ich nicht.« Er griff in die Innentasche seines Jacketts. Er zog ein Foto hervor und reichte es mir. Es zeigte Sofia.

»Aber das ist Sofia.«

»Nein«, sagte er. »Das ist Selma Schmandt. Ich kenne die Dame seit vielen Jahren.« Er sah mich an, als käme ich von einem anderen Stern.

Wenn dieser Mann Journalist war, dann war ich Koch im Hotel Kaiserhof. Aber wer war dann Sofia oder Selma? »Sie sind ein Spion«, sagte ich.

»So würde ich das nicht nennen«, sagte er und schüttelte den Kopf.

»In einer Tasche im Jackett sind Zigaretten und Streichhölzer, in der Küche finden Sie einen Aschenbecher, Gläser und eine Flasche Weinbrand.«

Er holte die Sachen. Dann zündete er mir eine Zigarette an, obwohl ich das selbst gekonnt hätte. Nachdem er sie mir in den Mund gesteckt hatte, goss er uns ein. Er hob sein Glas, nickte mir zu und trank es in einem Zug aus. Gleich schenkte er sich nach und trank auch das zweite Glas in einem Zug aus. »Ich muss meine Geschmacksnerven betäuben, sonst kann man dieses Zeug nicht trinken«, sagte er entschuldigend.

»Sie sind ein Spion«, wiederholte ich.

»Ich sammle Nachrichten. Das tut man als Journalist.«

»Dann sind Sie so was wie ein Journalist Ihrer Regierung.«

Er lächelte. »Diese Beschreibung hätte von mir stammen können.«

»Sie haben mich verfolgt.«

»Ja.«

»Warum?«

»Wir interessieren uns für die gleichen Dinge. Außerdem, ich fürchtete, Sie würden in eine Falle tappen.«

Ich muss wenig schlau geguckt haben.

»Glauben Sie wirklich, so einer wie Olendorff lässt sich einfach beschatten?«

»Aha.«

»Hätten die Sie umgebracht, dann würden Sie nie herauskriegen, wer Hitler und seine Kameraden getötet hat. Aber wir wollen das wissen.«

»Wir?«

»Zum Beispiel Selma und ich.«

»Warum, es kann Ihnen doch gleichgültig sein.«

»Verzeihen Sie mir, Sie sind, wie Selma Sie beschrieben hat. Sagen wir, ein bisschen naiv. Wir Franzosen haben nur vor einem Angst, und das ist Deutschland. Einige wenige, und gestatten Sie mir die Bemerkung, ich zähle zu diesen wenigen, glauben, der Versailler Vertrag war kein Friedensvertrag, sondern die Vorbereitung eines neuen Kriegs. Man darf ein so großes Land wie Deutschland nicht demütigen. Schon gar nicht, wenn man es zum Nachbarn hat. Da war Ihr Bismarck klüger. Dass wir uns Elsass-Lothringen zurückgeholt haben, Sie werden es mir als französisch fühlendem Elsässer bitte nachsehen, mag man verstehen. Vielleicht auch noch Rüstungsbegrenzungen, die sicherstellen, dass Ihr Land nicht wieder über meines herfällt. Aber alles andere bedeutet, einen Tiger zu quälen, dem man irgendwann einmal auf freier Wildbahn wieder begegnen könnte. Ich habe mal gehört, Tiger hät-

ten ein ungeheures Gedächtnis.«

»Woher kennen Sie Olendorff?«

Er dachte einen Augenblick nach. »Ich habe die Kameraden der Interalliierten Militärkommission gefragt und noch diesen und jenen. Außerdem habe ich Reichstagsdebatten verfolgt und Zeitungen gelesen. Die Zusammenhänge sind eindeutig. Olendorffs Berliner Armaturenfabrik baut schwere Artillerie und Panzergeschütze in Russland. Beides ist Deutschland nicht gestattet. Leider, wie ich hinzufügen möchte.«

»Und wer ist Sofia oder Selma?«

»Sie kennen sie doch.«

»Bis vorhin habe ich das geglaubt.« Ein Stechen durchzuckte meinen Oberkörper. Ich schnaufte.

»Sie überanstrengen sich. Sie sollten schlafen.«

»Wer ist sie?«

»Eine Landsmännin, sie lebt in Straßburg. Hat sie Ihnen das nicht gesagt?«

Die Karte. Sie lag im Wohnzimmer auf dem Tisch. In gewisser Hinsicht hatte sie es mir gesagt. »Und Sie arbeitet auch für Ihren Nachrichtendienst?«

Er zuckte mit den Schultern. »Wenn es so wäre, dürfte ich es Ihnen nicht sagen.«

»Und Leutbold?«

Er überlegte, dann sagte er: »Der ist wohl in Moskau.«

»Das ist keine Antwort auf meine Frage.«

»Doch, denken Sie darüber nach.«

»Ich hasse es, wenn Leute in Rätseln sprechen.«

»Ich auch, glauben Sie mir.«

»Was wissen Sie über die Mordserie?«

»Nichts. Ich habe erst gestaunt, als sie Olendorff beschatteten. Dann dachte ich mir, der Kommissar zieht an einem Zip-

fel, um zu schauen, was dranhängt. Immerhin, es ist aufschlussreich, Olendorff zeigt Nerven, sonst hätte er nicht diese Kurverei durch Berlin mit Ihnen veranstaltet. Und Sie auch nicht verprügeln lassen.« Er goss sich noch einen Weinbrand ein und nahm einen kleinen Schluck. »So, jetzt kann ich das Zeug trinken und mir einbilden, es wäre Cognac.« Er zog eine Zigarette aus meiner Schachtel und bot mir eine an. Er gab zuerst mir Feuer, dann sich. Wir rauchten eine Weile schweigend.

»Sie werden sich Olendorff vorknöpfen?«

Ich nickte.

»Sie werden das Haus durchsuchen, in dessen Keller Sie verprügelt wurden?«

Ich nickte.

»Sie werden Ärger kriegen mit Ihren Vorgesetzten. Olendorff ist ein dicker Fisch.«

Ich nickte.

»Sie werden mich unterrichten über Ihre Ermittlungen?«

Ich tippte an meine Stirn. »Ich bin Ihnen dankbar, Aschbühler, aber ich bin kein Verräter. Sie sind französischer Spion« – Aschbühler verzog sein Gesicht zu einer Grimasse, als schmerzte ihn meine Feststellung körperlich –, »und ich finde, es geht Sie nichts an, was ich ermittle. Und wenn ich es mir genauer überlege, dann sollte ich Sie gleich festnehmen.«

Aschbühler lachte. »Daran würde ich in Ihrem Zustand eher nicht denken. Außerdem, ich rechne nicht mit Ihrer Dankbarkeit, das ist ein vergängliches Gut. Ich baue darauf, dass Sie nicht ins Zuchthaus wollen. Überfall auf einen Oberreichsanwalt, das ist starker Tobak. Noch stärkerer Tobak ist, dass Sie Kommunisten aus der Untersuchungshaft befreit haben. Ihre neue Regierung arbeitet ja gerne mit Moskau zusammen, aber die Kommunisten im eigenen Land liebt sie nicht.«

»Sie sind ein Erpresser.« Sofia alias Selma hatte ihm alles erzählt, und nun hatte er mich in der Hand. Verflucht, Sofia, warum hast das getan?

»Nein, ich werde Sie nicht erpressen. Ich habe mit Selma ein Geschäft gemacht. Sie erzählt mir was über ihre Abenteuer in Deutschland – Selma als kommunistische Sympathisantin, wirklich eine witzige Geschichte. Aber sie hat sich ausbedungen, keine Erpressung. Sie können ganz sicher sein. Selma kennt mich seit vielen Jahren, sie weiß, ich halte mich an meine Zusagen. Trotzdem, es wäre schön, wir könnten eine Form der Zusammenarbeit finden, die Sie nicht zum Landesverräter macht und mir Informationen verschafft über diesen Olendorff. Und über die Leute, die Hitler umgebracht haben. Ich würde mich revanchieren mit Informationen, die ich erlange. Und vielleicht mit einer Einladung nach Straßburg.«

Ich war mir nicht sicher, ob es ein Trick war. Ob er mich auf raffinierte Weise doch erpresste. »Ich werde darüber nachdenken.«

»Schön.«

»Und wie erreiche ich Sie?«

Er zog ein Kärtchen aus der Tuchtasche seines Jacketts. »Über Agence France Press, ist doch klar.« Er lachte.

Ich schaute auf die Uhr. »Ich muss telefonieren.« Ich quälte mich hoch. Aschbühler stützte mich am Arm. Ich schüttelte ihn ab. Dann wählte ich Wohlfelds Nummer. Eine Frauenstimme meldete sich: »Ja, bitte?« Mir fiel ein, ich hatte Wohlfelds Frau nie gesehen, seine Tochter auch nicht.

»Soetting, guten Morgen. Ist Ihr Gatte noch zu Hause?«

»Nein. Er ist unterwegs zum Wannsee«, sagte sie. Ich fluchte in mich hinein, verabschiedete mich und wählte die Nummer der Mordkommission. Wegner war da. Ich beauftragte ihn, zum Wannsee zu fahren und Wohlfeld zu holen. In zwei Stunden sei eine Dienstbesprechung, die Beschattung sei aufgehoben.

ben.

»Und Sie gehen jetzt besser«, sagte ich zu Aschbühler, nachdem ich aufgelegt hatte.

»Sie denken über meinen Vorschlag nach?«

»Gewiss«, sagte ich und wollte seinen Vorschlag möglichst rasch vergessen. Der Krieg war noch nicht lange genug zu Ende, um mit einem Franzosen einen Pakt zu schließen.

Als Aschbühler gegangen war, stellte ich den Wecker auf acht Uhr dreißig und schloss die Augen. Wenn ich mich nicht bewegte, schienen die Schmerzen erträglich. Ich war erschöpft, fand aber keinen Schlaf. Die Prügelei im Keller ging mir nicht aus dem Kopf. Ich war wütend auf die Männer, noch wütender war ich auf Olendorff. Bis auf einen französischen Spion, der mich vernichten konnte, wenn es ihm gefiel, hatte ich keinen Zeugen. Es kam mir vor, als würde ich in einem Moor versinken. Ich konnte nichts dagegen tun. Was immer ich versuchte, es drohte meine Lage zu verschlimmern. Griff ich mir Olendorff, kriegte ich Ärger mit dem Polizeipräsidenten. Verhaftete ich Aschbühler, landete ich im Zuchthaus. Ich dachte an Sofia und war zornig. Eine französische Spionin schleicht sich bei der Kommune ein. Vielleicht spekulierten die Leute in Paris darauf, dass die KP die Macht ergriff. Dann hatten sie sich gründlich geirrt. Hatte Sofia mich angelogen in Zöblitz? Ich fühlte mich verraten.

Ich konnte nicht schlafen. Ich fand ein frisches Hemd und einen unbenutzten Kragen. Ein anderer Anzug hing im Schrank. Vorsichtig zog ich mich um, manchmal erstarrte ich vor Schmerzen. Als ich fertig war, ging ich in die Küche und aß etwas. Der Weinbrand schmeckte nach, ich putzte mir die Zähne, um den Geschmack loszuwerden. Lange betrachtete ich mich im Spiegel. Sie hatten das Gesicht nicht getroffen, aber das Ohr schwoll an. Es pochte im Kopf. Als der Wecker klingelte, rief ich im Präsidium an. »Holen Sie mich bitte ab, Herr

Wohlfeld.«

»Was ist passiert, Herr Kommissar?«

»Später, kommen Sie.«

»Und der Ford?«

»Später!« brüllte ich ins Telefon. Es tat weh.

»Jawohl, Herr Kommissar«, sagte Wohlfeld und legte auf.

Es tat mir leid, ihn angeschnauzt zu haben. Er konnte nicht wissen, was geschehen war.

Mir wurde schwindelig. Ich setzte mich in der Küche auf einen Stuhl und stützte den Kopf in die Hände. Das Ohr schmerzte teuflisch. Als der Schwindel nachgelassen hatte, stieg ich die Treppe hinunter. Der Türspion von Fräulein Wiese klapperte leise.

Draußen lehnte Wohlfeld an einem schwarzen Wanderer. Er starrte mich erschrocken an, sagte aber nichts. Ich bat ihn, mich zu Dr. Fleischer zu fahren.

»Jetzt könntest du mir mal erzählen, was du angestellt hast. Du hast wohl mit einer Straßenbahn angebändelt«, sagte Fleischer, als er mich untersuchte.

»Nein, es war eine Lok der Reichsbahn.«

»Ich wechsle jetzt den Verband, du Held.«

Es brannte mörderisch.

Als Fleischer fertig war, sagte er: »Unsere Ohren sind zuständig nicht nur fürs Hören, sondern auch fürs Gleichgewicht. Das wird zwar im Inneren reguliert, aber die Schwellung könnte dir trotzdem Ärger machen. Also kein Auto fahren, ab ins Bett. Ich schreibe dir ein Attest. Morgen abend schaue ich bei dir vorbei und wechsle den Verband.« Er gab mir ein Glasröhrchen. »Diese Tabletten nimmst du regelmäßig, dreimal am Tag. Sollen gegen Entzündung und Schwellung helfen. Hat mir mal ein Kollege erzählt.«

»Ein Mediziner von den Apachen.«

»Stimmt, das Zeug besteht, glaube ich, aus getrocknetem Schlangendarm und den gemahlten Gallensteinen eines Büffels. Alles aufgelöst und gebunden in Aligatorpisse.«

»Sehr appetitlich.«

»Nur das Beste für meine Patienten. Vor allem für die, die nicht brav im Wartezimmer sitzen, bis sie drankommen.«

»Von dir aus könnte ich verbluten«, erwiderte ich und stand auf.

»Ich müsste mal überlegen, ob das ein Verlust für das Vaterland wäre.«

Ich zog ein empörtes Gesicht und drohte ihm mit der Faust. Sein Lachen begleitete mich hinaus.

»Wir fahren zu Olendorff«, sagte ich, als ich neben Wohlfeld im Auto saß.

Wohlfeld bewegte sich nicht. »Herr Kommissar, wenn ich das sagen darf: Auf Ihrem Schreibtisch liegt eine Weisung des Präsidenten. Sie dürfen Olendorff nicht befragen.«

Ich überlegte, es überraschte mich nicht. »Davon weiß ich nichts.«

Er schaute mich erschrocken an. »Aber ...«

»Fahren Sie mich zum S-Bahnhof Nikolassee, dann kehren Sie zurück ins Präsidium.«

Er startete den Wagen. Sein Blick schien traurig. Vielleicht ahnte er, was geschehen würde.

Unterwegs erklärte ich ihm, wo der Ford stand und gab ihm den Autoschlüssel. Er würde den Wagen zusammen mit Wegner abholen.

Ich musste nicht weit laufen vom S-Bahnhof, bis ich vor der Villa stand. Ich klingelte. Als sich nichts rührte, klingelte ich noch einmal, diesmal lange. Endlich hörte ich Schritte. Ein

Mann mit einer Gärtnerschürze öffnete die Tür. Ohne ein Wort zu sagen, drängte ich mich an ihm vorbei und lief schnellen Schritts zur Haustür. Sie öffnete sich, bevor ich klopfen konnte. Der Butler schaute mich ausdruckslos an und sagte: »Sie wünschen?«

»Herrn Dr. Olendorff.« Ich zeigte ihm meinen Dienstausweis, den ich in der linken Hosentasche fand.

Er betrachtete den Ausweis gelangweilt und schloss die Tür. Ich klopfte mit der Hand gegen die Tür, es schmerzte. Die Tür öffnete sich einen Spalt, der Butler schaute mich an und sagte: »Wenn der gnädige Herr bitte einige Sekunden Geduld haben könnte.« Er zog die Tür ins Schloss.

Es dauerte ein paar Minuten, bis sie sich wieder öffnete. Der Butler sagte: »Folgen Sie mir bitte.« Er führte mich in das Zimmer, das ich bereits kannte. Olendorff erwartete mich. Er zeigte mit der Hand auf einen Sessel, um mir einen Platz anzubieten. »Ich dachte, wir hätten alles geklärt«, sagte er.

Es klopfte an der anderen Tür des Zimmers. Ein Pockengesicht mit einer Boxernase erschien im Türspalt. Ich kannte die Visage, es war einer der beiden Schläger. Ich sprang auf und zog meine Waffe. Das Gesicht verschwand, die Tür schloss sich. Ich bildete mir ein, den Mann noch grinsen gesehen zu haben. Ich stürzte zur Tür und riss sie auf. Niemand war zu sehen.

»Herr Kommissar, wen wollen Sie erschießen?« Er sagte es im Tonfall eines Mannes, der ein wütendes Kind beruhigte.

Ich knallte die Tür zu. »Dieser Mann ist bei Ihnen angestellt?«

»Das ist Herr Koletzke. Er ist mein Fahrer. Warum fragen Sie?«

»Dieser Mann hat mich letzte Nacht gemeinsam mit einem anderen zusammengeschlagen.«

Olendorff musterte mich. »Zusammengeschlagen?« Er schüttelte den Kopf. »Wann soll das gewesen sein?«

»Heute nacht, zwischen zwei und drei Uhr.«

Olendorff legte Mitleid in seinen Blick. »Ich bedaure, dass Sie angegriffen wurden, Herr Kommissar. Aber Herr Koletzke kann es nicht gewesen sein. Er saß um diese Zeit auf dem Stuhl, auf dem Sie gerade eben noch gesessen haben.«

»Nein, Herr Dr. Olendorff. Dieser Mann fuhr heute nacht zusammen mit einem anderen Mann in einem Maybach, ich schätze, es ist Ihr Automobil, kreuz und quer durch Berlin, um mich in einen Keller zu locken.«

Ich stellte mich wenige Zentimeter vor ihn. »Und wenn Sie mir jetzt erzählen wollen, Sie hätten mit diesem freundlichen Herrn heute früh hier gesessen, glaube ich Ihnen kein Wort. Und das heißt, ich bin überzeugt, dass Sie diesen feinen Herrn nicht nur schützen, weil er Ihr Angestellter ist, sondern dass Sie der Auftraggeber des Überfalls auf mich sind.«

»Sie sollten solche Vorwürfe beweisen können.« Es war eine Drohung.

»Es war Ihr Automobil, es war Ihr Fahrer, und Sie geben dem Mann ein falsches Alibi. Das ist fast so gut wie ein Beweis.«

»Es war keineswegs mein Auto, es war nicht mein Fahrer, und das Alibi stimmt. Ich habe nur einen Maybach, und der war in der fraglichen Zeit in der Werkstatt. Wenn Sie wünschen, kann ich Ihnen die Anschrift der Werkstatt geben. Der Fahrer saß um diese Zeit auf diesem Stuhl.« Er zeigte auf den Stuhl. »Und die Behauptung, ich sei der Auftraggeber, veranlasst mich zu einer Beschwerde beim preußischen Ministerpräsidenten.«

»Die Werkstatt«, sagte ich. Ich mühte mich, ruhig zu bleiben.

Er hob seine Hände kurz, dann ging er zum Schreibtisch und schrieb etwas auf einen Zettel. »Bitte sehr!«

»Rufen Sie Ihren Fahrer!«

Er ging wieder zum Schreibtisch und fasste unter die Tischplatte. Weit entfernt hörte ich ein Rasseln. Wenige Sekunden später öffnete sich die Tür. Koletzke trat ein. Er beachtete mich nicht. »Der Herr Kommissar wünscht Sie zu sprechen.«

Ich schaute in das Gesicht. Er war es, er hatte den Wagen gesteuert.

»Name und Adresse?« fragte ich.

»Horst Koletzke, ich wohne hier.«

»Zeigen Sie mir Ihre Hände!«

Er streckte mir lächelnd seine Hände entgegen. An der rechten erkannte ich rote Flecken auf den Knöcheln. Ich nahm die Hand und drückte fest auf einen dieser Flecken. Der Mann hatte Schmerzen, zeigte sie aber nicht. »Wo kommen die Flecken her? Das sind Spuren von gestern, stimmt's?«

»Stimmt. Ich habe mir gestern die Hand gequetscht.« Er grinste mich an. »An der Motorhaube.«

»An der Motorhaube des Maybach, der in der Werkstatt steht?«

»Ich habe den Wagen gestern nachmittag hingebracht. Und als ich dem Mechaniker etwas zeigen wollte im Motorraum, ist es passiert.«

»Da können Sie ja froh sein, dass die Finger noch dran sind.«

»Jeder ist froh, wenn er einigermaßen heil aus so etwas herauskommt.«

Ich hätte ihm ins Gesicht schlagen können.

»Herr Kommissar, sind Sie alle Ihre Fragen losgeworden?« fragte Olendorff. »Ich würde mich jetzt gern mit dem Herrn Ministerpräsidenten unterhalten, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Ich drehte mich um und verließ das Zimmer. In der Ein-

gangshalle erwartete mich mit blasierter Miene der Butler. Wortlos öffnete er die Haustür.

*

Ich nahm die S-Bahn. Auf der Bank mir gegenüber schnarchte ein Betrunkener. Am Bahnhof Zoo stiegen vier SA-Männer ein. Sie gingen mit misstrauischen Blicken durch den Wagen. Einer sah den Betrunkenen und stieß ihn grob an. Der Mann öffnete zögernd die Augen. Zwei SA-Männer rissen den Betrunkenen hoch. »Solche asozialen Typen wollen wir nicht sehen in einer deutschen S-Bahn!« brüllte einer. »Wir schmeißen ihn raus!«

Ich nestelte in den Taschen, bis ich meinen Dienstausweis gefunden hatte, und hielt ihn dem nächsten Braunhemd unter die Nase. »Lassen Sie den Mann in Ruhe. Er hat niemandem etwas getan!«

»Das ist ein besoffenes Schwein«, sagte ein Brauner in meinem Rücken.

Die drei anderen zerrten den Mann in Richtung Tür. Der Mann hinter mir folgte ihnen und rüttelte an den Türgriffen. Ich zog meine Pistole aus dem Halfter und lud durch. »Lassen Sie den Mann los!« Ich spürte die Wut in mir. Sie war schon lange da, jetzt brach sie aus. Die SA-Männer sahen mein Gesicht. Einer fasste an seine Pistolentasche. Ich zuckte nur kurz mit der Pistole, die Hand verschwand in der Hosentasche. Sie ließen den Mann los, er fiel auf den Boden, stand dann wankend wieder auf. Er hangelte sich von Rückenlehne zu Rückenlehne, bis er vor mir stand. »Aber ich bin doch ein Säufer«, sagte er. Dann ging er vorbei. Ich behielt die SA-Männer in den Augen, sie standen auf dem Platz zwischen den beiden Türen. Als wir die Station Alexanderplatz erreichten, befahl ich: »Raus! Nebeneinander!« Ich folgte ihnen mit der Waffe in

der Hand. Eine alte Frau kam uns entgegen und schlug die Hand vor den Mund. Als wir die Pforte des Präsidiums erreichten, rief ich Polizeibeamte und befahl, die SA-Männer zu entwaffnen, erkennungsdienstlich zu behandeln und in Polizeihaft zu nehmen. Ich wollte mich später um sie kümmern. Nach einem strengen Verhör zur Einschüchterung würde ich sie laufenlassen müssen. Sie würden behaupten, sie hätten dem Mann nur einen Schreck einjagen wollen. Aber soweit war es noch nicht, dass Menschen, die besoffen in der S-Bahn schliefen, angefallen werden durften. Nicht einmal von Hilfspolizisten in Görings Land.

Frau Wuttke erwartete mich bereits. Sie schaute auf die Wanduhr.

»Sie sollen in einer halben Stunde beim Herrn Präsidenten sein.«

»Seit wann wissen Sie das?«

Sie erschrak. ...

»Nein, Sie haben nichts falsch gemacht.«

»Vor etwa zwanzig Minuten hat Frau Wieczorek angerufen.« Sie sprach den Namen verächtlich aus. Es gab Gerüchte im Präsidium, dass die beiden Frauen sich hassten.

»Wie geht's Ihrem Sohn?«

Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht. »Er wurde befördert, ist schon Sturmbannführer. Und das in seinem Alter.«

»Bei der Mutter, kein Wunder«, sagte ich. Sie strahlte mich an.

Ich hatte wenig Zeit, mir eine Verteidigung zurechtzulegen. Olendorff hatte Göring angerufen und der den Polizeipräsidenten. Ich hatte weiter gegen Olendorff ermittelt, obwohl der Präsident es mir untersagt hatte. Es wurde eng. Aber ich war Polizist, hatte keinen anderen Halt als das Gesetz. Auch wenn es das Gesetz einer Republik war, die unsere Niederlage ver-

körperte. Mord bleibt Mord.

Ich lief im Zimmer umher und mühte mich, meine Gedanken zu ordnen. Das Ohr schmerzte, ich verzichtete auf eine Tablette, um einen klaren Kopf zu behalten. Je länger ich nachdachte, desto abwegiger erschien mir, was geschehen war. Es hatte angefangen mit dem Hitler-Mord. Damals wusste ich noch, was zu verstehen war unter Recht und Gesetz. Binnen weniger Wochen begann sich meine Welt aufzulösen. Ich tat Dinge, an die ich vorher nicht einmal gedacht hätte. Die neue Regierung hatte das Recht formal nicht aufgehoben, beharrte sogar darauf, dass sie dem Recht endlich zur Geltung ver helfe. Aber sie setzte auf die Macht. Sie schützte sich und ihr nahestehende Kreise vor dem Gesetz, so wie diesen Olendorff.

Ich schaute zum Fenster hinaus und sah die vier SA-Männer, wie sie gerade das Präsidium verließen. Das hatte sich auch geändert: Ich ärgerte mich kaum noch darüber, es war doch klar, dass diese Schläger sofort wieder aus der Haft entlassen würden. Trotzdem, die Begründung interessierte mich. Ich griff zum Hörer und wählte die Nummer des für die Zellen verantwortlichen Beamten.

»Mölder«, meldete er sich.

»Kommissar Soetting. Herr Kollege, ich sah gerade die Herren auf dem Alex herumspazieren, die ich vorhin verhaftet habe. Wer hat angeordnet, dass sie freigelassen werden sollen?«

»Herr Kommissar«, seine Stimme klang ängstlich, »es geschah auf Weisung des Herrn Präsidenten persönlich. Die Inhaftierten hatten verlangt, dass der Präsident über die Inhaftierung der Herren Hilfspolizisten unterrichtet wurde.«

»Und Sie haben das gleich getan!« brüllte ich. Ich wusste natürlich, ich schnauzte den Falschen an. »Tut mir leid, Herr Mölder.«

»Jawohl, Herr Kommissar.«

Ich legte auf. Das war nicht neu, nur der Höhepunkt einer

Entwicklung seit 1919. Das Recht gab es immer zweimal, eines für die Linken, eines für die Rechten. Wo für einen linken Politmörder ein Todesurteil gefällt wurde, reichte für einen rechten Zuchthaus oder Gefängnis, bis zur nächsten Amnestie. Ich begriff es spät, dachte erst darüber nach, als die Potempa-Mörder davankamen, weil Hitler sich stark gemacht hatte für sie. Und ein Drittel der Deutschen wählte einen Mann, der sadistische Mörder zu Helden aufblies. Ich stellte mir vor, wie sie in der Kneipe saßen und bei Bier und Korn damit prahlten, wie sie einem Pollacken das Leben aus dem Leib getrampelt hatten. Ich versuchte mir vorzustellen, wie der Körper ausgesehen haben mochte. Dann tauchte Hitlers Totenfratze vor meinen Augen auf. Es war gut, dass er tot war, aber schlecht, dass ich seine Mörder nicht überführt hatte. Sofia fiel mir ein, sie hatte mich belogen. Ich sehnte mich nach ihr.

Das Telefon klingelte. »Aschbühler hier. Guten Tag, Herr Kommissar. Ich wollte mich nur nach Ihrem Befinden erkundigen. Geht es besser?«

»Was wollen Sie?«

»Haben Sie heute abend Zeit für einen kleinen Schwatz?«

»Nein.«

»Vielleicht morgen. Fast hätte ich es vergessen, ich soll Ihnen etwas von Frau Schmandt ausrichten.«

»Wie kann ich Sie erreichen?«

»In der Agentur, Herr Kommissar.« Er gab mir die Nummer und verabschiedete sich.

Vielleicht war es nur ein Trick. Vielleicht kannte er Sofia nicht so gut, wie er es behauptete. Vielleicht hatte er sich die Sache mit Sofia nur aus irgendwelchen Krümeln zusammengebacken. Ich wusste es nicht. Deswegen würde ich mich treffen müssen mit Aschbühler. Ich zündete mir eine Zigarette an und machte mich auf den Weg zum Präsidenten.

Melcher erwartete mich. Er hatte ein rotes Gesicht. Ich glaubte, Angst in seinen Augen zu lesen. Ich stand vor seinem Schreibtisch, er bot mir keinen Stuhl an. Die Schmerzen erschwerten das Atmen.

»Herr Kommissar, erinnern Sie sich an meine Weisung, Herrn Dr. Olendorff nicht zu behelligen? Ich habe das nicht verlangt von Ihnen, um Ermittlungen zu behindern, sondern weil ich aus absolut sicherer Quelle weiß, dass Herr Olendorff mit Ihren Fällen nichts zu tun hat. Nichts!« Er mühte sich, seine Wut zu beherrschen.

»Herr Präsident, Angestellte des Herrn Dr. Olendorff haben mich in einen Keller gezerrt, zusammengeschlagen und mein Ohr verstümmelt. Bei allem Respekt, verhält sich jemand so, der nichts zu verbergen hat?«

»Wie kam es dazu?«

»Ich bin dem Wagen von Herrn Dr. Olendorff nachgefahren, letzte Nacht.«

»Gegen meine Weisung!«

Ich sprach ohne Betonung, um meine Erregung zu verbergen. »Ich habe keinen Zweifel, dass Herr Dr. Olendorff in einen meiner Fälle verwickelt ist, wenigstens Angestellte von ihm. Sie haben mir keine Weisung gegeben, die Angestellten dieses Herrn nicht zu überwachen.«

»Haarspalterei, Herr Kommissar.«

»Diese Leute haben mich zusammengeschlagen. Ist das kein Grund, sich mit ihnen zu beschäftigen? Finden Sie es angemessen, dass Polizisten geschlagen werden? Das zweite Mal nun schon, und beide Male sind Mitarbeiter des Herrn Olendorff darin verwickelt.«

»Das trifft nicht zu, Sie jagen einem Phantom nach. Dieser York vom Motorboot-Klub war ein Spitzel der Kommune. Der Kippenberger hat es längst zugegeben.«

Fast hätte ich geantwortet: Wenn ich Kippenberger wäre, würde ich das auch behaupten. Vielleicht hatten sie Kippenberger aber auch in die Mangel genommen. Wer anfängt, das Gesetz zu verbiegen, hört nicht mehr so schnell auf damit. Statt dessen fragte ich: »Mit Verlaub, Herr Präsident, die Angestellten des Dr. Olendorff, die mich in den Keller zerzten, sind das auch Agenten des M-Apparats?«

»Ich habe mich erkundigt, Herr Kommissar. Der Mitarbeiter des Herrn Dr. Olendorff, den Sie erkannt haben wollen, hat ein Alibi.«

»Das ihm Dr. Olendorff gegeben hat.«

»Unterbrechen Sie mich nicht. Und der Maybach, dem Sie gefolgt sein wollen, stand in der Werkstatt.«

Ich hielt ihm die Gesichtshälfte mit dem verstümmelten Ohr entgegen. Der dicke Verband musste ihn beeindrucken. »Die Verletzungen aber bilde ich mir nicht ein.«

»Werden Sie nicht unverschämt. Woher soll ich wissen, wo und wie Sie sich am Ohr verletzt haben? Ich fürchte, Sie verlieren Ihren Verstand, Herr Kommissar. Sie werden zu einem Ärgernis, zu einer Gefahr für die Ordnung.«

»Und warum haben Sie die SA-Rüpel freigelassen, die ich festgenommen habe? Die waren eine Gefahr für die Ordnung.«

»Ich sage ja, Sie werden zu einer Gefahr. Diese Leute haben sich einen harmlosen Scherz mit einem Säufer geleistet. Niemand ist zu Schaden gekommen.«

»Weil ich es mit der Pistole in der Hand verhindert habe.«

»Ich sage Ihnen zum letzten Mal, Sie sollen mich nicht unterbrechen. Sie haben in einem Stadtbahnabteil ohne Sinn und Verstand mit Ihrer Dienstwaffe herumgefuchelt. Haben Sie Zeugen dafür, dass das nötig war? Ist es nicht vielmehr so, dass Sie sich das alles einbilden? Dass Sie einen Hass haben auf die neue Regierung? Sie sind ein alter Frontkämpfer, haben Ihre

Verdienste als Soldat und Polizist. Aber nichts gibt Ihnen das Recht, Wildwestmethoden im Deutschen Reich einzuführen. Wir sind ein zivilisiertes Volk, Herr Kommissar.«

Ich begriff nur eines: Melcher und ich lebten in verschiedenen Welten. Die Frage schoss mir durch den Kopf, seit wann das so war. Ich fand keine Antwort. »Ich bin zuerst dem Recht verpflichtet, vor allem der Strafprozessordnung.«

»Sie sind zuerst verpflichtet, die dienstlichen Weisungen Ihrer Vorgesetzten zu befolgen.« Melcher brüllte, sein Kopf wurde dunkelrot, die Augen traten aus den Höhlen. Ich sah seine tabakgeschwärzten Zähne.

»Nicht, wenn ich dadurch eine Straftat unaufgeklärt lasse. Schon gar nicht, wenn es sich um Mord handelt, Herr Präsident.«

Der Mann verstummte und starrte mich an. Ich kam mir vor, als balancierte ich auf einem Seil zwischen Stadtschloss und Dom. Ohne Ausbildung als Seiltänzer und ohne Netz. Ich hatte recht, aber Melcher hatte die Macht. Das war entscheidend in einer Zeit, in der die Macht zählte. In der Polizisten nur dann Autorität besaßen, wenn sie die Macht vertraten.

Melcher stand auf und wanderte in seinem Zimmer umher. Ich bewegte mich nicht. Er näherte sich mir von hinten. »Und wenn Sie ein paar Wochen Urlaub nehmen? Sie sind überarbeitet, man sieht es Ihnen an.« Er klang wie ein Onkel, dessen Patensohn aus gutem Haus angefangen hatte, Katzen zu ersäufen.

»Das bedeutet, dass Sie mir die Ermittlungen entziehen, Herr Präsident.«

»Es ist das kleinere Übel«, zischte er mir ins Ohr. »Das kleinere Übel. Der Ministerpräsident hat getobt, als er von Ihrer letzten Eskapade erfuhr. Jeder Idiot in Preußen weiß, wer die Mörder sind. Nur nicht der Kommissar, der die Ermittlungen leitet, hat der Herr Ministerpräsident gesagt.«

»Und was sagen Sie, Herr Präsident?«

Er ging um mich herum und stellte sich vor mich. »Ich, lieber Herr Soetting, ich sage, der Herr Ministerpräsident hat recht. Wenn vielleicht auch in der Sache Zweifel bleiben, aber in einem übergeordneten Sinn, der Ihnen verschlossen zu bleiben scheint, in diesem übergeordneten Sinn hat der Herr Ministerpräsident recht.« Spucketröpfchen befeuchteten mein Gesicht.

»Ja, schauen Sie nicht so ...« Er suchte nach einem Wort, fand es nicht. »Sie starren auf Ihre Fälle und verstehen nicht, dass diese Fälle und die Entwicklung des Reichs in gewisser Hinsicht eins sind. Ich weiß nicht, ob Sie sich mal mit Rechtsphilosophie befasst haben.« Er sagte es in einem Ton, der mir zeigte, er schloss diese Möglichkeit aus. Darin hatte er recht. »Die Morde sind schrecklich, aber in diesem Schrecken stecken Keime des Neuen. Lesen Sie mal Carl Schmitt, da werden Ihnen die Augen aufgehen. Da werden Sie es erkennen, Macht und Recht können nicht mehr getrennt werden, das Recht darf sich der Macht nicht entgegenstellen. Das ist eine neue Dimension des Denkens.« Melchers Augen leuchteten. Ihn beglückte die Vorstellung, die Macht zu entfesseln. Er sah aus wie erlöst von einer Qual. »Wir haben die richtigen Verdächtigen, und wenn sie nicht selbst gemordet haben, so schufen sie doch den Nährboden dafür. Die Hetze gegen national gesinnte Deutsche wie Hitler oder Röhm hat die Morde erst möglich gemacht. Selbst wenn es nicht dieser Leutbold und diese Schmoll gewesen sein sollten, was ich allerdings für abwegig halte, dann waren es ihre Auftraggeber. Das deutsche Volk will wissen, wer die Hintermänner sind. Es war Ihre Aufgabe, diese zu ermitteln. Aber Sie weisen die Ergebnisse Ihrer Ermittlungen zurück. Welchen Grund kann das haben, Herr Kommissar?«

Schwindel flog mich an. Melchers Gesicht verschwamm vor meinen Augen.

»Mein Gott, nun setzen Sie sich doch hin!« Es war ein Vorwurf.

Ich setzte mich.

»Sie sind krank, Herr Kommissar. Ich suspendiere Sie vom Dienst. Die Anstrengungen haben Sie überfordert. Lassen Sie sich ein Attest geben. Zwei Monate, meinetwegen drei. Fahren Sie auf Kur. Wenn Sie wiederkommen, werden wir einen Posten für Sie finden, der Ihrer Leistungsfähigkeit angemessen ist.«

Ich durchsuchte meine Taschen, erhob mich schließlich ein Stück, um in die Gesäßtasche zu greifen. Dort steckte mein Dienstausweis. Ich legte ihn auf den Schreibtisch des Präsidenten. Dann zog ich meine Pistole, sah kurz die Angst in Melchers Augen und legte die Waffe neben den Dienstausweis. Der Lauf zeigte auf den Präsidenten. Er drehte ihn mit dem Finger von sich weg. Melcher schüttelte den Kopf. »Sie geben Ihre Pensionsansprüche auf«, sagte er.

Ich stand auf und ging.

»Soetting, machen Sie keinen Unsinn.«

Ich schloss die Tür seines Dienstzimmers, durchquerte das Vorzimmer, in dem Selma Wiczorek auf ihrer Schreibmaschine tippte. Ich stieg die Treppen hinunter und steckte mir eine Zigarette an. Dann trat ich auf die Straße. Es war nasskalt. Ich fror.

XIII.

Ich trank. Es gab nur wenige Tage, die ich halbwegs nüchtern erlebte. Am Anfang fiel es mir schwer, die Flasche schon morgens anzusetzen, aber ich gewöhnte mich daran. In der ersten Zeit saß ich meistens in der Küche, dann blieb ich im Bett liegen und erhob mich nur noch, um zu trinken, zu essen und aufs Klo zu gehen. Ich ließ das Telefon klingeln. Im Dämmer Schlaf fiel ich zurück in die Zeiten des Kriegs. Ich dachte an Berg und Rübezahl, an das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das wir verloren hatten. Als ich einmal durchs Wohnzimmer wankte, sah ich Sofias Straßburgkarte. Ich stierte darauf, drehte sie in der Hand, dann zerriss ich sie und warf die Schnipsel aus dem Fenster. Ich legte mich wieder hin und spürte die Tränen in den Augen. Es würde vorbeigehen. Dann drängte sich mir die Idee auf, Schluss zu machen. Manchmal wickelte ich die Luger, die ich aus dem Krieg mitgebracht hatte, aus dem Lappen und strich mit dem Finger über den Lauf. Ich steckte die Mündung in den Mund, sie schmeckte kalt und ölig. Dann streichelte ich mit dem Finger den Abzug. Manchmal starrte ich aus dem Fenster und überlegte, ob ich hinunter springen sollte. Ich erklärte mir, es sei nicht tief genug, später glaubte ich, ich sei nur feige gewesen. Ab und zu verließ ich meine Wohnung, um einzukaufen. Hin und wieder brachte ich eine Zeitung mit und las, wenn ich nicht zu betrunken war. Ich lebte von meinen Rücklagen. Wenn mir das Geld ausging, war ich am Ende. Ein Zustand, der mich nicht ängstigte. Ich sah, dass die Leute auf der Straße und in den Geschäften meine Nähe scheuten. Der Hausmeister tat so, als merkte er nichts. Fräulein Wiese verzog ihr Gesicht, wenn sie mich sah. Schaute ich in den Spiegel, erkannte ich den Grund dafür. Meine Haare hingen fettig in den Nacken. Ich war unrasiert, bei der letzten

Rasur hatte ich mir mit zitternder Hand eine tiefe Wunde in die Backe geschnitten.

Irgendwann klingelte das Telefon, immer wieder. Schließlich hob ich ab.

»Aschbühler«, hörte ich.

»Scheren Sie sich zum Teufel!« brüllte ich, froh, jemanden gefunden zu haben, den ich anschnauzen konnte. Dann legte ich auf.

Draußen wurde es wärmer, die Tage wurden länger. Der März ging zu Ende. An einem Nachmittag klingelte es an der Tür. Ich saß in der Küche und bewegte mich nicht. Es klingelte wieder. Ich trank einen Schluck Weinbrand. Es donnerte durch die Diele, jemand trat gegen die Tür. Es ging mir auf die Nerven. Ich stand auf. In der Kommode in der Diele lag Werkzeug, darunter ein Hammer. Ich nahm den Hammer und öffnete die Wohnungstür. Es war Aschbühler. Ich versuchte, auf ihn einzuschlagen, aber er stürzte sich auf mich und verpasste mir einen Schwinger in den Bauch. Der Mann war klein und dick, aber schnell. Der Schlag nahm mir die Luft. Ein weiterer Hieb traf mich am Kinn. Dann war ich weg.

Als ich wieder aufwachte, lag ich auf dem Bett. Aschbühler grinste mich an.

»Hauen Sie ab!« sagte ich.

»Ich soll Ihnen Grüße von Selma bestellen.«

»Ich kenne keine Selma.«

»Gut, von Sofia.«

»Ich kenne keine Sofia.«

Er schaute mich ernst an. »Ihnen geht es nicht gut, Herr Soetting.«

»Halten Sie Ihr Maul!« Ich hob die Hand, aber bevor ich zuschlagen konnte, hatte Aschbühler meinen Arm ergriffen.

Er ließ mich kurz seine Kraft spüren, dann legte er meinen

Arm aufs Bett.

»Sie bringen sich um.«

Ich antwortete nicht.

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Ja, verschwinden Sie.«

Er betrachtete mich, in seinen Augen erkannte ich meinen Zustand. Aschbühler schien Mitliebe zu empfinden. »Ich hatte im Präsidium angerufen und hier auch einige Male. Als ich erfuhr, was Ihnen geschehen war, wollte ich Ihnen helfen.«

»Sie haben nichts verstanden«, erwiderte ich. »Die haben mich nicht entlassen, ich bin gegangen. Sie sollten besser recherchieren, Sie Journalist.«

Aschbühler lächelte, dann erhob er sich. »Wenn ich Ihnen nicht helfen kann, Herr Soetting, dann ist es schade, aber ich kann es nicht ändern. Leben Sie wohl.«

Als er ging, durchfuhr mich das Gefühl, mich abgeschnitten zu haben von einem Teil meines Lebens. Die Tür wurde leise von außen zugezogen, ich hörte seine Schritte im Treppenhaus verhallen. Ein Impuls trieb mich hoch, dann sank ich wieder zurück aufs Bett.

*

Ein paar Tage später, am Morgen, die Sonne schien warm in meine Wohnung, klingelte es wieder. Ich lag wach im Bett, rauchte die zweite Zigarette und dachte an die Flasche in der Küche. Ich erhob mich und ging zur Tür. Es war nicht Aschbühler, wie ich mir eingebildet hatte, sondern Wohlfeld. Ich ließ ihn herein und bot ihm in der Küche einen Stuhl an. Er warf einen Blick auf den Schmutz und die Unordnung, dann räusperte er sich und fragte: »Wie geht es Ihnen, Herr Komm ...«, er unterbrach sich, »Herr Soetting?«

»Danke, gut.« Meine Augen suchten die Weinbrandflasche.

»Ich habe ein paarmal angerufen, aber Sie haben nicht abgehoben.«

»War viel unterwegs, hatte zu tun.«

»Kann ich Ihnen helfen?« Er schaute sich um.

»Weiß jemand im Präsidium, dass Sie bei mir sind?«

Wohlfeld schüttelte den Kopf.

»Wer leitet die Mordkommission?«

»Ich. Der Herr Innenminister hat mich zum Kommissar befördert.«

»Meinen Glückwunsch, Herr Kommissar. Sie haben es verdient.«

Wohlfeld lächelte. »Wir vermissen Sie. Und wenn Sie mich fragen, ich hätte lieber verzichtet auf die Beförderung, wenn Sie geblieben wären.«

»Aber nun ist es mal passiert, seien Sie zufrieden.«

Wohlfeld nickte lächelnd.

»Und was machen die Ermittlungen?«

»Sind eingestellt. Täter bekannt, aber flüchtig. Wohl in Sowjetrußland.«

»Und damit sind Sie zufrieden?«

Er schüttelte den Kopf. »Was soll ich machen?«

Was sollte er machen? Er hatte Frau und Tochter. Es gab immer noch Millionen von Arbeitslosen, obwohl die Zeitungen meldeten, es gehe wieder aufwärts dank der neuen Regierung.

»Und Olendorff?«

»Weiß ich nicht, der hat jetzt seine Ruhe.«

»Aber Sie wissen doch, dass der mit drinsteckt, wie auch immer.«

»Könnte doch sein, dass er mit unseren Fällen nichts zu tun

hat, aber irgend etwas verbergen will. Der Herr soll ja in seltsamen Geschäften tätig sein.«

Es mochte so sein. Aber es erklärte Olendorffs Verhalten nicht.

»Glaube ich nicht.«

»Stellen Sie sich vor, Herr Komm ...«, er schluckte die nächsten Silben hinunter, »stellen Sie sich vor, Olendorff wäre in Russland gewesen, als einer der Morde passierte. Was sollte er dann als Alibi nennen?«

»Aber warum lässt er mich zusammenschlagen?« Ich erinnerte mich der Bilder dieser Nacht. Sie hatten von Anfang an gewusst, ich folgte ihnen. Sie spielten mit mir. Und am Ende des Spiels zerrten sie mich in einen Keller und verprügelten mich. »Haben Sie den Keller und das Haus durchsucht?«

Wohlfeld schüttelte den Kopf.

»Warum nicht?«

»Der Präsident ...«

Ich winkte ab. Er musste es mir nicht erklären.

»Im Präsidium hat ein Hauptmann Rübezahl angerufen und nach Ihnen gefragt. Ich habe ihm gesagt, Sie hätten den Dienst quittiert. Das war doch richtig?«

Ich nickte. »Und Sie haben Olendorff tatsächlich in Ruhe gelassen? Obwohl er einen Kommissar der Polizei verprügeln ließ.«

»Ich sagte schon ...«

»Ich weiß, Sie können nichts dafür. Der Schläger, den ich identifiziert habe, hat ein Alibi. Ich weiß, ich weiß. Und Olendorff gehört zur Kamarilla der Regierung, die ihre Aufgabe darin sieht, die nationale Schande wegzuwaschen. Diesen Quatsch habe ich irgendwo gelesen. Wer zur Kamarilla gehört, darf alles, sogar Polizisten verprügeln und Alibis fälschen. Vor ein paar Monaten noch, Wohlfeld, da hätten wir uns das nicht

gefallen lassen. Gewiss, wir mussten einiges ertragen, spätestens als Papen im Staatsstreich die Macht in Preußen übernahm und uns Melcher vor die Nase setzte. Wissen Sie noch, als Severing Innenminister war? Der war zwar ein Sozi, aber ihm galten Recht und Ordnung etwas. Göring und Melcher kennen nur noch Ordnung, ihre Ordnung. Und in dieser Ordnung ist es in Ordnung, wenn ein Polizist verprügelt wird, der den Herrschaften in die Quere kommt.« Die Wut wuchs, während ich sprach. Das Verlangen nach Weinbrand keimte, aber dann verschwand es wieder.

»Ich lass mir das nicht gefallen.« Es überraschte mich selbst, was ich sagte. Es musste lange in mir gewartet haben, jetzt war es raus. Es war richtig. Ich würde mir das nicht gefallen lassen. »Das ist eine Frage der Ehre, Wohlfeld, verstehen Sie das? Der Ehre! Eine Regierung, die das Recht bricht, ist eine Verbrecherregierung.« Das war ziemlich dick aufgetragen, eine pathetische Rechtfertigung für das, was ich tun würde, weil ich beleidigt war. Ich begann mich zu begreifen. Ich war gekränkt. Und ich konnte mich nur davon befreien, wenn ich Olendorff stellte. Das sagte ich Wohlfeld nicht, denn er hätte es verhindern müssen. Wo kommen wir hin, Herr Soetting, wenn die Bürger das Recht in die eigene Hand nehmen? Selbstjustiz? Aber wo sind wir, Herr Wohlfeld, wenn Bürger das Recht in die eigene Hand nehmen müssen, weil die Regierung das Recht verletzt?

Wohlfeld verfolgte mein Gerede und mein Schweigen aufmerksam. Als ich »Verbrecherregierung« sagte, sah ich sein Erschrecken. Er diente dieser Regierung, er musste erschrecken.

»Glauben Sie denn, dass Leutbold und diese Schmoll Hitler umgebracht haben? Und wenn ja, Sie können nicht auch noch Röhm, Goebbels und Strasser ermordet haben. Die Täter laufen frei rum. Und das unter einer Regierung, die nicht oft genug reden kann von Recht und Ordnung. Ich hatte in den letzten

Monaten viel Muße, Zeitung zu lesen. Sie glauben gar nicht, was für einen Quark Göring verzapft. Und nach dem Fettsack kommen gleich Schleicher und Papen.«

Wohlfeld zuckte zusammen. Ich bedauerte ihn, er kriegte was ab von meinem Zorn. »Herr ... Soetting, vier Morde, davon drei nach dem gleichen Muster, das heißt, eine Organisation steckt dahinter.«

»Stimmt, Wohlfeld.«

»Und Leutbold und Schmoll in Weimar kommen durchaus als Täter in Frage. Nur dort, gewiss. Aber sie sind Mitglieder einer Organisation, deren Hauptfeind die NSDAP ist. Wenn man eins und eins zusammenzählt, kommt man auf den M-Apparat. Dessen Chef, Kippenberger, hat ausgepackt. Ich darf Ihnen das eigentlich nicht verraten. Aber Kippenberger hat gestanden, sein M-Apparat habe die Morde durchgeführt. Im Auftrag der Russen. Die wollten einen Bürgerkrieg, und der ist ja auch ausgebrochen. Allerdings mit einem anderen Ergebnis, als Moskau wollte. Fehlen also nur die Figuren, die im Auftrag Moskaus Röhm und Kameraden getötet haben. Irgendwann werden wir sie kriegen, vorausgesetzt, sie trauen sich wieder nach Deutschland. Diesen Mielke haben wir ja auch im Fahndungsbuch. Manche Dinge klären sich von allein, wenn auch langsam. Das haben Sie mal gesagt.«

»Und Sie sind sicher, Kippenberger wurde nicht genötigt zu seiner Aussage? Vielleicht wurde er gefoltert? Oder der Staatsanwalt hat ihm gesagt: Machen wir ein Geschäft. Sie sagen aus, und der Kopf bleibt auf dem Hals.« Ich erinnerte mich meines Gesprächs mit Kippenberger. Ein Geständnis passte nicht zu ihm. Das war nicht zu beweisen, aber Kippenberger hatte mich nicht belogen, ich war zu lange Kriminaler, ich hätte es gemerkt.

Ich stand auf und suchte Kaffeebohnen. Im Schrank über der Spüle fand ich welche. Ich schob schmutzige Teller zur Seite,

um an die Kaffeemühle zu kommen, schüttete Bohnen in die Mühle und kurbelte. Wohlfeld beobachtete, was ich tat. Er war blass. Ich füllte den Wasserkessel und setzte ihn auf den Gasherd. Dann gab ich das Kaffeemehl in die Kanne und goss das Wasser auf. Währenddessen arbeitete mein Hirn unentwegt. Plötzlich hatte ich eine Aufgabe. Sie war gefährlich, aber sie reizte mich. Was sollte ich sonst anfangen mit meinem Leben?

Ich wusch zwei Becher ab und stellte sie auf den Tisch. Dann goss ich den Kaffee durch ein Sieb in die Becher. »Was würden Sie an meiner Stelle tun, Wohlfeld?«

»Ich würde mir eine neue Stellung suchen. Vielleicht versuchen Sie zur Polizei zurückzukehren. In einem anderen Land, vielleicht in Bayern, ganz weit weg.«

Nein, nach Bayern würde ich nicht gehen, nicht dahin, wo die Fememörder und Putschpolitiker zu Hause waren. Und auch Maurice, den ich noch finden musste. Ich setzte an, Wohlfeld zu fragen, ob er nicht Hitlers ehemaligen Fahrer vernehmen wolle, immerhin hatte der mit Hitlers Freundin angebandelt, aber ich bremste mich. Wohlfeld würde mich nicht verraten, doch er war ein loyaler Staatsbeamter, ich würde ihn in Gewissensnot bringen, wenn ich ihn in meinen Plan einweihte. Plan? Das war ein großes Wort für eine kleine Idee. Aber sie erweckte mich wieder zum Leben.

Den Rest der Zeit plauderten wir über Frau Wuttkes Sohn, der von der Reichswehr übernommen worden war, und Wohlfelds Tochter, die gute Fortschritte machte in der Schule. Als Wohlfeld gegangen war, räumte ich die Wohnung auf. Es dauerte den Rest des Tags. Dann setzte ich mich in die Badewanne und rasierte mich. Als ich mich sauber fühlte, schüttete ich die angebrochene Weinbrandflasche in den Ausguss. Am Abend ging ich in den Fröhlichen Postillion und aß ein Wiener Schnitzel. Als der Wirt mir Wein bringen wollte, bestellte ich Wasser. Er schaute mich an, als käme ich von einem fernen Planeten.

Am nächsten Morgen ging ich zum Friseur, ließ sein Gequassel über mich ergehen und verwandelte mich in einen neuen Menschen. Anschließend suchte ich eine Werkstatt auf, deren Besitzer ich einmal rangekriegt hatte, weil er Hehlerware weiterverkaufen wollte. Ich hatte ihn anständig behandelt, er kam mit einer Geldstrafe weg, was auch an meiner Zeugenaussage vor Gericht lag. Burstein saß in seinem Büro, als ich kam. Er sprang auf und sagte leicht stotternd: »Herr Kommissar, ich habe nichts Unrechtes getan.«

»Das hoffen wir mal. Ich komme aus einem anderen Grund. Sie müssen mir einen Wagen leihen.«

Er war erleichtert. »Gerne, Herr Kommissar. Hinten auf dem Grundstück stehen ein paar Gebrauchte. Suchen Sie sich einen aus.«

Wir gingen durch die Werkstatt, an der Wand war eine Stahltür, die auf die Rückseite des Grundstücks führte. Dort standen vier Autos, mir fiel gleich der Opel Laubfrosch ins Auge.

»Was ist mit dem Opel?«

»Gerne, Herr Kommissar«, sagte Burstein. »Eigentlich wollte ich den ja verkaufen, aber weil Sie es sind. Wie lange brauchen Sie ihn?«

»Vielleicht ein paar Tage, vielleicht ein paar Wochen.«

»Machen wir es so. Sie kriegen ihn in den ersten beiden Wochen umsonst. Wenn die abgelaufen sind, reden wir noch einmal darüber.«

Er wollte ein Guthaben ansammeln bei einem Polizisten, wohl im Vorgriff auf seine nächste Gaunerei. »Einverstanden, in zwei Wochen reden wir noch mal. Wann kann ich den Wagen abholen?«

»Morgen mittag, Herr Kommissar. Ich richte ihn noch ein

bisschen her.«

Mein Geld hätte gereicht, um den Wagen eine Weile zu mieten, aber warum sollte ich es dem Werkstattbesitzer hinterhertragen?

Bevor ich in dieser Nacht einschlief, kämpfte ich mit meiner Erinnerung an Sofia. Ich versuchte zornig zu sein auf sie. Kann man eine Lügnerin lieben? Eine französische Lügnerin?

Am Morgen wusch und rasierte ich mich gründlich, als klebe noch immer der Dreck der letzten Monate an mir. Beim Frühstück begann ich mir meinen Plan zurechtzulegen. Ich hatte nur Olendorff als Anknüpfungspunkt und vielleicht den Motorboot-Klub und das Haus, in dem ich niedergeschlagen wurde. Ich könnte bei der Werkstatt nachfragen, wo der Maybach gestanden haben sollte, während ich ihn verfolgte. Aber das wäre nicht klug, damit hätte ich Olendorff nur gewarnt. Außerdem hatten sie Zeit genug gehabt, dieses Märchen nach allen Seiten abzudichten. Und das Haus? Warum hatten sie mich gerade in dieses Haus gelockt? Ich kannte die Adresse nicht, aber ich würde es wiederfinden. Allerdings musste ich verhindern, dass Olendorff mich bei meiner Suche ertappte. Er wusste, dass ich raus war aus dem Geschäft, die neuen Herrscher in Deutschland schützten ihn. Er würde sich sicher fühlen, das war mein Vorteil. Den durfte ich mir nicht selbst rauben.

Ich ging zum nächsten Kiosk und kaufte mir ein *Berliner Tageblatt*. Auf der Titelseite war ein Bericht über die kaiserliche Familie, die seit der Flucht 1918 im holländischen Doorn lebte. Über Wilhelm II., diesen Waschlappen, nur wenige Zeilen, um so mehr über den Kronprinzen, der seine Ambitionen auf den Thron nicht verbarg. Der Kommentar war ein Plädoyer für die Rückkehr der Hohenzollern.

Es waren alle Zeitungen verschwunden, die im Verdacht standen, demokratisch zu sein. Die linken und liberalen Parteien waren aufgelöst worden oder waren einem Verbot durch

Selbstaflösung zuvorgekommen. Es gab nur noch die Parteien, die die Regierung bedingungslos unterstützten. Deutsche Volkspartei, Deutschnationale, die rechten Nazis, auch das Zentrum waren längst zu so etwas wie vaterländischen Vereinen geworden, wie es sie vor dem Krieg gegeben hatte. Jede bejubelte die neue Regierung und den Reichspräsidenten in der ihr eigenen Tonlage. Wer widersprach, floh ins Ausland, wenn er nicht im Gefängnis saß, oder in einem der Konzentrationslager, die die Regierung für hartnäckige Gegner der nationalen Wiedergeburt eingerichtet hatte. Diese Lager dienten der Um-erziehung, hieß es.

Die Geschichte über den Kronprinzen und seine Gattin Cecilie hätte das *Tageblatt* nicht veröffentlicht ohne Billigung oder Auftrag von oben. Vielleicht wollten Göring, Papen und Schleicher nur mal schauen, wie das Ausland reagierte. Die Franzosen würden schäumen, die Hohenzollern waren seit 1870 ihr Alptraum. Aber wenn Amerikaner und Engländer es beim Pflichtprotest beließen, ergaben sich neue Möglichkeiten.

Ich aß eine Kleinigkeit zu Mittag, dann ging ich zu Burstein, um den Opel abzuholen. Der Laubfrosch war frisch gewaschen und glänzte wie neu. Burstein war so unterwürfig wie zuvor. »Sie können ihn gerne auch länger fahren, ich bin da nicht so pingelig«, sagte er. Ihm stand Schweiß auf der Stirn. Am Wetter konnte es nicht liegen, die Sonne schien, blauer Himmel, eisige Kälte, der Winter wich nur langsam in diesem Jahr. Auf dem Weg zu Burstein hatte ich noch einmal meine Möglichkeiten erwogen. Ich würde dort ansetzen, wo ich aufgehört hatte. Aber ich musste mich diesmal klüger anstellen.

Ich fuhr die Leibnizstraße hinunter. Sie sah am Tag anders aus als in jener Nacht, in der ich verprügelt wurde. Ich fuhr einige Male auf und ab, bis ich vor einem Haus stand, dessen Erdgeschoss weiß verputzt war, die oberen Stockwerke waren braun. Ich notierte die Anschrift: Dahlmannstraße 12. Dann fuhr ich nach Hause. Von einer Ermittlung kannte ich einen

Beamten im Grundbuchamt, ich hatte ihn gleich am Hörer.

»Guten Tag, Herr Kommissar«, sagte er. Ich sah keinen Grund, ihn zu korrigieren.

»Herr Kröger, tun Sie mir doch bitte einen kleinen Gefallen und schauen Sie mal nach, wem das Grundstück und das Haus in der Dahlmannstraße 12 gehört.«

»Immer dem Verbrechen auf der Spur«, sagte Kröger.

»Was bleibt einem übrig«, sagte ich.

»Nun haben wir endlich eine Regierung, die das Verbrechen richtig bekämpft. Schluss mit der Sentimentalität.«

»Ob Sie vielleicht mal nachschauen könnten, Herr Kröger?«

»Wo kann ich Sie zurückrufen?«

»Ich bleibe dran.«

»Aha, ein eiliger Fall. Einen Augenblick bitte.«

Es dauerte nur wenige Minuten, dann war Kröger wieder am Apparat. »Haus und Grundstück gehören seit etwa einem Jahr einem gewissen Hartmut Plack, er wohnt in Schmargendorf, in der Tölzer Straße 3.«

Ich bedankte mich. Es war eine Enttäuschung. Ich hatte gehofft, Olendorff sei der Eigentümer. Plack, diesen Namen hatte ich nie gehört. Ich war versucht Wohlfeld anzurufen, um ihn zu fragen, ob in der Kartei des Erkennungsdienstes ein Plack vermerkt war, aber ich ließ es. Es wäre gefährlich, wenn im Polizeipräsidium das Gerücht aufkam, ich ermittelte in eigener Sache. Aber ohne Apparat zu arbeiten, schien mir fast aussichtslos. Niedergeschlagenheit erfasste mich. Ich hatte mich nach Wohlfelds Besuch aufgerappelt, weil mich die Vorstellung fast berauscht hatte, den Fall allein zu lösen. Aber mit den ersten Erkenntnissen traf mich die Ernüchterung wie ein Faustschlag. Nur, was sollte ich anderes tun, als die Sache anzugehen?

Ich nahm mein Fernglas und fuhr in Richtung Wannsee. In

weitem Abstand von Olendorffs Villa parkte ich den Laubfrosch. Von meinem Platz aus konnte ich den Eingang gerade noch beobachten. Wenn ich etwas bemerkte, griff ich zum Fernglas. In einem Notizblock mit karierten Seiten notierte ich jede Bewegung. Zwei Wochen lang beobachtete ich die Villa, immer tagsüber. Die nächsten beiden Wochen verordnete ich mir Nachtschichten. Meine Erkenntnisse waren mager. Olendorff fuhr kurz vor acht Uhr am Morgen los und kam am Abend zwischen sieben und acht Uhr wieder nach Hause. Er ließ sich von Koletzke chauffieren. Abends erhielt Olendorff hin und wieder Besuch. Wenn der mit Autos kam, notierte ich die Nummern, obwohl ich nicht wusste, wie ich die Halter ermitteln sollte. Die Besucher waren meistens Zivilisten, dreimal kamen auch Offiziere der Reichswehr. Einmal erkannte ich Hauptmann Rickmer, der mich nach Erfurt begleitet und danach nichts mehr von sich hören gelassen hatte. Er erschien gegen zehn Uhr abends als Begleiter eines Obersts. Sie blieben eine knappe Stunde. Ich unterstrich den Namen Rickmer und setzte ein Ausrufezeichen daneben. Vermutlich aber war es keine Spur, schließlich war Olendorff in die gar nicht mehr so geheime Rüstungszusammenarbeit mit Russland verstrickt. Ein Besuch von Reichswehroffizieren war da nicht aufregend.

Am nächsten Morgen rief ich Rübezahl im Truppenamt an. Dass er mich kurz nach meiner Entlassung im Präsidium hatte erreichen wollen, gab mir einen Vorwand. Wir verabredeten uns für den späten Nachmittag im Café Unter den Linden. Er fragte nicht, warum.

Ich kam als erster zum Café, es standen Stühle und Tische draußen. Drei Tische waren besetzt, die Leute saßen in Jacken und Mänteln in der Abendsonne. Zum ersten Mal in diesem Jahr spürte ich warmen Wind. Ich bestellte einen Tee und nahm mir an der Garderobe die *Vossische Zeitung*. Auch darin stand ein Bericht über den Kronprinzen und seine Frau.

Ich sah Rübezahl schon in der Ferne.

Er schritt weit aus. Als er sich näherte, erkannte ich die neue Uniform, offenbar maßgeschnitten, auf den Schultern die Epauletten eines Majors.

»Glückwunsch!« rief ich. Dann stand ich auf und ging ihm mit ausgestreckter Hand entgegen.

»Warum? Ach so!« Er lachte. »Ist auch schon wieder ein Weilchen her. Habe dich lange nicht gesehen. Du hast den Dienst quittiert, höre ich. Warum? Was machst du jetzt?«

»Ich habe dir von meinen Ermittlungen erzählt. Als die Olendorff erreichten, zogen die Herren Göring und Melcher eine Mauer um den Herrn. Wie soll man da weiter Polizist sein?«

»Gut, dass deine Kollegen das anders sehen. Sonst müsste am Ende noch ich den Verkehr regeln.«

»Weißt du noch was über diesen Olendorff? Irgendwelche Details, die dir vielleicht unwichtig erscheinen? Zum Beispiel, was könnte Rickmer zu Olendorff treiben?«

Rübezahl piffte leise durch die Zähne. »Sag bloß, du ermittelst auf eigene Faust?«

Ich schüttelte den Kopf, zündete mir eine Zigarette an und versuchte ein ehrliches Gesicht zu machen. »Nein, hat mir ein Kollege gesteckt.«

Rübezahl zog die Augenbrauen hoch. »Du begibst dich auf Glatteis, mein Guter. Überleg doch mal, warum Göring und dein Polizeipräsident niemanden an Olendorff rankommen lassen.«

»Wegen Russland«, sagte ich.

Er hob die Augenbrauen. »Noch unterliegen wir den Bestimmungen des Versailler Diktats. Noch ist die Rüstungszusammenarbeit mit den Russen verboten. Auch wenn das schon dieser und jener herausposaunt hat, je mehr öffentlich wird, desto eher könnten die Alliierten gezwungen sein einzugreifen. Weil die Franzosen und Engländer innenpolitischen Ärger

kriegen, wenn wir ihnen auf der Nase herumtanzen. Und wenn sie Ärger kriegen, werden sie uns auf die Pelle rücken. Dann wird es unangenehm. Deshalb sind Olendorff und andere Leute dieser Preislage sakrosankt.«

»So sehr, dass sie mich zusammenschlagen lassen, dass sie einem ins Gesicht lügen, dass sie Alibis fälschen dürfen?«

»Ich sehe, du begreifst.«

»Und das findest du richtig?«

»Schön ist es nicht. Aber man muss abwägen. In der Republik fand ich viel falsch und wenig richtig. Unter der neuen Regierung finde ich viel richtig und wenig falsch. Ideale Zustände versprechen nur Nazis und Kommunisten, nachdem sie den jeweils anderen ausgerottet haben.«

»So spricht der Opportunist.«

Rübezahl lachte. »Pass nur auf, dass ich dich nicht zum Duell herausfordere. Wir leben ja bald wieder in kaiserlicher Zeit. Davon abgesehen, ich bin Realist, nicht Opportunist. Und du bist verrückt.«

»Und was ist, wenn Olendorff was zu tun hat mit den Morden an Hitler und Kameraden?«

»Ich dachte, es war Kippenberger und sein merkwürdiger Apparat.«

»Hat sich das auch schon bis zu dir herumgesprochen?«

»Es stand in der Zeitung.«

Das war mir entgangen. Ich schwieg.

»Seit die Kommune im Eimer ist, hat die Serie aufgehört.«

»Als die Verdächtigen in Weimar verhaftet waren, hat sie erst richtig angefangen. Hör zu, ich will ja gar nicht ausschließen, dass es die Kommunisten waren. Aber es gibt dafür nicht den geringsten Beweis. Statt eines Beweises servieren Göring und Melcher ein Motiv. Das Motiv lässt sich nicht abstreiten. Aber es lässt sich eben auch nicht abstreiten, dass es andere Leute

mit anderen Motiven geben kann, die diese Morde begangen haben können. Nenn es Berufsehre, aber ohne Beweis kein Täter, und wenn das Motiv auch noch so überzeugend zu sein scheint. Stell dir vor, ein Ehemann hat eine Geliebte. Seine Frau kommt dahinter. Tags darauf wird der Ehemann vergiftet. Wer ist der Täter? Wäre ich Melcher, würde ich die Ehefrau aufs Schafott legen. Ich bin aber Kriminaler, da ist die Ehefrau verdächtig, doch nicht überführt.«

»Ja, ja«, sagte Rübezahl. »Und was hast du davon, wenn du die angeblich wahren Täter greifst?«

Die Frage raubte mir die Sprache. Dann sagte ich: »Gerechtigkeit.«

Ich kam mir arm vor.

»Gewiss. Aber Gerechtigkeit ist ein abstraktes Prinzip. Und sie ist hierarchisch geordnet. Die größte Ungerechtigkeit, die ich kenne, heißt Versailles. Damit räumen wir jetzt auf, auch wenn es vielleicht noch ein paar Jährchen dauert. Wir müssen ein paar Kröten schlucken, zum Beispiel, dass die Kompetenzen der Polizei gegen Staatsfeinde erweitert, gegen staatstragende Kräfte aber verringert werden. Es geht um das übergeordnete Ziel, in dem sich fast alle Deutschen einig sind. Wir müssen taktisch klug handeln. Ein Schreihals wie Hitler hätte unsere Feinde vereint, statt sie zu teilen. Von Goebbels ganz zu schweigen. Dass es diese beiden nicht mehr gibt, ist nur ein Vorteil. Röhm wollte sich zum Herrn aller bewaffneten Kräfte des Reichs aufschwingen. Einer, der es mit Männern treibt, eklig. Diese SA ist sowieso ein Sauhaufen. Prügelknechte. Röhm, Gott bewahre! Ein Hauptmann als Oberbefehlshaber, absurd, nein, lebensgefährlich. Stell dir vor, Major Rübezahl löst den Chef der Heeresleitung General Hammerstein ab.«

»Gute Motive, ich sollte dich verhaften. Und was fällt dir zu Gregor Strasser ein?«

Rübezahl betrachtete eine Weile die Tischplatte. »Weiß nicht

recht. Vielleicht wollte die Hindenburg-Kamarilla ihren Nazi-bündnispartner schwächen. Statt eines ausgebufften Koalitionärs Strasser haben sie es mit dem Morphinisten Göring zu tun. Dem muss man ein wenig schmeicheln, ein Titel hier, ein Titel dort, und schon klappt es. Dass die dem bloß nicht die neue Luftwaffe geben, das wäre ein Titel zuviel«, stöhnte Rübezahl.

»Du lieferst die Motive frei Haus, Rübezahl.«

»Offen gesagt, mir ist es egal, wer diese Leute umgebracht hat. Es erweist sich als nützlich. Belass es dabei. Meinetwegen könnten die den Göring auch noch über die Klinge springen lassen.«

»Bist ein wahrer Menschenfreund.«

»Das ist der Zynismus der Nachdenklichen. Stell dir vor, wir zerschlagen Polen, nehmen uns den Korridor und knöpfen uns anschließend die Franzosen vor. Das kommt, eher früher als später. Und dann, mein Lieber, haben wir solche Helden wie Göring an der Spitze. Wie viele Tote wird sein Versagen fordern? Zehntausende, Hunderttausende? Die übergeordnete Frage ist Deutschland. Der Krieg hat 1918 nicht aufgehört, nur eine andere Form angenommen. Hitler, Röhm und so weiter, das sind geringe Opfer, gemessen an der Aufgabe, die vor uns steht.«

»Dann steckt also die Reichswehr hinter der Mordserie?«

»Das habe ich nicht gesagt. Die Reichswehr erteilt keine Mordaufträge. Wir sind politisch neutral. Ich wollte dir nur zeigen, dass es viele gute Gründe gibt. Wenn du willst, erzähle ich dir auch eine Variante, in der die Franzosen die Übeltäter sind. Oder die Amerikaner.«

Ich lachte und winkte ab. »Am liebsten wäre mir eine Version mit Chinesen.«

»Da müsste ich ein paar Minuten nachdenken.«

»Ihr wollt Krieg?« fragte ich. Ich begriff allmählich, was Rü-

bezahlt gesagt hatte.

»Nein«, erwiderte er. »Ich habe ein bisschen übertrieben. Wir wollen die Gleichberechtigung, dann wollen wir den Versailler Vertrag aufheben, vor allem die Kriegsschuldlüge. Wir wollen zurück haben, was uns abgenommen wurde. Jeder weiß das. Es gibt in England und Amerika eine Menge kluger Leute, die sagen, dass es so nicht weitergehen kann. Das Reparationsmoratorium war der erste Schritt. Jetzt kommt die Rüstungsgleichberechtigung. Dann die Grenzen. Schließlich die Kolonien.«

Rübezahl verwirrte mich, vielleicht wusste er selbst nicht, was er denken sollte. »Und du meinst, die Polen geben wieder ab, was ihnen die Siegenächte geschenkt haben?«

»Die Polen, mein Bester, sind ärger dran als wir, sie wissen es nur noch nicht in ihrer Selbstüberschätzung. Sie piesacken uns und vergessen, dass wir ein Gedächtnis haben. Wenn wir wieder offen aufrüsten dürfen, wird Pilsudski nach Frankreich pilgern und Schutz vor den bösen Deutschen erflehen. Die Polen haben nach dem Krieg zu viele Fehler gemacht. Sie haben uns verärgert und vor allem die Russen. Wenn ein deutscher General in Moskau oder ein russischer in Berlin zum Schwätzchen kommt, bricht in Warschau der Angstschweiß aus. Oder denk an die Tschechoslowakei, dieses Versailler Kunstprodukt. Osteuropa liegt im Schraubstock zwischen uns und den Russen. Der Tag ist nicht fern, da kommen die Herren aus Warschau und Prag angereist und überschütten uns mit freundlichen Angeboten.«

Was weiß ein Major im Truppenamt? Je länger ich zuhörte, desto mehr erschienen mir Rübezahls Erzählungen wie gehobener Kantinentratsch. Aber es beunruhigte mich doch.

Als wir uns vor dem Café verabschiedeten, sagte Rübezahl: »Pass auf dich auf. Lass die Detektivspielerei. Wenn sie dich erwischen, machen sie dich fertig.«

»Wer macht mich fertig?«

Rübezahl drehte sich um und ging Richtung Brandenburger Tor.

*

Ich fuhr verwirrt nach Hause. Rübezahl hatte sich aufgeführt wie ein Schachamateur, der glaubte, das Spiel eines Großmeisters verstehen zu können. Ein Major verschob die Steine, spielte Weltpolitik. Doch es begann in mir zu fressen. Hatte die Reichswehr etwas zu tun mit den Morden? Schleicher womöglich, der Strippenzieher? Aber Serienmorde, und dazu noch solche? Ich glaubte es nicht. Der Modus operandi lässt Rückschlüsse zu auf den Täter, das hatte ich dereinst am Polizeiinstitut in Charlottenburg gelernt. Die Erfahrung hatte diesen Grundsatz bestätigt. Steckten Soldaten ihrem Opfer das Geschlechtsteil zwischen die Zähne, schlugen sie einen Kopf zu Brei?

Fast hätte ich einen Unfall gebaut, auf der Levetzowstraße übersah ich einen Fußgänger, der sich mit einem Sprung auf den Bürgersteig rettete. Im Rückspiegel sah ich, wie er mir mit der Faust drohte.

Zu Hause kochte ich mir einen Tee und setzte mich an den Küchentisch. Ich ging durch, was ich wusste, es war kläglich wenig. Immerhin merkte ich, dass ich nicht systematisch gearbeitet hatte und den Überblick verlor. Ich musste lernen, allein zu arbeiten. Ohne die technischen Mittel der Berliner Polizei, ohne Wohlfeld und die anderen. Hilflosigkeit erfasste mich. Es schien aussichtslos, mich mit Olendorff und Konsorten anzulegen. Sie würden mich zerquetschen wie einen Käfer. Ich überlegte, wo ich Weinbrand finden könnte. Aber dann blieb ich doch sitzen und begann meine Gedanken zu sortieren. Als ich fertig war, befahl ich mir, von vorn anzufangen und systema-

tisch zu arbeiten. Und mich in acht zu nehmen.

Ich suchte die Adressen der Maybach-Werkstatt und des Motorboot-Klubs heraus und rief Kröger im Grundbuchamt an. Er schwatzte ein wenig, dann musste ich wieder warten, schließlich sagte er mir die Namen. Die Werkstatt gehörte einem Friedrich Dehler, Gelände und Haus des Motorboot-Klubs einem Hans Roth. Ich hatte die Namen nie zuvor gehört. Mit Plack und Olendorff hatte ich nun vier Namen. Wenn sie etwas miteinander zu tun hatten, kam ich vielleicht voran. Wenn nicht, musste ich woanders ansetzen.

Wo beginnen? Am Anfang, also beim Hitler-Mord in Weimar. Er trug eine andere Handschrift als die anderen drei. Diese waren eiskalt inszeniert worden, ich erkannte Verachtung in den Taten, keine Wut. Wer Hitler umgebracht hatte, hasste ihn, wenigstens in dem Augenblick, als er zuschlug. Wenn es dieselben Täter waren, hatte sich etwas geändert zwischen dem ersten Mord und den folgenden. Wenn es unterschiedliche Täter waren, ließen sich die Abweichungen leicht erklären. Der Mord an Hitler schien mir eher im Affekt geschehen zu sein, die anderen waren vorbereitet worden. Lagen die Dinge so, wurde es erst richtig verwickelt. Ich blätterte in meinem Notizbuch. Hinten steckte der Zettel mit den Adressen von Hitlers Begleitern in Weimar. Auf einem anderen Zettel hatte ich notiert, dass Emil Maurice, den Hitler aus Eifersucht gefeuert hatte, am Scheidplatz im Münchener Norden wohnte. Hoffentlich stimmten die Adressen noch.

Ich fuhr zum Bahnhof Friedrichstraße, erkundigte mich nach einer Verbindung und kaufte eine Fahrkarte dritter Klasse. Der Zug fuhr kurz nach acht Uhr am nächsten Morgen los und würde am späten Abend in München eintreffen.

Ich ging früh ins Bett, schlief aber nicht ein. Zweifel meldeten sich. Wenn Maurice Hitler aus Rache umgebracht hatte, musste ihn jemand gesehen haben. Es sei denn, er kannte einen Hintereingang oder hatte unglaubliches Glück. Sofia hatte

nichts von einem Unbekannten gesagt, Leutbold auch nicht. Göring kannte Maurice, welchen Grund hätte er haben sollen, dessen Anwesenheit zu verschweigen? Ich würde nach München fahren, auch wenn ich ahnte, es würde umsonst sein. Plötzlich spürte ich ein altbekanntes Ziehen im Unterleib, die Angst vor einem Geschwür meldete sich zurück. Fleischer hatte mich als Hypochonder verlacht, Erika mich als solchen beschimpft. In der Zeit des Suffs war die Angst nicht aufgetaucht. Ich grinste, ich war wieder der Alte.

*

Am Morgen riss mich der Wecker aus dem Schlaf. Ich fühlte mich zerschlagen. Nach einem kurzen Frühstück packte ich eine Reisetasche und fuhr zum Bahnhof Friedrichstraße. Ich fand einen Parkplatz für den Opel und ein leeres Abteil im Zug. Die Sitzbank war hart. Die Zeit bis München schlug ich tot, indem ich Zeitung las und döste. Als der Zug am Münchener Hauptbahnhof ankam, taten mir die Knochen weh. Ich übernachtete in einer billigen Pension am Bahnhof. In dieser Nacht schlief ich gut trotz des Lärms, der von den Gleisen ins Zimmer drang. Ich verzichtete auf ein Frühstück, der Speiseraum sah aus, als klebte alles vor Dreck.

Emil Maurice wohnte in einem Mietshaus im Münchener Norden, ein Taxi brachte mich hin. Ich hatte nicht damit gerechnet, ihn zu Hause anzutreffen. Aber nach dem ersten Klingeln öffnete sich die Wohnungstür im zweiten Stock. Er hatte eine hagere Landsknechtvisage mit einer scharfkantigen Nase, darunter die Kopie des Hitler-Barts. Maurice trug eine Bundlerhose mit Hosenträger und ein kragenloses fleckiges weißes Hemd. Ich sagte, ich käme vom preußischen Landeskriminalpolizeiamt in Berlin, er schien beeindruckt und ließ mich hinein. An der Garderobe in der engen Diele hing ein brauner

Mantel mit Hakenkreuzbinde am Ärmel. Auf einer Kommode lag ein Pistolenhalfter, der Griff ragte heraus. Maurice bat mich in einen Raum, der offenbar als Wohn- und Schlafzimmer diente. Ein Sofa stand dort und zwei durchgesessene Sessel, bortenüberladen. Wir setzten uns.

Er sprach laut. »So, so, von der Polizei sind Sie. Wollen den Tod vom Führer aufklären. Ich dachte, es war die Kommune. Stand jedenfalls im VB.«

»Herr Maurice, es ist eine Art verdeckte Ermittlung. Wir wollen alle Zweifel ausschließen.«

»Dann sind Sie hier im Geheimauftrag?«

»Man kann es so nennen. Die Münchener Polizei weiß nichts davon, und sie sollte auch nichts erfahren. Wir wollen nicht, dass neuer Wirbel entsteht. Der würde nur der Kommune nutzen. Sie verstehen?«

Er nickte bedächtig.

An der Wand hing ein großes Hitler-Porträt, daneben das Bild einer Frau, nicht hässlich, halblange dunkle Haare, ein rundliches Gesicht.

»Wer ist die Dame, wenn ich fragen darf?«

»Geli, das ist Geli Raubal. Die Nichte des Führers.«

Jetzt erinnerte ich mich, Geli Raubal hatte sich im September 1931 umgebracht. Die Zeitungen waren voll davon gewesen. Alle Welt spekulierte damals, ob Hitler mitgestrickt hatte am Selbstmord.

Ich legte Verständnis in meine Stimme, obwohl der Mann mich anwiderte. »Ich habe gehört, Sie haben wegen ihr Ihre Stellung als Hitlers Chauffeur verloren.«

Er starrte auf das Porträt. »Ja, da hat der Adolf danebengelegen. Ich habe nur ein bisschen gescherzt mit ihr. Aber er war so eifersüchtig.«

»Hatten Sie Streit mit ihm?«

Er schaute mich trüb an. »Ja, leider. Es war überflüssig. Es war doch nichts.« Es klang so, als wollte er sich immer noch verteidigen.

»Und nach dem Tod von Fräulein Raubal?«

»Er hat damals nicht mit mir geredet. Aber in der Partei hat es mir nicht geschadet. Und kurz vor seinem Tod haben wir wieder miteinander gesprochen. Adolf wusste, ich war sein treuster Helfer. Über manchen anderen, der heute eine dicke Lippe riskiert, hat er nur gelacht.«

»Göring?«

»Nein, über den hat er sich manchmal geärgert, aber Göring war wichtig für ihn. Der kennt so viele einflussreiche und hochstehende Leute. Ich mag Göring nicht, aber ich muss zugeben, wenn es um feine Leute geht, ist er der Größte.«

»Worüber haben Sie zuletzt mit Hitler gesprochen?«

»Über die alten Zeiten. Unseren Marsch auf die Feldherrnhalle 1923, Landsberg, wie er mir sein Buch diktiert hat. Es war wie früher. Ich sehe noch seine Augen strahlen. Wissen Sie, er war in den Monaten vor seinem Tod oft niedergeschlagen.«

»Das verstehe ich nicht, Herr Maurice. Es ging doch aufwärts. Ihre Partei wurde in kurzer Zeit die stärkste im Reich.«

»Aber es schien so, dass wir gewinnen konnten, soviel wir wollten, die Macht rückte keinen Millimeter näher. Es war verhebt.«

»Weil der Herr Reichspräsident Hitler nicht zum Kanzler ernennen wollte.«

»Genau.«

»Herr Maurice, wo waren Sie in der Nacht vom 7. zum 8. November '32?«

Er schaute mich lange an. Seine Mimik zeigte erst Zorn, dann glättete sich die Haut. »Nicht in Weimar«, sagte er. »Ganz bestimmt nicht in Weimar.« Er überlegte. »In dieser Nacht war

ich im Hofbräuhaus mit ein paar Kameraden.«

»Woher wissen Sie das heute noch so genau?«

»Weil ich weiß, wie schlecht es mir ging, als ich später erfuhr, dass es die Nacht war, in der Adolf ermordet wurde. Ich habe gefeiert, und er wurde erschlagen. Er nannte mich Maurizel, wussten Sie das?« In seinen Augen glänzte es.

»Und was ist mit den Herren in Hitlers Begleitung?«

»Sie meinen Brückner, Hoffmann, Dietrich, Schaub und Schreck?«

Ich nickte.

»Sie sind wirklich von der Polizei? Haben Sie einen Dienstausweis? Zeigen Sie den doch mal.«

Ich nestelte in meinen Taschen herum. Dann stand ich auf und tat, als würde ich meinen Ausweis in der Hosentasche suchen. Ich ging zu meinem Mantel in der Garderobe und nahm Maurice' Pistole aus dem Halfter. Ich lud durch und entsicherte.

Er konnte mich nicht sehen. Aber er hatte etwas gehört. »Was machen Sie da?« Dann stand er in der Tür. Ich streckte ihm die Pistole entgegen.

»Sind Sie wahnsinnig?« Er näherte sich mir.

»Noch ein Schritt, und Sie sind bei Ihrem Adolf.«

»Sie sind kein Polizist.«

»Also, was ist mit Schaub und Kameraden?«

»Die sind doch alle tot.«

XIV.

Der Mann zitterte. »Sie sind alle tot«, wiederholte er. »Was wollen Sie von mir? Was habe ich Ihnen getan?« Maurice wich ein paar Schritte zurück. Es stand ihm ins Gesicht geschrieben, dass er fürchtete, das Schicksal von Brückner, Hoffmann, Schaub und Schreck zu teilen.

»Wer hat sie umgebracht?« fragte ich.

»Wieso umgebracht?« Er war verwirrt.

Ich wurde ungeduldig. »Spucken Sie es aus, was ist mit denen?«

»Unfälle, Schlägereien, alles in den letzten Wochen. Schaub wurde erstochen, Hoffmann hat sich vergiftet, sagt man. Brückner ist verschwunden, wahrscheinlich auch tot.« Er zitterte.

Ich wies mit dem Pistolenlauf auf den Sessel, in dem Maurice gesessen hatte. Ich setzte mich ihm gegenüber, zwischen uns stand der Tisch.

»Beruhigen Sie sich, ich habe die nicht umgebracht. Ich will herauskriegen, wer es getan hat. Ich will auch herauskriegen, wer Hitler getötet hat.« Ich sprach auf ihn ein wie auf ein Kind, das nicht ins Bett will.

Es glimmte Hoffnung auf in seinen Augen.

»Nun mal eines nach dem anderen. Was ist passiert?«

»Brückner ist verschwunden. Als Schaub starb, habe ich versucht Brückner zu finden. Wegen der Beerdigung. Alte Kameraden.«

Ich nickte ihm aufmunternd zu.

»Aber ich habe ihn nicht gefunden. Nun gut, ist er halt ver-reist, habe ich gedacht.«

»Was ist Schaub geschehen?«

»In Bogenhausen gibt es ein Wirtshaus, das heißt Zum Einhorn. Da war er mit ein paar Leuten von seinem SA-Sturm. Sie haben getrunken.

Dann wurde Schaub rausgerufen und kam nicht mehr zurück. Die Leiche lag in einer Seitengasse neben der Kneipe. Schaub hatte ein Messer in der Hand und drei Stichwunden in der Brust. Das war am 17. Februar.«

»Sie wissen ja genau Bescheid.«

»Ich bin doch so eine Art Polizist.« Er zeigte hinaus auf den Flur, wo sein Mantel mit der Hakenkreuzarmbinde hing.

»Und Hoffmann?«

»Der wurde vergiftet in seinem Geschäft in der Schellingstraße gefunden, ich glaube, am 3. März. Selbstmord, hat es geheißen.«

»Was ist mit Dietrich und Schreck?«

»Die waren mit dem Auto unterwegs. In Bamberg. Verkehrsunfall. Es lag ein Baumstamm auf der Straße, wir hatten an dem Abend Sturm. Beide tot. Am 20. April, Adolfs Geburtstag.«

»Sie haben recht. Ich bin nicht von der Polizei. Ausweisen werde ich mich auch nicht, Kamerad.«

Er schaute mich mit großen Augen an. »SD? Buch?«

Von beiden hatte ich mal gehört, keine Ahnung, wann und wo. Ich war weder vom Sicherheitsdienst der SS, noch war ich ein Abgesandter des NSDAP-Parteirichters Walter Buch. Ich hob meine Hände und schaute ihn streng an.

Er nickte. »Es muss ja geklärt werden«, sagte er.

Ich legte die Pistole auf den Tisch. Er machte keinen Versuch, danach zu greifen. »Die Münchener Polizei hat gesagt, das mit dem Schaub sei eine Messerstecherei unter Besoffenen gewesen«, sagte Maurice.

»Aber Sie glauben das nicht.«

»Der Schaub hat gerade gefastet, kein Fleisch, kein Alkohol. Wegen dem Adolf. Der hat ja auch kein Fleisch gegessen und nicht getrunken.«

»Und der Schaub hat an dem Abend seine Diät nicht beendet oder unterbrochen?«

»Der nicht. Der Kamerad Schaub hat getan, was er gesagt hat.« Er schaute mich neugierig an, vielleicht war auch Mißtrauen im Spiel.

»Und Sie glauben nicht, dass es die Kommune war?«

»Wenn ein unersetzlicher Mann wie unser Führer umkommt, darf nicht der geringste Zweifel bleiben.« Ich sagte es leise. »Die Kommunisten haben unendlich viele Verbrechen begangen, aber ob sie den Führer ermordet haben, weiß ich nicht. Da gibt es einige, die behaupten das, ohne es genau wissen zu wollen.«

Er war verwirrt. »Wie?«

»Denen ist es eigentlich recht, dass der Führer tot ist und die Kommune es gewesen sein soll. Jeder glaubt es. Aber so leicht kann man die Parteigenossen nicht hinters Licht führen. Und uns schon gar nicht.« Ich deutete mit dem Daumen auf mich und überlegte, wie lange er auf den Hokusfokus hereinfallen würde.

Er bot mir eine Zigarette an. »Heydrich?« fragte er.

Die Frage verwirrte mich. Ich nickte bedächtig. »Dann schickt also Heydrich Sie, Parteigenosse.« Er reichte mir die Hand und drückte meine schmerzhaft.

Ich sagte nichts und hoffte, er würde keine Legitimation verlangen.

»Ich war Adolfs treuester Freund. Und mit Geli war nichts, wirklich.«

Fast hätte ich gelacht. Beinahe wäre Hitler Reichskanzler

geworden, ein Mann, der sich mit Würstchen umgab wie diesem Maurice. Ich antwortete nicht.

»Ich helfe Ihnen«, sagte Maurice.

»Danke, Parteigenosse. Sie haben jetzt eine andere Pflicht. Sie schweigen wie ein Grab. Niemand darf etwas erfahren über unsere Untersuchung. Haben Sie das verstanden?«

»Ja.« Er nickte heftig.

»Wir finden es raus, wenn Sie reden, früher oder später. Ist doch kein schönes Leben, wenn man immer Angst haben muss, Parteigenosse.«

Es stand eine Frage in seinem Blick. Dann verschwand sie. Er nickte wieder, diesmal langsam. In seinem Gesicht schien kurz etwas von dem Schrecken auf, den er sich ausmalte, wenn er etwas verriet. »Ja.« Er sagte es leise, fast andächtig.

»Wissen Sie, wo sich der Parteigenosse Brückner aufhält?«

Maurice schüttelte den Kopf. Er dachte nach, dann schüttelte er den Kopf noch mal.

»Verwandtschaft? Freunde?«

»Wir waren seine Freunde, der Dietrich, der Schaub und ich. Der Hoffmann weniger.«

»Hat er eine Frau?«

»Ja.«

»Und die lebt weiterhin in der alten Wohnung.«

»Ja, in der Rosenheimer Straße 35.«

»Wissen Sie, wie der Wirt vom Einhorn heißt?«

»Schwammbichler, Anton.«

»Ach ja, noch was. Was für eine Schuhgröße haben Sie?«

»Vierzig.«

*

Ich nahm ein Taxi nach Bogenhausen. Der Schuhabdruck im Elephant stammte nicht von Maurice. Ich zweifelte nicht an seinem Alibi, selbst ein beschränkter Geist wie Maurice musste wissen, wie leicht er auffliegen würde, wenn es falsch wäre. Er würde die kommenden Tage über meinen Auftritt nachdenken. Sobald er zu zweifeln begann, würde er bei diesem Heydrich nachfragen und dann bei Parteirichter Buch. Und dann würden sie nach mir suchen. Es war nur eine Frage der Zeit.

Schwammbichler war fett und trug eine Lederschürze. Das Einhorn war fast leer, an einem Ecktisch saßen eine Frau und ein Mann, beide mittleren Alters, sie unterhielten sich leise. Am Tresen stand ein Mann vor einem Maßkrug und aß eine Laugenbrezel. Ich hatte mich neben die Tür gesetzt. Als Schwammbichler an meinen Tisch trat, bat ich ihn, mir ein paar Fragen zu beantworten.

»Der Herr sind von der Presse?«

Ich schüttelte den Kopf und guckte ihn finster an.

»Polizei?«

»Sie hatten eine Messerstecherei vor einiger Zeit.«

»Ich habe alles Ihren Kollegen gesagt. Mehr weiß ich nicht.«

Ich schaute mich um und sagte: »Sie haben Zeit. Machen Sie keine Fisimatenten. Also, wann ist es passiert?«

»Am Abend des 17. Februar, es war ein Freitag.«

»Geht's genauer?«

»Gegen halb elf vielleicht.«

»Wo saß der Schaub?«

Er zeigte auf den Tisch, der dem Tresen am nächsten war.
»Am Stammtisch.«

»Doch nicht allein.« Ich gab mich ungeduldig.

»Es saßen noch fünf Herren mit am Tisch. Die Namen habe ich Ihren Kollegen schon gesagt.«

»Gut, gut.«

»Und was ist dann passiert?«

»Gegen halb elf, ich habe es ja schon gesagt, also, da kam ein Mann an den Tisch ...«

»Der war vorher nicht im Saal?«

»Nein, der kam von draußen. Er hatte es eilig, ging zum Stammtisch, tippte dem Schaub auf die Schulter und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Schaub ist aufgesprungen und mit dem Mann rausgegangen. Nach einigen Minuten kam einer rein und rief: ›Draußen liegt eine Leiche, ruf die Polizei!‹ Der hatte die Leiche vom Schaub gefunden.«

»Haben Sie sich den Schaub angeschaut?«

»Ich habe erst die Polizei angerufen, dann bin ich raus. Er hatte einen Stich ins Herz, einen einzigen nur. In der Zeitung hab ich gelesen, er war sofort tot. Aber das wissen Sie ja.«

»Kannten Sie den Schaub?«

»Ja, aber nicht so gut. Wusste, er war ein Freund vom Hitler. Aber er hat nicht angegeben damit.«

»Können Sie den Mann beschreiben, der Schaub rausgeholt hat?«

»Habe ich doch ...«

»Mann, reden Sie nicht herum! Man könnte ja denken, Sie wollten den Kerl decken. Soll ich Sie einbuchen?« Das Pärchen in der Ecke schaute zu uns.

Seine Lider zitterten. »Es war ein drahtiger Typ, ein Haarschnitt, als hätte ihm jemand einen Topf auf den Kopf gesetzt und alles Überstehende abrasiert. Hageres Gesicht, irgendwie soldatisch. Sah aus wie ein ehemaliger Boxer.«

»Und Schaub hat ihn gekannt?«

»Weiß nicht. Die haben was getuschelt, dann sind sie zusammen rausgegangen.«

»Hat den Kerl noch jemand gesehen?«

»Die Anni, die hilft mir abends. Aber die hat nicht mehr gesehen als ich.«

Ich stand auf und ging.

Ein Taxi brachte mich zur Rosenheimer Straße. Es war die dritte Klingel von oben. Ich musste nicht lange warten, dann stand eine kleine Frau mit einem verhärmtten Gesicht und einer verwaschenen geblühten Schürze in der Tür. Sie musterte mich misstrauisch, kniff die Augen dabei halb zu.

»Ja?«

»Ich suche Herrn Brückner.«

»Was wollen Sie von ihm?«

»Ich will ihn etwas fragen.«

»Was?«

»Was er in der Nacht gehört oder gesehen hat, als Hitler ermordet wurde.«

»Sind Sie von der Polizei?«

Ich überlegte kurz. »Nein. Ich suche den Mörder des Führers.«

»Partei?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe mit Emil Maurice gesprochen. Rufen Sie ihn an.«

Die Frau schlug mir die Tür vor der Nase zu. Ich wartete. Nach ein paar Minuten kam sie zurück. Sie guckte freundlicher, noch wirkte meine Lüge bei Maurice. »Kommen Sie hoch.«

Sie führte mich ins Wohnzimmer und bot mir einen Platz an.

»Wo ist Ihr Mann?«

»Ich weiß es nicht. Wirklich.«

»Hat er Sie mal angerufen?«

»Manchmal.«

»Wenn er das nächste Mal anruft, sagen Sie ihm bitte, ein Herr Friedershof möchte ihn sprechen. Er kann bestimmen, wann und wo.«

»Friedershof, komischer Name.«

»Er ist falsch.«

Sie hob die Achseln und ließ sie wieder fallen. »Es ist alles falsch.«

»Hat er Ihnen etwas erzählt über diese Nacht im Elephant.«

Ihre Augen weiteten sich kurz, sie waren grün. Dann schüttelte sie heftig den Kopf. Sie log. Ich war zu lange Polizist gewesen, um es zu übersehen. Kurz überlegte ich, ob ich sie in die Mangel nehmen sollte. Aber dann würde ich an Brückner nie herankommen.

»Hat schon jemand nach Ihrem Mann gefragt?«

Sie nickte.

»So Mitte Februar?«

Sie dachte nach, dann nickte sie wieder.

»Können Sie den Mann beschreiben?«

»Er war hager, aber nicht schwach. Hatte ein hartes Gesicht, mit Narben. Kurze Haare, so ein Rundschnitt, oder wie man das nennt.«

»Und die Nase?«

Sie nickte. »Die war platt.«

»Er fragte nach Ihrem Mann?«

»Der war in der Stadt. Als ich ihm erzählte, dass jemand nach ihm gefragt hat, hat er den Koffer gepackt.«

Ich schrieb meine Telefonnummer auf einen Zettel. »Bitten Sie Ihren Mann, mich anzurufen. Es ist wichtig, auch für ihn.«

Als ich auf der Straße war, stand sie am Fenster und schaute mir nach.

Ich nahm die Straßenbahn zum Hauptbahnhof und suchte mir einen Zug heraus. Nach Berlin ging heute keiner mehr. Ich hatte mehr als zwei Stunden Zeit, bis ein Zug nach Frankfurt am Main abfuhr. Dort musste ich übernachten. Hauptsache, ich verschwand schnell aus München, möglicherweise schaltete Maurice rascher, als ich ihm zutraute. Ich setzte mich in die Bahnhofsgaststätte und aß eine Wurst mit Kartoffelsalat. Dazu trank ich ein dünnes Bier. Mir ging die Personenbeschreibung nicht aus dem Kopf. Drahtiger Typ, soldatisch, Boxernase. Ich hielt mir alle Leute vor Augen, die ich kennengelernt hatte bei meinen Ermittlungen. Dann fiel es mir ein. Ich legte Gabel und Messer auf den Teller, schloss die Augen und rief mir die Situation ins Gedächtnis. Es war, als ich Olendorff aufgesucht hatte. Der Mann, der in München Schaub und wohl nicht nur ihn getötet hatte, hieß Koletzke. Er war Olendorffs Fahrer und noch mehr. Ich konnte danebenliegen, aber je länger ich nachdachte, desto klarer stand mir vor Augen, dass ich mich auf Koletzke festlegen musste. Wäre ich noch im Dienst gewesen, dann hätte ich lediglich von einer wichtigen Spur gesprochen. Aber ich war nicht mehr im Dienst. Ich war auf mich allein gestellt. Also sagte ich mir: Schaub's Mörder hieß Koletzke, und Koletzke hatte nicht aus eigenem Antrieb gemordet, sondern in Olendorffs Auftrag. Und warum? Weil Olendorff Hitler ermordet hatte und Röhm und Goebbels und Strasser? Die Vorstellung erschien mir absurd. Hatte Koletzke die Morde begangen? Auf Olendorffs Befehl? Wenn ja, warum?

Es hatte keinen Sinn, nach Gründen zu fragen. Koletzke hatte mögliche Zeugen des Hitler-Mords beseitigt, und er war auf Brückners Fährte. Koletzke war meine wichtigste Spur. Wenn sie ins Leere führte, war ich aufgeschmissen. Ich konnte nicht pausenlos im Hinterhof der Mächtigen herumkläffen, ohne sie aufzuschrecken. Es war ohnehin nur eine Frage der Zeit, wann

ich ihnen vor die Flinte lief.

*

Als ich am folgenden Tag nach Hause kam, lag eine Ansichtskarte in meinem Briefkasten. *Es ist schön hier.* S. Die gleiche Schrift wie auf der letzten Karte. Und wieder ein Stich in der Brust. Im ersten Impuls wollte ich die Karte zerreißen, dann legte ich sie auf den Küchentisch, wo auch die erste gelegen hatte. Ich kam mir vor, als beobachtete ich mich bei einer kulturellen Handlung.

Am Abend klingelte es an der Tür.

Es war Wohlfeld. »Oh, guten Tag, Herr Soetting. Ich hatte es gestern schon versucht, aber da waren Sie nicht da.«

Ich bat ihn herein. Wir setzten uns ins Wohnzimmer. Wohlfeld gab mir einen Briefumschlag, darin steckte ein Zettel mit einer Notiz, die ich mir für den Fall Tatjana Bierbach gemacht hatte. Eine Tochter hatte ihre Mutter erschlagen. Der Fall war abgeschlossen, die Notiz nutzlos. Ich bedankte mich. Wenn Wohlfeld gegangen war, würde ich sie in den Papierkorb werfen. Er hatte einen schlechten Vorwand gewählt. Aber es war gut, dass er kam. »Kennen Sie einen Horst Koletzke?« fragte ich.

Wohlfeld schaute mich neugierig an. Dann schüttelte er den Kopf.

»Wer ist das?«

»Ist nicht so wichtig.«

Wohlfeld betrachtete mich eine Weile. »Hat der was zu tun mit Ihrem letzten Fall?«

»Der ist mir zuletzt übel aufgefallen. Ist der Fahrer von Olenndorff.«

»Da wäre ich an Ihrer Stelle vorsichtig. Olendorff ist ein

mächtiger Mann, er hat auch in der SA was zu sagen.«

»Das wusste ich noch nicht.«

»Herr Soetting, lassen Sie die Finger von SA-Leuten. Die machen Sie fertig.«

»Ich dachte, vor so etwas schützt einen die Polizei.«

»Der Führer der SA ist preußischer Ministerpräsident und Innenminister. Gerüchteweise hört man, er wolle seinen neuen Adlatus Himmler zum Chef der Polizei machen. Der leitet so eine SA-Unterabteilung namens SS, Hitlers ehemalige Leibwächter. Ich würde mir nicht so viel versprechen von der Polizei.«

»Und wie kommen Sie klar?«

»Solange es nicht politisch wird, geht es. In mancher Hinsicht soll es besser werden als früher. Wir bekommen mehr Rechte, die Gewohnheitsverbrecher sollen bald scharf angepackt werden.«

»Das haben wir immer gefordert«, sagte ich. Und überlegte, ob es richtig gewesen war. »Wenn der Staat sich mehr Rechte nimmt, wird das Recht nicht gestärkt.«

Wohlfeld verstand mich nicht. Ich winkte ab, verstand ich es doch selbst nicht ganz. Und warum sollte ich mit Wohlfeld diskutieren? Der Mann hatte Frau und Kind. Und schließlich, das Verbrechen musste bekämpft werden, egal wer herrschte.

»Versteh ich es richtig, Herr Soetting, Sie ermitteln weiter?«

»Nein, Wohlfeld. Ein geschasster Kommissar kommt nur nicht so schnell weg von seinen Fällen. Schon gar nicht von einem solchen.«

Wohlfeld nickte. »Mir ginge es genauso. Ach ja, haben Sie schon das Neueste gehört?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Engelbrecht ist zurück.«

»Kommissar Ernst Engelbrecht? Der sich zuletzt als Schriftsteller versucht hat?«

»Genau der. Er sagt, unter der neuen Regierung sei es eine Wonne, als Kriminalist zu arbeiten.«

Als Wohlfeld sich verabschiedet hatte, fragte ich mich, warum er einen Vorwand brauchte, mich zu besuchen. Ich warf die Notiz weg, die er mitgebracht hatte. Vielleicht fürchtete Wohlfeld, im Präsidium gefragt zu werden, was er bei mir zu suchen habe. Er wollte sich absichern, einen Vorwand schaffen.

Ich schlief unruhig in dieser Nacht, legte mir einen Plan zu recht. Wog die Gefahren und Chancen ab. Ich hatte zwei Spuren, die etwas hergeben konnten. Koletzke war die gefährlichste. Einen Zeugen finden, der Koletzke belasten würde, schien mir aussichtslos. Und wenn ich doch einen fände, würde er die Zeugenbank im Gericht nicht lebend erreichen. Wenn es aber gar nicht Koletzke war? Eine Gegenüberstellung würde die Frage beantworten. Aber wie sollte ich eine Gegenüberstellung arrangieren? Mal zweifelte ich, mal war ich mir sicher, dass es Koletzke war, den Brückners Frau und Anton Schwammbacher mir beschrieben hatten. Koletzke aber war nicht der einzige Mann in Deutschland, der eine Boxernase hatte. Und selbst wenn er der einzige wäre, kein Staatsanwalt würde einen wie Koletzke anklagen. Olendorff schon gar nicht. Der stand unter dem Schutz der Regierung. Olendorff machte nicht den Eindruck eines Schlagetots. Aber er war die große Nummer. Ich würde mich noch einmal mit ihm beschäftigen müssen. Wenn Koletzke in seinem Auftrag handelte und Zeugen des Hitler-Mords beseitigt hatte, dann war Olendorff mein Mann. Andererseits war auch denkbar, dass Koletzke die Zeugen beseitigte, weil die etwas über Hitler oder eine andere Nazigröße wussten, das den neuen Herren oder einem von ihnen nicht in den Kram passte.

Brückner war die zweite Spur. Der war abgetaucht. Vielleicht rief er an, vielleicht nicht. Möglicherweise wusste er gar nichts

und war einfach abgehauen, weil er Angst hatte.

Das Nachdenken verwirrte mich eher, als dass es mir half. Je weiter ich den Verästelungen der Zusammenhänge und Motive folgte, desto unübersichtlicher wurde die Sache. So was hatte ich mehrfach erlebt in meiner Laufbahn. In solchen Fällen versuchte ich mich dumm zu stellen und so zu tun, als konnte ich nur das Ende einer Strippe, an der ich kräftig ziehen musste. Die Strippe hieß Koletzke-Olendorff. Die Frage war nur, wie ich daran ziehen sollte, ohne mich selbst zu erwürgen.

Ich stand früh auf, ohne viel geschlafen zu haben. Die Tasse in der Hand, ging ich zum Fenster, um nach dem Wetter zu schauen. Es würde ein schöner Tag werden. Ich ließ meinen Blick über die Straße schweifen. Da sah ich ihn. Der Mann hatte eine dunkelbraune Mütze auf. Er lehnte an einem Baum und rauchte. Er tat so, als kümmere er sich nicht um seine Umgebung. Vor allem dieses Verhalten machte mich misstrauisch.

Ich trat zurück vom Fenster und überlegte. War es Polizei, waren es Olendorffs Leute? Steckte Aschbühler dahinter? Ich zwang mich, ruhig zu bleiben und versuchte Zeitung zu lesen. Nach einer guten halben Stunde trat ich wieder ans Fenster, der Mann war nicht zu sehen. Am Ende der Straße stand ein DKW F2, es saß jemand hinter dem Steuer. Wenn der Mann mich beschatten wollte, dann war er dämlich. Oder sollte ich ihn bemerken? Eine Warnung. Halt dich raus!

Wenn es Polizei war, woher wussten die, was ich tat? Sie hatten nicht mitbekommen, dass ich in München war. Dort hatte ich mit falschem Namen gearbeitet. Dass die Berliner Polizei so schnell auf Schwammbichler oder Brückners Frau kam und dann noch herausfand, wer ich war, das glaubte ich nicht. Oder gehörte der Beschatter zu Olendorffs Leuten? Dann wurde es gefährlich.

Ich musste es herausfinden. In der Schlafzimmerschublade lag meine Luger 08. Ich wickelte sie aus und überprüfte, ob das

Magazin geladen war. Dann steckte ich die Waffe in den Hosensbund und knöpfte das Jackett darüber zu. Die Pistole drückte am Bauch. Ich verließ das Haus und stieg in den Laubfrosch, der vor der Haustür geparkt war. Dem anderen Auto schenkte ich keinen Blick. Ich wusste, es würde mir folgen.

Ich zwang mich, langsam zu fahren. Im Rückspiegel sah ich den Verfolger. Er hielt Abstand, war aber nah genug, um nicht einfach abgeschüttelt zu werden. Es kam mir vor wie die Neuaufgabe der Verfolgungsjagd mit Koletzke, nur waren die Rollen diesmal anders verteilt. Ich begann mit meinem Verfolger zu spielen. Mal fuhr ich in Seiten-Straßen, dann gab ich Gas, zweimal hielt ich und tat so, als wollte ich aussteigen. Der Mann hinter mir ließ sich nicht beirren. Er musste längst gemerkt haben, dass seine Beschattung mir nicht verborgen geblieben war. Dann wurde mir das Spiel zu dumm. Mit einer Klette am Körper konnte ich Olendorff nicht auf die Pelle rücken.

In Lichtenberg bremste ich hart vor einer Kneipe, sie hieß Havel-Schenke. Die Kneipe war leer, bis auf den Wirt, der hinter dem Tresen Zeitung las. Ich setzte mich an einen Tisch am Fenster und bestellte einen Kaffee. Der Wirt brachte ihn, kassierte gleich und setzte sich wieder hinter den Tresen. Es stank nach billigem Tabak. Ich zündete mir eine Zigarette an und schaute mich um. *Zu den Toiletten*, stand auf einem Schild an der Wand. Ich folgte dem Pfeil und stieß auf zwei Türen. Eine Tür führte zu den Toiletten, die andere auf den Hinterhof. Ich ging über den Hof in den Hintereingang des Hauses schräg gegenüber und verließ es durch den Haupteingang. Ich brauchte einen Moment, um mich zu orientieren, dann ging ich nach rechts zur nächsten Straßenecke und schaute vorsichtig um die Ecke. Der DKW stand wenige Meter vor mir am Straßenrand, der Fahrer saß hinter dem Steuer. Vor dem DKW stand in einem Abstand mein Laubfrosch.

Ich rannte auf den DKW zu und hoffte, der Fahrer würde

nicht ausgerechnet jetzt in den Rückspiegel schauen. Aber er bewegte sich nicht, hatte die Tür der Havel-Schenke im Blick. Ich riss die Tür zum Fond des DKW auf und drückte dem Fahrer den Lauf meiner Luger ins Genick. Er zuckte zusammen, dann erstarrte er. Ich schloss die Tür und setzte mich. Dann nahm ich die Pistole in die linke Hand und beugte mich vor. Ich tastete den Mann ab, er atmete heftig. Unter dem linken Arm trug er ein Revolverhalfter. Ich nahm die Waffe an mich. In der Innentasche seines Jacketts fand ich eine Brieftasche. Ich klappte sie einhändig auf und entdeckte auf den ersten Blick nur ein paar Geldscheine und einen Ausweis der Berliner Armaturenwerke. Ich steckte die Brieftasche ein.

»Dann fahren wir mal«, sagte ich.

»Wohin?«, fragte der Mann. In seiner Stimme lag Angst.

»Ins Grüne«, sagte ich. »Zum Müggelsee, erst Richtung Köpenick, dann nach Friedrichshagen.«

Der Mann setzte an zu einer Frage, aber er sagte nichts. Ich drückte ihm kräftig die Pistole in die Niere, von außen war die Waffe nicht zu sehen. Wir fuhren einige Zeit schweigend. Dann fragte ich: »Wie heißen Sie?«

»Engert, Harald Engert.«

»Für wen arbeiten Sie?«

»Für Herrn Dr. Olendorff.«

»Dann sind Sie ja ein Kollege von dem netten Herrn Koletzke.«

Er nickte.

»Dann nehme ich an, dass wir uns schon kennen.«

Er antwortete nicht.

Ich erinnerte mich daran, wie Engert und Koletzke mich verprügelt hatten im Keller des Mietshauses, das einem Hartmut Plack gehörte.

»Kennen Sie den Herrn Plack?«

Es dauerte, bis er verstand. »Nein, nicht gut.«

»Nicht oder nicht gut?«

»Nicht gut.«

Wir fuhren durch Lichtenberg, und ich fragte mich, was ich mit Engert machen sollte. Ließ ich ihn laufen, hatte ich Olendorff und Kameraden erst recht im Nacken, und nicht nur die. Das Vernünftigste wäre, Engert zu töten und seine Leiche weit draußen auf dem Land zu verstecken. Aber konnte ich ihn einfach umbringen? Ich wusste es nicht. Im Krieg hatte ich es getan, nur beim ersten Mal hatte es mir etwas ausgemacht, als der tote Engländer vor mir im Graben lag, auf der Brust einen roten Fleck, mit Blut auf den Lippen, die etwas Unverständliches murmelten. Danach war mir das Töten immer mehr zur Arbeit geworden. Aber der Krieg war aus, jedenfalls das, was die meisten darunter verstanden.

»Wer ist Plack?«

»Ein Kriegskamerad.«

»Von Ihnen?«

»Von Dr. Olendorff.«

»Und nach dem Krieg?«

»Weiß nicht.«

Ich stieß ihm den Lauf der Luger hart in die Seite. Engert stöhnte auf, der Wagen schleuderte leicht. »Schön vorsichtig fahren, vielleicht überleben dann ja wir beide.«

Er drehte sich zum ersten Mal um. Er verstand nicht, was ich sagte.

»Also noch mal, nach dem Krieg, was war da?«

»Weiß nicht.«

»Haben Sie Plack nach dem Krieg in Olendorffs Haus gesehen?«

Er antwortete nicht.

»Biegen Sie da vorne rechts ab.« Friedrichshagen war ausgemalt. Nach einer Weile erkannte ich ein Schild: Bruno-Wille-Straße. Wir blieben auf dem Müggelseedamm. Ich erinnerte mich, in der Zeitung gelesen zu haben, dass diese Straße erst seit ein paar Tagen so hieß. Wir fuhren durch Friedrichshagen und nahmen den Weg Richtung Erkner. In Erkner ging es Richtung Zeuthen und Königs Wusterhausen. Südlich von Königs Wusterhausen lag ein See, an dem ich vor vielen Jahren vergeblich versucht hatte, das Angeln zu lernen. Der See lag an einem Wald. Ich sagte kein Wort, bis wir am See waren, dann befahl ich Engert, in einen schmalen Waldweg hineinzufahren. Auf einer Lichtung ließ ich ihn anhalten.

»Aussteigen und Hände hoch!«

Er stieg langsam aus und hob die Hände.

Ich schaute mich um, bis ich einen geeigneten Platz fand. Am Rand der Lichtung stand eine Buche. Ich befahl Engert, sich auf den Bauch zu legen und durchsuchte den Kofferraum des Autos. Ich fand ein Abschleppseil. Mit dem Seil band ich Engert an die Buche. Ich zog die Knoten an Händen und Fußgelenken an, bis er vor Schmerz aufschrie. Was sollte ich mit ihm tun, verdammt?

»Plack war bei Olendorff nach dem Krieg.« Ich ließ es klingen wie eine Feststellung.

Er nickte.

»Warum?«

»Weiß nicht.«

Auf seiner Hose wuchs ein Fleck. »Ein richtiger Held«, sagte ich.

Er starrte mich an. Ich glaubte, Todesangst in seinen Augen zu erkennen.

»Ich gebe Ihnen eine Chance, wenn Sie auspacken«, sagte ich. Ich hatte keine Ahnung, wie die Chance aussehen könnte.

»Fragen Sie Koletzke, er ist Dr. Olendorffs rechte Hand. Er kennt auch Plack. Ich bin nur ein kleiner Fisch.«

»Wer hat Ihnen den Auftrag gegeben, mich zu beschatten?«
Ich kannte die Antwort, bevor ich fragte.

»Der Doktor.«

»Olendorff?«

Er nickte.

»Und was sollten Sie tun?«

»Ihnen folgen und notieren, wo Sie hingehen.«

»Seit wann?«

»Seit heute.«

»Und der Befehl, mich zu verprügeln, stammte auch von Olendorff.«

Er nickte. Ich sah den Schweiß in seinem Gesicht.

»Sie wissen, wer ich bin?«

Er nickte. »Sie waren Kriminalkommissar.«

»Die Betonung liegt auf ›war‹. Heute bin ich jemand, der verfolgt wird von solchen Ganoven wie Ihnen und diesem Olendorff. Wissen Sie, was das heißt?«

Er schüttelte den Kopf.

»Dass ich mich verteidigen muss.«

Seine Augen fragten etwas.

Dann fiel mir eine Frage ein: »Kennen Sie einen Hermann York alias Alexander?«

Er starrte mich an.

»Das ist der Verwalter des Motorboot-Klubs Oberspree, dessen Präsident Ihr feiner Herr Doktor ist. Schon vergessen?«

Er schien mit sich zu kämpfen. Ich konnte es mir vorstellen. Der eine Engert sagte: Gib auf, pack aus, dann überlebst du vielleicht. Der andere Engert sagte: Es ist vorbei, du stirbst so

oder so.

»Sie kennen gewiss diese menschenfreundliche Einrichtung namens Feme.«

Ich bildete mir ein, ein Nicken gesehen zu haben. »Ich bin mir fast sicher, Sie kennen nicht nur das Wort. Ich weiß, wie die Opfer aussehen, zum Beispiel an einen Baum gefesselt mit einer Kugel im Kopf. Oder vorher gefoltert, da fiel mir auch einiges ein. Ich habe unsere letzte Begegnung im Keller nicht vergessen. Warum sollen Sie nicht an meinen Überlegungen teilnehmen? Vielleicht fällt Ihnen ja was Kluges ein dazu? Was halten Sie von dem Vorschlag: Sie sagen alles, was Sie wissen, wir schreiben das auf und verzieren es mit Ihrer Unterschrift. Das hätte den Vorteil, dass ich Sie nicht erschießen müsste, von Folter und solchen schrecklichen Dingen ganz zu schweigen. Es hätte den Nachteil, dass Ihnen danach die eigenen Leute an die Gurgel wollen. Immerhin, Sie hätten einen Vorsprung.«

»Koletzke weiß, wer Alexander ist.«

»Sie sind ja ein sprudelnder Quell der Neuigkeiten. Und was hat Koletzke mit Alexander zu tun?«

»Die kennen sich seit dem Krieg. Waren im Osten.«

Er war ein kleines Licht, ich musste an Koletzke oder, besser noch, an Olendorff rankommen. »Auch nach dem Krieg?«

»Was?«

»Waren Koletzke und Alexander auch nach dem Krieg im Osten?«

»Die waren in einem Freikorps.«

»Wie hieß das?«

»Weiß nicht.«

»Sie lügen!«

»Nein.«

»Kennen Sie den Motorboot-Klub Oberspree genauer?«

»Nein.«

»Sie sind nicht Mitglied?«

»Da wird so jemand wie ich nicht Mitglied. Nur bessere Leute.«

»Haben Sie das Gelände oder Haus des Klubs jemals betreten?«

»Zwei-, dreimal, wenn ich Koletzke als Fahrer von Dr. Olendorff vertreten musste.«

»Haben Sie einmal Röhm dort gesehen?«

Er schüttelte den Kopf. Es wäre auch zu schön gewesen, wenn er mir verraten hätte, Röhm sei im Keller des Motorboot-Klub-Hauses ermordet worden.

Er wusste nicht viel mehr als nichts. Engert war ein Schläger, und er hatte den Verstand eines Schlägers. Ich musste die Sache beenden. »Also, Engert, wir machen jetzt folgendes. Haben Sie einen Zettel und einen Stift?«

»Im Auto.«

Auf dem Beifahrersitz lagen ein Block und ein Bleistift. Auf dem Block hatte er die Strecke notiert, die er mir gefolgt war bis zur Havel-Schenke. Ich band Engert los und befahl ihm, sich auf den Fahrersitz zu setzen. Mit meiner Pistole im Rücken diktierte ich ihm, was er schreiben sollte. Er machte viele Schreibfehler, aber schlimmer war, dass er so wenig wusste. Während ich langsam vorsagte, was er verraten hatte, überlegte ich, wie ich aus der Sache herauskam, ohne zum Mörder oder zum Opfer zu werden. Wenn Engert frei war, würde er womöglich zu Olendorff zurückkehren, so viel hatte er mir nicht verraten. Und dann würden sie alles versuchen, um mich umzubringen. Nicht nur sie, auch die SA und die Polizei würden nach mir suchen. Ich hätte nur abdrücken müssen, aber ich konnte es nicht. Engert brauchte lange, dann unterschrieb er. Er

hätte genausogut ein Kreuz zeichnen können.

»Ich werde den Zettel noch heute Ihrem werten Doktor zukommen lassen. Dann schickt er Ihren Mörder los. Also, sehen Sie zu, dass Sie abhauen, am besten ins Ausland. Geben Sie mir den Zettel!« Ich streckte meine rechte Hand vor. Er legte den Zettel hinein, und in derselben Bewegung drehte er sich um auf dem Sitz, ich sah es blitzen in seiner Hand, ein Dolch. Er traf mich am Hals, ich spürte den Schmerz kaum, dann drückte ich ab. Der Schuss traf ihn in den Hinterkopf, Blut und Hirn spritzten an die Scheibe, die klirrend zerschellte. Engert fiel auf dem Fahrersitz nach vorne. Ich hörte ein Röcheln.

Ich stieg aus und erbrach mich. Dann setzte ich mich an den Fuß des Baumes, an den ich Engert gefesselt hatte. Ich fasste mir an den Hals, es war nur eine Hautverletzung. Der Schnitt brannte. Ein warmer Sonnenstrahl kam durch die Wipfel, die die Lichtung umgrenzten. Ich wischte mir mit dem Taschentuch den Hals ab und schloss die Augen. Etwas in mir drängte mich, sofort zu fliehen, aber ich zwang mich, ruhig zu bleiben. Seltsam, der Schreck über meinen Mord schwand rasch.

Enttäuschung meldete sich, ich hatte mir mehr versprochen von Engert. Aber er war nur eine kleine Nummer und dumm dazu. Oder war ich auf der falschen Spur? Ich fasste zusammen, was ich wusste und ahnte. Der einzige vernünftige Anhaltspunkt war der Motorboot-Klub. Wenn ich davon ausging, dass alle Morde von den gleichen Tätern begangen worden waren, war es sinnvoll, sich den Fall vorzunehmen, bei dem eine Lösung greifbar schien. Fand ich Röhms Mörder, hatte ich auch die von Goebbels, Strasser und Hitler. Der Hitler-Mord wich zwar ab von den anderen, aber es war nicht das erste Mal, dass Täter ihre Methoden verfeinerten oder änderten. Die Karteikarten des Erkennungsdienstes im Polizeipräsidium kannten dafür viele Beispiele.

Dass Olendorff mich beschatten ließ, war ein Indiz mehr, dass er was zu verbergen hatte. Nur was? Die Morde? Seine

Geheimprojekte mit der Reichswehr und den Russen? Aber warum sollte Olendorff Nazibonzen umbringen, die doch die gleichen Ziele verfolgten wie er? Auch die Nazis wetterten gegen Versailles und trommelten für die Revanche. Je länger ich nachdachte, desto klarer wurde mir, dass ich nicht viel weiter gekommen war. Ich hatte nur neue Gefahren heraufbeschworen.

Ich stand auf und ging zum DKW. Im Kofferraum fand ich einen Lappen. Ich zwang mich, Engerts Leiche anzuschauen. Der Brechreiz kehrte zurück, doch ich konnte ihn unterdrücken. Engert war schwer, es dauerte eine Weile, bis ich ihn auf den Beifahrersitz gezogen hatte. Anstrengung und Anspannung raubten mir Kraft, Schweiß brannte in den Augen. Ich schnaufte schwer. Reiß dich zusammen, schalt ich mich. Dann nahm ich den Lappen und wischte Lenkrad und Armaturen ab. Ich kniff die Augen zusammen, um möglichst wenig zu sehen. Als ich fertig war, sammelte ich die Glassplitter vor dem Auto auf, soweit ich sie sah, und warf sie in den Kofferraum. Ich setzte mich hinters Steuer und startete den Wagen. Einen Augenblick fürchtete ich, der Anlasser würde versagen und mich zwingen, es mit der Kurbel zu versuchen. Aber dann tuckerte der Motor des DKW los.

Ich wendete und fuhr zum See. Langsam, sprach ich auf mich ein, fuhr langsam. Es war menschenleer. Dann näherte sich ein Traktor. Ich wusste nicht, ob dessen Fahrer mich gesehen hatte. Im Schatten des Waldrands blieb ich stehen und stieg aus, bereit zu fliehen. Aber der Traktor verschwand aus meinem Blickfeld. Ich fuhr weiter. Als der Wald endete, stellte ich den Wagen neben einer Böschung ab und lief ein Stück voraus. Vorne glitzerte der See, Vögel über dem Wasser. Ich schaute in alle Richtungen und sah nur weitab den Traktor, er entfernte sich über ein Feld, Staub stieg auf. Es war sonst niemand zu sehen.

Ich lief zum See, er war vielleicht vierhundert Meter vom

Waldrand entfernt. Am Ufer zog ich mir Schuhe und Strümpfe aus und krepelte die Hosenbeine hoch. Es ging flach hinein, dann wurde es steil. Der DKW würde einigen Schub brauchen, um im See zu versinken. Ich fuhr den Wagen bis auf fünfzig Meter ans Ufer heran. Er stand im freien Feld, ich konnte es nicht ändern. Mit aller Kraft schob ich Engerts Leiche hinters Steuer. Dann öffnete ich die Fahrertür. Ich durchsuchte seine Taschen und fand nichts. Ich vergewisserte mich, dass ich seine Brieftasche und das Geständnis eingesteckt hatte. Dann wischte ich die Luger ab und legte sie ihm in die rechte Hand. Seinen rechten Fuß stellte ich aufs Gaspedal und klemmte den Stiefel ein zwischen dem oberen Rahmen des Pedalraums und dem Pedal. Den linken Fuß stellte ich auf die Kupplung. Ich verkantete sein Bein so lange, bis das Pedal gedrückt blieb. Ich mühte mich, das Lenkrad mit seiner linken Hand und dem Oberkörper festzustellen. Dann schloss ich alle Fenster, um dem Wagen so lange wie möglich Auftrieb zu geben. Ich startete den DKW und zog das Handgas bis zum Anschlag. Der Wagen heulte auf, er war weit zu hören. Ich riss Engerts Bein von der Kupplung und schlug die Wagentür zu. Die Reifen drehten durch, der Wagen schoss zum See. Er fuhr eine leichte Linkskurve und wurde immer schneller. Wasser spritzte auf, mit jaulendem Motor schob sich der DKW in den See hinein. Dann erstarb der Motor, es war still.

Der Wagen schwamm langsam weiter, dann begann er zu sinken. Ich spürte mein Zittern. Das Dach und ein Teil vom Heck waren zu sehen. Der Wagen schwamm nicht mehr weiter weg vom Ufer, um ihn herum platzten Luftblasen. Es schien mir eine Ewigkeit zu dauern, bis auch das Dach verschwand. Ich lief auf und ab am Ufer, um zu prüfen, ob man noch etwas sehen konnte von einem anderen Standpunkt. Aber dann lachte ich auf. Was hätte ich tun sollen, wenn etwas zu sehen gewesen wäre? Ich schaute mich noch einmal um und wischte Engerts Revolver ab, dann warf ich ihn weit ins Wasser.

Mit ein wenig Glück würde es eine Weile dauern, bis jemand den DKW entdeckte. Dann käme die Polizei, und es war nur eine Frage der Zeit, bis sie erkannte, dass es kein Selbstmord gewesen sein konnte. Aber ich hoffte auf das, was ich in meiner Dienstzeit verflucht hatte, auf die Begriffsstutzigkeit der Beamten auf dem Land. Außerhalb des Berliner Polizeipräsidiums regierte Tumbheit die Ordnungswächter im Deutschen Reich, darüber hatten wir gespottet. Und oft genug taten die Kollegen aus der Provinz uns den Gefallen, unserem Spott Nahrung zu geben. Wie viele Mordfälle mochten nie aufgeklärt werden, weil Polizisten zu dumm waren, einfache Spuren zu erkennen und zu bewerten? Ich hatte Engerts Leiche so gut drapiert, wie ich konnte. Ich wäre nicht darauf hereingefallen, Gennat schon gar nicht. Ein Mann schießt sich in den Hinterkopf und landet mitsamt seinem Auto im Zeesener See. Absurd. Wer gehörte zum Kreis der Tatverdächtigen in dieser Todesermittlungssache? Zuerst der Mann, den Engert beschattete. Die Frage war nur, wie lange es dauerte, bis sie herausfanden, dass Engert für Olendorff arbeitete, und ob Olendorff zugab, dass Engert mich überwachen sollte. Aber Königs Wusterhausen gehörte nicht zu Berlin, und ich war nicht mehr Leiter der Mordkommission. Möglicherweise stiftete ich genug Verwirrung, um mir einen Vorsprung zu verschaffen. Mehr erhoffte ich nicht.

XV.

Die Dämmerung brach an. Auf dem Rückweg nach Königs Wusterhausen hoffte ich, als Spaziergänger wenig beachtet zu werden. Ich schlug den Kragen hoch, um den Kratzer zu verdecken, den Engerts Messer mir in den Hals geritzt hatte. Es brannte, blutete aber nicht mehr. Je näher ich dem Ort kam, desto mehr Passanten begegneten mir. Es kam mir vor, als ob mich alle anstarrten. Ich schaute an mir hinunter und entdeckte ein paar Flecken, deren Art und Herkunft nur ich kennen konnte. So wie ich fühlte sich einer, der nackt über den Kurfürstendamm lief.

Ich erinnerte mich an die Jahre im Dienst. Selbst wenn mich jemand beachtete, würde er mich in der Regel nicht gut genug beschreiben können. Nur eine Gegenüberstellung würde mich überführen. Aber dazu mussten sie mich erst kriegen.

In Königs Wusterhausen nahm ich den Bus nach Köpenick. Ich saß auf der letzten Bank und schaute aus dem Fenster. Nur niemanden anstarren, er würde sich vielleicht erinnern an mich. Als ich in Köpenick in die S-Bahn stieg, wurde ich ruhiger. Ich spürte die Erschöpfung. Am Alexanderplatz stieg ich aus und nahm mir ein Taxi. Der Fahrer schaute mich nur kurz an, ich bildete mir ein, er hatte mich schon einmal als Kommissar erlebt. Er fuhr mich nach Lichtenberg. Dort fand ich im Telefonbuch in einer Telefonzelle die Havel-Schenke. Ich brauchte keine halbe Stunde zu Fuß, dann saß ich im Laubfrosch und fuhr los.

Ich schaute in den Rückspiegel, niemand war hinter mir her. Einen Augenblick überlegte ich, ob ich nach Hause fahren durfte. Wie lange mochte es wohl dauern, bis Engerts Verschwinden die Polizei, die SA oder Olendorffs Schläger, wenn nicht alle zusammen, zur Hatz auf mich veranlasste? Sicher

vermuteten sie Engert auf meiner Spur irgendwo in Berlin oder außerhalb. Es würde also eine Weile dauern, bevor sie ihn vermissten. Ich redete mir Mut ein, zündete mir eine Zigarette an und fuhr nach Hause. Unterwegs wurde mir klar, ich war ein Verbrecher geworden. Erst überfiel ich einen Oberreichsanwalt und befreite Gefangene aus der Untersuchungshaft. Jetzt hatte ich einen Menschen erschossen, und niemand würde glauben, ich hätte mich wehren müssen. Aber es war gut, dass Engert tot war.

Ich parkte den Wagen in einer Seitenstraße in der Nähe meiner Wohnung. Den Rest des Wegs lief ich. An der Ecke zur Zinzendorfstraße blieb ich eine Weile in Deckung und beobachtete, was sich vor dem Haus tat. Ein NAG fuhr langsam vorbei, darin zwei Männer. Sie beachteten das Haus nicht, das Auto verschwand. Die Pferdedroschke einer Brauerei zuckelte die Straße entlang, Fußgänger eilten irgendwohin. Die Luft war rein. Wenn sie nicht schon in meiner Wohnung auf mich warteten.

Ich unterdrückte die Angst, sie konnten es noch nicht wissen, selbst wenn das Auto im See schon gefunden war. So leise wie möglich stieg ich die Treppen hoch und hoffte, Fräulein Wiese würde mich nicht hören und in ein Gespräch verwickeln. Das Schloss der Wohnungstür schien unbeschädigt, ich öffnete die Tür und blickte in den Gang hinein. Nichts, was mir auffiel. Doch, ein fremder Geruch, ganz leicht nur. Meine Pistole lag in Engerts Hand, eine zweite hatte ich nicht in der Wohnung. Ich überlegte ein paar Sekunden, ob ich fliehen sollte. Die Polizei konnte es nicht sein. Auch Olendorff konnte nicht wissen, was passiert war. Der Geruch war verschwunden.

Ich schlich mich in den Flur und schloss die Tür. Als ich auf der Höhe des Telefons war, hörte ich ein Schleifgeräusch in der Küche. Ich öffnete die Kommodenschublade Millimeter für Millimeter und nahm vorsichtig den Hammer heraus. Den Hammer schlagbereit in der Hand, schlich ich zur Küchentür.

Ich linste um die Ecke, da stand ein Mann und schaute aus dem Fenster. Schritt für Schritt kam ich ihm näher.

»Tun Sie das besser nicht, Herr Soetting«, sagte er freundlich.

»Aschbühler!« brüllte ich. »Was machen Sie in meiner Wohnung?«

»Ich warte auf Sie, Herr Soetting.«

»Sie sind eingebrochen.«

»Wollen Sie, dass jeder mitkriegt, wie ich vor der Tür auf Sie warte?«

»Ich will, dass Sie mich in Ruhe lassen. Nachher sperren die mich ein, weil Sie mir nachgestellt haben.«

»Ich schätze, wenn Sie eingesperrt werden, dann wegen etwas anderem.«

Was wusste er? Er konnte unmöglich wissen, dass ich Engert umgebracht hatte. »Hauen Sie ab!«

»Ich überbringe Grüße einer gemeinsamen Freundin.«

Ich antwortete nicht. Dann sagte ich: »Ich kann Ihnen nicht trauen, Aschbühler. Sie sind ein Franzose und vor allem ein Spion. Seien Sie froh, dass ich Sie nicht verraten habe.«

»Danke«, sagte Aschbühler trocken. »Vielen Dank!«

Ich schaute ihn wütend an. Aus irgendeinem verdammt Grund schien er mir überlegen. Was war es? Ich legte den Hammer auf den Tisch und setzte mich.

»Sind Sie in Schwierigkeiten?« fragte Aschbühler. »Was ist passiert?«

»Nur ein Kratzer«, sagte ich.

»Das sieht man.«

»Blöde Frage, ich bin seit Monaten in Schwulitäten. Nicht zuletzt, weil Sie mir hinterherlaufen wie ein Dackel.«

»Ein schönes Bild«, sagte Aschbühler. »Sie hätten Dichter

werden sollen.«

Ich tippte mir an die Stirn.

»Was machen Sie denn so, seit Sie den Dienst quittiert haben?«

»Ich gehe spazieren, von morgens bis abends.«

»Das ist sehr gesund. Mein Arzt sagt immer, frische Luft ersetzt den Arzneischrank.«

»Da haben Sie ja einen klugen Arzt.«

»Stimmt. Aber lassen Sie uns über etwas anderes parlieren. Sie sind erzürnt auf die Polizei oder auf deren neuen Chef oder auf beides. Und ich wollte Ihnen vorschlagen, ziehen Sie doch ins Elsass. Da hätte Ihr Ärger ein Ende, und da wartet jemand auf Sie. Sie werden vielleicht einwenden, es gebe Formalitäten und überhaupt, einfach so nach Alsace, als Deutscher, die französischen Behörden sind ja nicht gerade, wie soll man sagen, als besonders offenherzig verschrien gegenüber Deutschen. Das stimmt leider, unsere Beamten sind nachtragend. Aber sie können auch dankbar sein. Wenn Sie uns einen kleinen Dienst erweisen, erweisen wir Ihnen einen großen.«

»Gehen Sie zum Teufel!«

»Sie wissen ja noch nicht einmal, um was wir Sie bitten wollen.«

»Ich will es nicht wissen. Ich habe keine Lust, von zwei kräftigen Kerlen auf eine Holzbank in Plötzensee gelegt zu werden.«

»So schlimm ist es nicht.«

»Was, dass einem der Kopf abgeschlagen wird?«

»Nein, um was wir Sie bitten wollen.«

Ich hätte ihm gern gesagt, wenn er wüsste, was ich inzwischen alles auf meinem Verbrecherkonto angespart hatte, würde es für Plötzensee gut reichen. Und als Garnierung für den Staatsanwalt noch eine Spionagegeschichte. Natürlich sagte ich

es nicht. »Warum, werter Herr Aschbühler, habe ich den Eindruck, dass nichts von dem, was Sie sagen, wahr ist? Ich glaube Ihnen auch nicht, dass Sofia oder Selma Ihnen aufgetragen hat, mich zu grüßen. Ich bezweifle, dass Sie diese Frau mehr als einmal gesehen haben. Wenn überhaupt.«

Er hob kurz die Augenbrauen. »Wenn Sie meinen.«

»Ich bin kein Romantiker, sondern ein Kriminalist. Das bleibt an einem kleben. Ich rieche es, wenn einer lügt.«

Aschbühler überlegte eine Weile. »Sie haben eine gute Nase, das habe ich gehört. Aber zur Zeit haben Sie wohl Schnupfen, jedenfalls trägt Sie Ihre Nase gewaltig. Sie hängen am Abgrund, ich halte Ihnen die Hand hin, aber Sie schicken mich weg.«

»Ohne Sie stürze ich also ab?« Ich sagte mir noch einmal, er könne nichts wissen von Engerts Tod.

»Vielleicht nicht sofort, aber bald. Wenn man sich mit jemandem wie Olendorff anlegt, lebt man nicht lange.«

»Was halten Sie davon, mich aufzuklären über den Herrn Olendorff?«

»Habe ich das nicht bereits?«

»Das klang interessant, aber nicht gefährlich.«

Er schaute mich an mit großen Augen, dann erhob er sich. »Auf Wiedersehen, Herr Soetting. Sie werden meine Hilfe noch brauchen.« Ich hörte die Tür ins Schloss fallen.

*

Mir schwirrte der Kopf. Dann besann ich mich auf das, was ich tun musste, um möglichst lang am Leben zu bleiben. Ich zog meinen Koffer vom Schlafzimmerschrank und packte hinein, was ich benötigte. Gleichzeitig überlegte ich, wohin ich gehen sollte. In ein Hotel unter falschem Namen? Sollte ich Fleischer

um Hilfe bitten? Er hatte ein Häuschen in einer Laubenkolonie in Weißensee. Dann fiel mir Erika ein. Wer konnte wissen, dass wir etwas miteinander gehabt hatten? Die Wiese, die immer durch den Türspion glotzte, wenn sie etwas hörte im Treppenhaus? Sie hatte Erika gesehen, aber ihren Namen kannte sie nicht. Solange Erika die meiste Zeit bei mir wohnte, war meine Wohnung nicht überwacht worden. Bei ihr wäre ich eine Zeitlang sicher.

Ich ging zum Telefon im Flur und hob ab. Aber dann ließ ich den Hörer wieder sinken. Wenn ich sie anrief, riskierte ich eine Absage, wenn ich sie überraschte, hatte ich eine Chance. Ich durfte ihr keine Zeit geben, sich ihrer Wut auf mich zu entsinnen. Sie wohnte in Schmargendorf wie dieser Plack. Erika gehörte zu den Leuten, die gern im Grunewald gelebt hätten, wenn sie es hätten bezahlen können. Sie hatte ihren Mann im Krieg verloren und sich mit seinem Vermögen getröstet.

Bevor ich die Wohnung verließ, schaute ich aus dem Küchenfenster auf die Straße. Mir fiel nichts auf. Als ich im Treppenhaus vor meiner Wohnungstür stand, um sie abzuschließen, hörte ich ein leises Klappern. Frau Wiese schaute durch den Türspion. Dann öffnete sie die Tür. Sie sah meinen Koffer und sagte: »Der Herr Kommissar müssen verreisen, so spät am Abend?«

Ich nickte. »Ja, ja.«

»Wann kommen Sie denn wieder?«

»In drei, vier Tagen, Frau Wiese.«

»Wieder auf Verbrecherjagd?«

»So kann man es sagen. Auf Wiedersehen.«

»Und wohin geht es, Herr Kommissar?«

Ich schaute mich um, tat so, als wäre ich misstrauisch. »Nach Breslau, aber verraten Sie es keinem«, flüsterte ich.

Sie nickte, und ich war mir sicher, spätestens morgen früh

wusste es das ganze Haus.

Ich trug den Koffer zum Auto und fuhr los. Bis Schmargendorf brauchte ich nicht lang, ich fand das Haus in der Ruhlaer Straße gleich. Erika hatte noch Licht an. Ich fuhr um die nächste Ecke und parkte den Wagen. Als ich mit dem Koffer in der Hand vor der Haustür stand, wusste ich, dass es falsch war. In der Hektik hatte ich nicht nachgedacht. Sie würde mich nicht verraten, aber es wäre die Hölle. Ich würde überschwemmt mit Anklagen. Ich nahm den Koffer wieder und drehte mich um. Da hörte ich, wie die Tür sich öffnete.

»Ich habe es gewusst!« Es klang fast wie eine Fanfare.

Ich drehte mich um. »Ja«, sagte ich. »Du hast es gewusst.«

»Und jetzt erwartest du, dass ich juble.« Sie warf einen Blick auf meinen Koffer. »Und willst gleich bei mir einziehen. In Moabit ist es dem Herrn wohl nicht mehr fein genug.«

»So in etwa.«

Sie lachte hell. Im Licht des Flurs funkelten ihre roten Haare. »Und was macht die Gesundheit? Welche Krankheiten bilden wir uns zur Zeit ein?« Sie genoss es, und ich verfluchte mich.

»Kann ich reinkommen?«

»Wenn du freundlich darum bittest.«

Ich hob den Koffer wieder an und drehte mich um.

»Bleib, du Dummkopf«, sagte sie. »Gönn mir meine Freude.«

Ich drehte mich wieder um. Sie trat zurück in den Flur und winkte mich hinein. Als ich den Koffer vor der Garderobe abstellte, fiel mir ein, ich hatte sie nie besucht. Wir hatten uns nur bei mir getroffen. Ich überlegte, wer dafür gesorgt hatte.

»Du warst noch nie hier«, sagte sie, als hätte sie meine Gedanken erraten. »Das ist aber nicht meine Schuld.«

»Gewiss«, sagte ich. Es war mir egal. Als ich mich im Hausflur umsah, war es mir nicht mehr egal. Ich wäre erstickt in Barock und Nippes.

Sie ging mir voraus ins Wohnzimmer, machte ein paar Schritte hinein, dann drehte sie sich um und sagte: »Willkommen!« Sie breitete die Arme aus, schloss die Augen und formte einen Kussmund.

Ich lief in den Flur hinaus, nahm meinen Koffer und ging. Im Augenwinkel sah ich sie im Türrahmen stehen. Sie sagte kein Wort. Lieber nach Plötzensee, dachte ich und musste grinsen. Ich überlegte, was ich an ihr gemocht hatte, und kam mir vor, als wäre ich vor kurzem noch ein Mensch gewesen, den ich nicht verstand.

Während ich meinen Koffer zum Auto schleppte, arbeitete mein Hirn. Dann fiel mir Kowalski ein. Ich hatte ihn kennengelernt, als ich beim Einbruch arbeitete. Kowalski wohnte damals irgendwo im Wedding. Ich hatte ihn Oskar genannt, weil er so aussah wie Oskar, aber er lachte immer und sagte: »Ich heiße Georg, Herr Kommissar.« Es schmeichelte mir ein bisschen, wenn er mich Kommissar nannte, das wurde ich erst später. Dass mir Kowalski in den Sinn kam, zeigte, wie aussichtslos meine Lage war. Allerdings würde mich niemand bei Kowalski suchen. Wenn er nicht gerade einsaß. Wenn er mitmachte. Wenn er mich nicht verpiff.

Ich fuhr zum Stettiner Bahnhof. In der Kneipe dort hatte er sich meistens herumgetrieben, wenn er nicht im Gefängnis war oder in einem Nobelviertel auf Tour ging. Die Bahnhofsuhr zeigte Mitternacht, die Gaststätte war noch geöffnet. Es stank nach Rauch und Bier. Acht, neun Männer standen am Tresen. Ich stellte mich daneben, bestellte ein Bier, dann sprach ich meinen Nachbar an, einen großen, fetten Mann mit Schweinebacken: »Kennen Sie einen Georg Kowalski?«

»Wer sind Sie denn?«

»Ein Freund.«

Er musterte mich von oben nach unten und wieder zurück. Dann schaute er mich böse an. »Wusste nicht, dass der Ko-

walski Freunde bei der Polizei hat.«

»Ich bin nicht von der Polizei.«

»Und warum riechen Sie dann so?« Er kam mir nahe, sein Gesicht war wenige Zentimeter vor meinem. Sein Atem stank nach Bier, Tabak und Fäulnis.

»Vielleicht, weil ich mal bei der Polizei war.«

Er staunte. Er konnte es sich wohl nicht vorstellen, dass man mal bei der Polizei war. Einmal Greifer, immer Greifer.

»Und was wollen Sie von Kowalski?«

»Das sag ich ihm selbst.«

Der Fettsack nickte bedächtig. Die Antwort schien ihm einzu-leuchten.

Da trat ein anderer neben ihn, stämmig, breites Gesicht und Augen, die glänzten vor Hass. »Ich habe alles gehört!« brüllte er. »Egon, lass dich nicht mit dem Spitzel ein. Der dreht ein krummes Ding!«

Die anderen Männer kamen näher. Im Rücken hatte ich den Tresen, vor mir standen die Kerle. »Hau ab, du Schwein!« rief einer. »Habt wohl noch nicht genug Politische eingesperrt!« Ein Kleiner kreischte mit sich überschlagender Stimme: »Da könnt ihr machen, was ihr wollt, im Wedding regiert die KPD!«

Ich hatte den Schlag nicht kommen sehen. Er traf mich am Hals. Ich riss die Arme hoch. Ein zweiter Schlag erwischte mich im Magen. Mir blieb die Luft weg. Der dritte Schlag warf mich zu Boden.

»Hört auf!« rief einer. »Wenn jemand die Schupos ruft, sind wir dran!«

Die Männer traten zurück. Ein Mann mit einer tiefen Narbe auf der Glatze und einem mächtigen Schnauzbart beugte sich zu mir herunter. Ich hatte ihn noch nicht gesehen. Er reichte mir die Hand. »War alles nur ein Missverständnis. Die Jungs

sind sauer, war viel los in letzter Zeit. Eine Razzia nach der anderen.«

Ich stand auf, es schmerzte. »Gib dem Mann einen Korn, einen doppelten«, sagte der Glatzkopf zum Wirt. Der stellte das Glas auf den Tresen. Ich trank es in einem Zug aus.

»Nicht schlecht«, sagte der Glatzkopf.

Ich klopfte meine Kleidung ab.

»Wen wollten Sie sprechen?«

»Georg Kowalski.«

»Kommen Sie mit.« Er ging voraus zu einem Tisch an der Ecke. Die anderen beobachteten uns und tuschelten. Sie hatten Respekt vor dem Fremden. »Sie sind der Kommissar Seding«, sagte er.

»Nein, Soetting. Ich war Kommissar, ich habe den Dienst quittiert.«

»Ach, das ist ja mal was anderes. Warum?«

»Woher kennen Sie mich?«

»Aus der Zeitung, da stand was über Sie. Ist schon eine Weile her. Ich glaube, da war sogar ein Bild von Ihnen, neben dem Gennat.«

Jetzt fiel es mir wieder ein. Es war die Morischkow-Sache. Ein Kindermädchen hatte eine Mutter vergiftet, um den Vater zu heiraten. Der Arzt hatte schon »Herzversagen« auf den Totenschein geschrieben, aber Gennat bestand auf einer Leichenöffnung. Es war sein Verdienst gewesen, dass wir den Fall klärten.

»Aber jetzt sagen Sie mir mal, warum Sie den Dienst quittiert haben.«

Er hatte intelligente Augen.

Ich überlegte einen Augenblick. »Weil ich Verbrecher fangen und nicht schützen will.«

Er grinste.

»Wer sind Sie?« fragte ich ihn.

»Das ist unwichtig.« Er stand auf, ging zu einem der Männer am Tresen und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Mann verließ eilig das Lokal.

Ich hörte, wie der Wirt sagte: »Ich muss bald schließen.«

»Wart einen Augenblick, die Razzia ist doch zu Ende«, sagte der Glatzkopf. Er brachte mir ein Bier mit. »Haben Sie Hunger?«

Jetzt merkte ich, wie hungrig ich war. Ich nickte. Der Glatzkopf ging noch mal zum Tresen und sagte dem Wirt etwas. Der schnaufte, aber dann verschwand er hinter einer Tür. Als der Wirt mit einem Teller Stullen an den Tisch kam, war ich bereit, an eine wundersame Fügung zu glauben. Wer war dieser Glatzkopf?

Ich hatte das Brot fast aufgegessen, da öffnete sich die Tür. Der Mann, den der Glatzkopf weggeschickt hatte, erschien, hinter ihm erkannte ich Kowalski. Der Mann sagte etwas zu Kowalski und deutete auf unseren Tisch. Kowalski kam, er erkannte mich gleich. »Mensch, Herr Kommissar, was machen Sie denn hier?«

Der Glatzkopf zeigte auf einen Stuhl, Kowalski setzte sich. Seine Gesichtsfalten warfen Schatten, die Stirn glänzte, es zeigten sich weiße Strähnen im dunkelbraunen Haar.

»Er ist nicht mehr bei der Polizei«, sagte der Glatzkopf.

»Das ist ja ein Ding!« sagte Kowalski. »Warum?«

Der Glatzkopf winkte ab. »So, Herr Soetting, nun sagen Sie mal, was Sie wollen.«

Ich schaute die beiden an, der eine ein Verbrecher, der andere ein höheres Tier im Kiez. Meine Lage zeigt sich an den Leuten, auf die ich angewiesen bin, dachte ich. Genaugenommen war ich am Ende. Mir fiel der Bahnbeamte ein, der Sofia und mir

auf unserer Flucht geholfen hatte. Mein Glücksvorrat musste längst aufgebraucht sein. »Ich brauche eine Bleibe, nur für ein paar Tage.«

»Und da kommen Sie zu Kowalski?« fragte der Glatzkopf.

»Ja.«

Er lehnte sich zurück und faltete seine Hände über der Weste. An der linken glänzte ein schmaler Ring. Er schloss seine Augen und runzelte die Stirn. »Sie haben Ärger«, sagte er.

»Ja.«

»Sie haben großen Ärger.«

»Ja.«

Kowalski drehte sein Gesicht jeweils zu dem, der sprach.

»Um was geht's?«

Ich hob kurz die Hände.

»Warum Kowalski?«

»Weil ich ihn kenne und weil niemand darauf käme, ich könnte etwas zu tun haben mit ihm.«

»Weil Sie ihn kennen«, murmelte der Glatzkopf.

»Ich habe ihn nicht nur einmal verhaftet und vernommen, da lernt man sich gut kennen.«

Der Glatzkopf schmunzelte.

»Was sagst du dazu?« fragte er Kowalski.

»Ja.«

»Was heißt ›ja‹?«

»Er hat mich verhaftet und verhört. Er ist anständig.«

»Vor wem hauen Sie ab?« fragte mich der Glatzkopf.

»Vor der Polizei«, sagte ich. Es war nur die halbe Wahrheit.

Der Glatzkopf wieherte los. »Das ist knorke. Vor der Polizei!« Kowalski fiel ein. Dann lachte der Glatzkopf plötzlich nicht mehr. Auch Kowalski hörte auf.

»Was glauben Sie, wie viele Leute gerade vor den Greifern abhauen?« fragte der Glatzkopf.

Ich zuckte mit den Achseln.

»Hunderte, vielleicht Tausende, allein in Berlin. Die machen Jagd auf alles, was kommunistisch oder sonstwas ist.«

»Sonstwas?«

»Vor ein paar Tagen haben sie Zuhälter eingesammelt, dann wieder laufengelassen. Dann haben sie gehetzt, was sie Gewohnheitsverbrecher nennen. Ab in die Lager. Ich habe gerade gestern einen getroffen, der kam aus so einem Lager. Die schlagen die Leute, lassen sie hungern.«

»Wer sind Sie?«

Der Glatzkopf lachte. »Ihr Kollege Engelbrecht hätte es gewusst, aber der war ja im richtigen Dezernat. Übrigens, haben Sie schon gehört, der Engelbrecht hat sich reaktivieren lassen?« Es klang so hochgestochen wie verächtlich. »Der hat gesagt, unter der neuen Regierung lacht des Kriminalisten Herz. War ja immer ein Dichter, der Engelbrecht. Zu Ihrer Frage: Haben Sie mal was von Ringvereinen gehört?«

»Klar, in denen tun sich Berliner Ganoven zusammen.«

Er rümpfte die Nase. »Aber nur die, die was auf sich halten. Die eine Ehre haben. Mörder gehören nicht dazu. Unser Verein nennt sich Immertreu. Da sind nur anständige Leute drin, sagt doch schon der Name. Solche wie der Kowalski. Nicht wahr, Kowalski?«

Kowalski nickte.

»Wir besuchen vielleicht hin und wieder reiche Leute und erheben Steuern für die Armen. Was soll man machen bei so vielen Arbeitslosen.« Er lachte. »Wir helfen nach, wo der Staat versagt. Wir hassen diese neue Regierung, es ist eine Bande von Betrügern und Ausbeutern. Sie sagt, wir seien ihr natürlicher Feind. Sie jagen uns. Vor kurzem noch, da waren die Ver-

hältnisse klar zwischen Ganoven und Greifern. Man hat sich geachtet, jeder hatte seine Aufgabe. Wer rumgeballert hat, flog aus unserem Verein. Und wenn große Versammlung war, da erschien schon mal ein Kommissar, um sich seine Kunden anzuschauen. Und wenn einer von uns erwischt wurde, sei's drum, meistens wurde er anständig behandelt. Heute verprügeln die einen und sperren uns erst mal in Lager, ohne Urteil.« Er schaute mich neugierig an. »Es scheint, als hielten nicht nur wir uns für anständig.«

»Ich brauche eine Unterkunft. Für ein paar Tage nur«, sagte ich.

»Da kommen Sie ja zu den Richtigen. Was glauben Sie, was hier los ist. Die halbe Kommune versucht abzutauchen. Die kleinen Zellenleiter und die großen Bezirkssekretäre, alle suchen sie eine neue Bleibe. Der Thälmann hatte natürlich vorgesorgt, aber den hat einer verpiffen. Ist schon so eine Art von Gerechtigkeit, dass es die Großen auch mal erwischt. Und jetzt kommt ein Kriminaler angelaufen und sagt, er braucht eine Bleibe, wo ihn die eigenen Kollegen nicht ausbaldowern. Ist mal was Neues. Halb Berlin versteckt sich, in allen Löchern ist es gedrängt voll, aber für den Herrn Kommissar brauchen wir noch eine Suite.« Er sprach es aus wie ›Swiite‹. »Mit Schampus und ein paar Mädchen, wie hätten Sie es denn gerne?« Er lachte aus vollem Hals. Die Männer im Raum fielen ein. Er hörte auf zu lachen, die anderen auch. »Weil Sie so ein lustiger Vogel sind, lass ich Sie jetzt allein mit dem Kowalski. Wenn dem was einfällt, meinetwegen.« Er wandte sich an Kowalski. »Aber, Kowalski, wenn das« – er zeigte auf mich – »ne Zecke ist, dann haste schlechte Karten, keinen Buben und auch kein As. Klar?« Kowalski nickte eifrig. Er hatte Angst vor dem Mann, der war Chef in diesem Kiez.

Der Glatzkopf wuchtete sich aus dem Stuhl und ging. Kowalski sah mich an. Ihm fehlten die beiden oberen Schneidezähne, es tat sich eine große Lücke auf, wenn er sprach. »Ich

weiß nicht«, sagte er dann.

»Kennen Sie nicht jemanden außerhalb von Berlin?«

»Mm.«

»Verwandte, Bekannte.«

»Was haben Sie denn ausgefressen?«

»Nichts, ich habe den Dienst quittiert, wie ich schon gesagt habe.« Er hatte Angst, und gleichzeitig fühlte er sich geschmeichelt.

»Aber wenn Sie untertauchen wollen?«

»Ich habe mich geweigert, einen Unschuldigen einzusperrern«, sagte ich und hoffte, er würde die Lüge schlucken. »Einen, der mal was ausgefressen hatte und deswegen für einen Fall ins Zuchthaus gehen soll, mit dem er nichts zu tun hat. Das ist so, als würde die Polizei Sie verhaften wegen eines Einbruchs, den Sie nicht begangen haben.«

Kowalski nickte. Eine schwarze Locke mit weißen Streifen fiel ihm in die Stirn. Er wischte sie zurück und rieb die Hand unter dem Tisch an der Hose ab. »Das kapiert mich«, sagte er. »Ich habe eine alte Bekannte in Zehdenick. Sie heißt Erna Klump. Fragen Sie in Zehdenick nach ihr, ich habe die Adresse nicht. Sagen Sie ihr, ich hätte Sie geschickt, und dann hoffen Sie, dass Sie Glück haben. Erna weiß, was sie will. Vielleicht will sie ja so jemanden wie Sie aufnehmen. Aber so genau weiß ich es nicht.«

Es war eine niederschmetternde Auskunft. Genauso niederschmetternd war, dass ich es versuchen musste. Ein gute Seite hatte der Rat, ich konnte für eine Weile aus Berlin verschwinden. »Haben Sie eine Waffe für mich?«

Kowalski schaute mich an, als wäre ich ein Irrer. »Eine Wumme?«

Ich nickte.

»Sie zieht es wirklich nach Plötzensee. Nein, ich habe keine

Wumme. Und schon gar keine, die ich Ihnen geben könnte. Die neue Regierung hat eine Verordnung erlassen, auf unerlaubten Waffenbesitz steht die Todesstrafe. Wissen Sie das nicht?»

»Doch, doch«, log ich. Ich hatte es nicht mitbekommen. »Gut, dann werde ich es mal bei Erna Klump versuchen.« Ich stand auf. »Danke, Kowalski.«

»Wenn es hilft«, sagte Kowalski.

Der Wirt schloss mir die Tür auf. Draußen hing inzwischen ein Schild: *Privatfeier*.

Als ich zum Auto zurückkam, war der Kofferraum aufgebrochen und mein Gepäck verschwunden. Ich stieg fluchend in den Laubfrosch und fuhr nach Norden. Als ich durch Oranienburg kam, fiel mir eine kleine Meldung ein, die ich in einer Zeitung gelesen hatte. Hier gab es ein Lager, in dem Görings SA politische Gegner umerzog. Ich stellte mir vor, was das für eine Umerziehung war, wenn kaum des Deutschen mächtige Schläger auf ihre Feinde losgelassen wurden.

Als im Scheinwerferlicht ein Wegweiser nach Zehdenick erschien, fuhr ich langsamer. Ich erkannte einen Waldweg und ließ den Laubfrosch hineinrumpeln. Sobald der Wagen von der Straße aus nicht mehr zu sehen war, stellte ich den Motor aus und lehnte mich zurück. Ich öffnete das Fenster auf der Beifahrerseite und schloss die Augen. Müdigkeit ergriff mich, aber ich konnte lange nicht schlafen. Ich versuchte mich zu konzentrieren. Das Wichtigste war eine einigermaßen sichere Bleibe. Wenn ich sie hatte, konnte ich beginnen, was ich mir vorgenommen hatte. Es war mehr eine Ahnung als ein Plan. Aber etwas Besseres hatte ich nicht. Bevor ich doch einschlief, versuchte ich mir, Sofias Gesicht vorzustellen. Das Bild verschwamm, bevor es entstand.

*

Die Sonne weckte mich. Ein paar Strahlen leuchteten durch die Baumwipfel in das Auto. Ich streckte mich und versuchte, die Müdigkeit abzuschütteln. Die Glieder schmerzten. Ich stieg aus dem Auto und ging ein paar Schritte im nassen Gras. Der Waldboden war weich. Der Tau nässte meine Schuhe. Es war kalt. Ich ging ein Stück in den Wald hinein. Stille. An den Blättern glänzten Tropfen. Ich sehnte mich nach Ruhe, nach einem Ende des Wahns, in dem ich lebte. Es gab nichts, was mich antrieb, außer der Idee, dass da noch eine unbeglichene Rechnung war. Warum lässt du nicht alles sausen und wanderst aus? Was geht dich das alles noch an? Was kannst du ändern? Wenn du Olendorff überführst, haben sie dich am Wickel. Du gibst den einsamen Rächer in einem Stück, in dem andere Regie führen. Ich stellte mir vor, im Ausland zu leben, in Frankreich oder in Amerika. Was kannst du dort tun? Ich mühte mich um eine Antwort. Geschäftsmann, Privatdetektiv, Kriminalreporter. Aber ich sprach weder Englisch noch Französisch und bildete mir nicht ein, es jemals zu beherrschen. Überhaupt, was sollte ich dort außer vegetieren? Und Sofia?

Ich ging zurück zum Auto, setzte mich auf den Fahrersitz und schaute auf meine Armbanduhr. Es war kurz nach sieben Uhr. Keine schlechte Zeit, um jemanden zu überraschen. Ich fuhr in den Ort hinein. Nur wenige Leute waren unterwegs. Viele saßen beim Frühstück, andere schliefen noch. Als ich das Schild einer Bäckerei sah, hielt ich an. Ich betrat den Laden und stellte mich neben einen jungen Mann, der ein Brot kaufte. Die Verkäuferin war eine großgewachsene Frau, die älter aussah, als sie war. Als der junge Mann das Brot in einer lederen Aktentasche verstaut und den Laden verlassen hatte, fragte ich nach Erna Klump. Die Verkäuferin schaute mich abwehrend an, dann zeigte sie mit der ausgestreckten Hand die Fahrtrichtung und sagte mit schriller Stimme: »Erste Straße rechts, drittes Haus links. Ob die allerdings schon aufgestanden ist?« Sie schnaufte leise, drehte sich um und verschwand hinter einem

Vorhang.

Ich folgte der Wegbeschreibung und gelangte zu einem dunkelbraun verputzten einstöckigen Haus. Aus dem Schornstein qualmte es. Ich parkte direkt vor dem Haus, öffnete das Tor und klopfte gegen die Haustür. Es bewegte sich nichts. Ich klopfte kräftiger. Ein Schlurfen näherte sich, dann wurde am Schloss hantiert, und die Tür öffnete sich.

Eine Frau nicht ganz in meinem Alter starrte mich an. Sie hatte gerötete Augen, blondgefärbte Haare, war ungekämmt und trug einen Morgenmantel. Die Augen schienen viel gesehen zu haben, sie waren kalt und konzentriert. Sie nahm die Zigarette aus dem Mundwinkel und sagte: »Ja?« Ihre Stimme war scharf und verriet kein Erstaunen.

»Kowalski schickt mich, guten Morgen.«

Sie schloss kurz die Augen, dann lachte sie trocken. »Dieser Dreckskerl schickt dich.«

»Ja.«

»Und weshalb?«

»Darf ich vielleicht einen Augenblick hereinkommen?«

»Du läufst vor jemandem davon«, sagte Erna Klump. Sie rollte das R.

»Hoffentlich nicht vor der Polizei. Na, dann komm mal rein. Aber keine Fisimatenten, klar!« Sie führte mich in die Küche, es roch nach Bohnenkaffee. »Na, dann setz dich mal!« Sie nahm eine Tasse aus einer Glasvitrine an der Wand und stellte sie vor mich. Sie goss Kaffee ein, dann schaute sie mich streng an. »Nun aber genug der Freundlichkeit, vor wem läufst du davon?«

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte ich und überlegte, was ich ihr erzählen sollte.

»Klar, seh ich aus wie eine, die keine Zeit hat?« erwiderte sie.

»Hinter mir ist einer her.«

»Das weiß ich schon.«

»Also, es ist der Mann einer Frau.«

Sie schaute mich lange an, dann grinste sie. »Du siehst nicht aus wie Casanova, und du bist auch keiner. Aber klar, das kann jedem mal passieren. Sogar so einem wie dir.« Sie holte eine Schachtel Chesterfield aus der Tasche ihres Morgenmantels und zündete sich eine Zigarette an, dann hielt sie mir die Packung hin. »Nimm eine«, sagte sie. Sie konnte sich nicht nur Bohnenkaffee leisten, sondern auch amerikanische Zigaretten. Sie atmete den Rauch genüsslich ein und ließ ihn in Wölkchen aus dem Mund aufsteigen. Ich suchte in meiner Jackettasche nach Streichhölzern. Sie schob ein Feuerzeug über den Tisch, es war aus Gold und mit glitzernden Steinen verziert. »Schön, du hast was gehabt mit einer verheirateten Frau. Und?«

»Der Mann ist ein hohes Tier, der hat seine Schläger auf mich gehetzt.«

»Aha, und wie kommst du auf Kowalski?«

»Dem hab ich das erzählt und ihn gefragt, ob er jemanden kennt, bei dem ich eine Weile untertauchen kann.«

Sie lachte scheppernd und laut. »Und der Hund hat dir gesagt, die liebe Erna wartet nur darauf, jemanden zu verstecken, den ein wilder Stier jagt.«

»So nicht.«

Sie winkte ab mit beiden Händen. »Ich kann's mir vorstellen. Schon gut. Brauchst nicht weiterzuerzählen, meine letzte Märchenstunde war vor dreißig Jahren. Mich wundert nur, dass so einer wie der Kowalski so einen wie dich kennt. Siehst nicht aus wie ein kleiner Ganove. Aber vielleicht bist du ja ein großer.« Sie musterte mich. »Irgendwie glaub ich, ich hab dich schon mal gesehen. Na ja, ich hab oben ein Zimmer, kostet zehn Mark die Nacht, mit Frühstück. Wenn ein Greifer nach dir

fragt, werd ich dich verpfeifen. Klar?«

Ich nickte.

»Dann komm mal mit.«

Ich stand auf und folgte ihr.

»Ach ja, nicht mal Gepäck dabei, der Herr.«

»Frau Klump, ob Sie mir Kleidung besorgen könnten, ganz einfache, Hose, Hemd, Jacke, Unterwäsche?«

»Auch das noch.«

Ich zog mein Portemonnaie aus der Gesäßtasche und gab ihr hundert Reichsmark. Sie machte große Augen. »Der Rest ist eine Vorauszahlung fürs Zimmer. Meine Wäschegrößen habe ich allerdings nicht im Kopf.«

»Aber ich«, sagte sie. Sie lachte.

Sie führte mich in eine Kammer im Dachboden. Ich konnte nur an der höchsten Stelle des Raums stehen. In der Kammer befanden sich ein Bett und ein Stuhl, mehr hätte auch nicht hineingepasst.

»Waschen kannst du dich in der Küche. Keine Angst, ich guck auch nicht. Klo ist auf dem Hof. Nenn mich Erna.« Wieder lachte sie. »Ich wollte heute nachmittag sowieso nach Eberswalde, da kann ich das Zeug besorgen.« Sie schüttelte den Kopf und ging.

Ich legte mich aufs Bett und überlegte, was Erna mit Kowalski zu tun gehabt haben könnte. Wie ein Zuhälter war er mir nicht vorgekommen, ich zweifelte aber nicht, dass sie eine Hure gewesen war. Ich wachte auf, als es an der Tür klopfte. Sie öffnete sich, und Erna stand in der Kammer. Sie hatte Kleidungsstücke in der Hand. »Jetzt kannst du eine Modeschau machen«, lachte sie. »Den Schönheitsschlaf hast du ja schon hinter dich gebracht.«

Ich erhob mich, sie warf die Kleidungsstücke aufs Bett. »Zieh dich an, hübscher warst du nie.« Sie lachte, schloss die Tür und

stieg die Treppe hinunter.

Sie hatte an alles gedacht, sogar an Kamm und Zahnbürste.

Ich fühlte mich wie neugeboren, als ich mich in der Küche gewaschen und die neue Kleidung angezogen hatte. Es passte alles. Erna war aus dem Haus gegangen und hatte mir Brot, Käse und Tee hinterlassen. Ich aß und dachte nach, ob mir etwas Klügeres einfiel, als ich es geplant hatte. Aber ich hatte keine Wahl. Wieder fragte ich mich, warum ich es tun musste. Was machst du, wenn du die Sache aufklärst, obwohl es eigentlich unmöglich ist? Gehst du dann zur Polizei? Eine lächerliche Vorstellung. Gehst du dann zur Presse? Genauso lächerlich. Die machen dich fertig. Warum haust du nicht einfach ab? Aber ich fühlte in mir die Empörung, die mich nicht loslassen wollte. Wenn ich floh, war ich ein Verlierer. Verlieren würde ich wohl so oder so, nur mochte ich den Schwanz nicht gleich einziehen. Was ich mir vornahm, war genauso verrückt, wie im Krieg nachts feindliche Scharfschützen auszuheben. Ich führte noch Spähtrupps, als ich längst überzeugt war, wir würden den Krieg verlieren. Und jetzt legte ich mich mit Leuten an, die so mächtig waren, dass sie ungestraft Verbrechen begehen konnten im Deutschen Reich.

Da fiel mir Aschbühler ein. Womöglich konnte er helfen. Er behauptete, für eine französische Presseagentur zu arbeiten. Ob ich ihn benutzen konnte? Die Gedanken schwirrten in meinem Kopf, es passte das eine nicht zum anderen.

Erna kam in die Küche und machte sich am Herd zu schaffen. Ich ging in meine Kammer und legte mich aufs Bett. Ich döste und dachte nach. Und hatte Angst vor dem, was nun passieren würde.

*

Am Morgen frühstückte ich zusammen mit Erna, die sich wie-

der spröde gab. Auf meine Bitte bekam ich einen Hausschlüssel. Dann fuhr ich zurück nach Berlin. In Reinickendorf tankte ich den Laubfrosch voll. In einem Tabakwarenladen kaufte ich vier Schachteln Zigaretten, beim Lebensmittelhändler Vorräte zum Essen und Trinken. Beim Optiker erstand ich ein Fernglas, meines hatte ich in der Wohnung vergessen. Ich verpackte alles im Kofferraum, dann fuhr ich weiter. Am Strandbad Wannsee parkte ich den Wagen, stieg aus und näherte mich vorsichtig Olendorffs Villa. Die Garage war geschlossen. Ich rüttelte am Tor und versuchte, einen Spalt zu finden, durch den ich sehen konnte, ob der Maybach darin stand. Es war nichts zu erkennen. Ich klingelte an der Tür und wartete versteckt hinter einem Baum, ob jemand öffnete. Das Gartentor ging auf, der Butler schaute die Straße entlang, schüttelte den Kopf und verschwand wieder. Der Butler war also da, wer noch? So kam ich nicht weiter.

Auf dem Weg zurück zum Auto überlegte ich, was ich tun sollte. Ich fuhr den Wagen so nahe heran an die Villa, bis ich mit dem Fernglas genug sah. Zwischen zwei Bäumen stand der Laubfrosch unauffällig am Straßenrand. Ich machte es mir gemütlich, rauchte, aß und trank und ließ meine Gedanken schweifen. Mir fiel ein, ich hatte lange nicht mehr Angst vor Krankheiten gehabt, nirgendwo hatte es gezogen oder gekniffen. Wann hatte sich die Angst zuletzt gemeldet? Ich versuchte mich zu erinnern. Sie kam wohl immer dann, wenn ich entspannt war. Hatte ich keine Sorgen, sorgte ich mich um meine Gesundheit. Ich lachte über mich. Bist ein komischer Vogel, Soetting. Jagst Verbrecher ohne Auftrag und hast Schiss vor dem Krebs, wenn es dir gutgeht.

Plötzlich bewegte sich etwas vor dem Gartentor. Im Fernglas erkannte ich Koletzke. Er ging zur Garage und öffnete das Tor. Nach einer Weile kam der Maybach heraus. Ich hatte Olendorff nicht gesehen. Als er den Wagen aus der Garage gefahren hatte, stieg Koletzke aus und schloss das doppelflüglige Garagen-

tor. Dann öffnete sich die Fondtür des Maybach, Olendorff stieg aus. Er lief um den Wagen herum, als suche er etwas. Vielleicht war er ein Pedant, der im Tageslicht prüfte, ob der Wagen sauber war. Olendorff sagte etwas zu Koletzke, der fast in Habachtstellung die Inspektion verfolgt hatte. Koletzke nickte, öffnete die Fondtür, und Olendorff stieg wieder ein. Koletzke schlug die Tür zu und setzte sich hinters Steuer. Dann rollte der schwere Wagen davon.

Olendorff musste in der Garage in den Wagen gestiegen sein. Koletzke hatte wohl die Straße gesichert, bevor er den Maybach mit Olendorff auf die Straße fuhr. Ich sah den Wagen verschwinden.

Sei geduldig, brabbelte ich vor mich hin. Konnte doch sein, dass Olendorff zurückkehrte, weil er etwas vergessen hatte. Ich rauchte und trank etwas. Dann stieg ich aus und pinkelte an einen Baum. Dabei beobachtete ich, was sich tat auf der Straße. Eine alte Frau mit einer Tasche kam vom Nachbargrundstück und humpelte die Straße hinunter. Sie blickte sich nicht um nach mir. Ich zündete mir eine neue Zigarette an und ging gemächlich in Richtung des Garagentors. Als ich davor stand, betrachtete ich das Schloss. Es war ein Sicherheitsschloss, diese Tür kriegte ich nur mit Gewalt auf. Ein Einbruch würde aber sofort entdeckt. Ich fluchte leise vor mich hin, während ich meinen Spaziergang fortsetzte. Nach einer Runde ums Karree setzte ich mich wieder ins Auto.

Am späten Nachmittag kehrte der Maybach zurück. Koletzke stieg aus und öffnete das Garagentor, er fuhr den Wagen hinein und schloss das Tor von außen ab. Olendorff saß vermutlich im Wagen und verließ die Garage durch die Hintertür.

Über dem See ging die Sonne unter, rot und grell. Sie färbte das Wasser. Ich rutschte noch tiefer in den Sitz, um mich nicht zu verraten im Licht. Der Sonne versank im See, die Dämmerung setzte ein. Auf der anderen Seite der Straße sah ich Scheinwerfer, sie näherten sich der Villa. Ein großer schwarzer

Wagen hielt vor dem Garagentor. Drei Leute stiegen aus. Neben dem Gartentor ging eine elektrische Lampe an. Ich starrte durch das Fernglas. Zwei der drei Männer kamen mir bekannt vor. Ich sah ihre Rücken und ein wenig vom Profil. Das Gartentor öffnete sich und der Butler trat heraus. Einer der Männer drehte sich ein Stück in meine Richtung. Da erkannte ich ihn. Es war Walter Berg.

XVI.

Der andere Mann konnte Kurt Rübezahl sein. Den dritten kannte ich nicht. Was wollte Berg in Deutschland, was bei Olendorff? Ich hatte ihn unter Lebensgefahr nach Hamburg gebracht, damit er nach Sowjetrußland abhauen konnte, und jetzt spazierte er in Berlin herum. Ich hätte fast jeden Preis bezahlt, um zu erfahren, was die Männer zu besprechen hatten mit Olendorff.

Nach etwa zwei Stunden ging das Licht wieder an, und die drei Männer verließen das Grundstück. Sie stiegen in den schwarzen Wagen, ein ausländisches Fabrikat, das ich nicht kannte. Ich startete den Laubfrosch, wartete, bis das Außenlicht erloschen war, und fuhr dem Auto hinterher, zunächst ohne die Scheinwerfer einzuschalten. Der Wagen fuhr über die AVUS Richtung Stadtmitte. Dann ging es vorbei an der Siegessäule, durch das Brandenburger Tor zum Hotel Adlon. Der Wagen bremste vor dem Hoteleingang, Berg stieg als erster aus, dann Rübezahl. Der dritte Mann blieb im Auto. Rübezahl und Berg umarmten sich kurz, dann ging Berg zum Hoteleingang, während Rübezahl wieder ins Auto stieg. Ich beschleunigte, während das andere Auto anfuhr. Ich stoppte vor dem Eingang und sprang aus dem Auto. Durch die Glastüren sah ich Berg an der Rezeption stehen. Mit schnellen Schritten rannte ich zu ihm. Er drehte sich um und schaute mich an mit großen Augen.

»Was machst du denn hier?«

»Das wollte ich dich fragen. Ich wohne immerhin in Berlin.«

Er blickte in alle Richtungen, er sah ängstlich aus. »Komm in fünf Minuten auf mein Zimmer«, sagte er leise. »Schnell. Nummer 273.« Er ging eilig Richtung Fahrstuhl.

Ich sah auf die Uhr in der Empfangshalle und setzte mich in

einen Sessel, der mit dem Rücken zur Rezeption an einer Seite der Halle stand. Ein Kellner erschien. »Wünschen der Herr ein Getränk?« Ich winkte ab, der Befrackte ging.

Nach fünf Minuten lief ich zum Aufzug. Ich fuhr zum zweiten Stock und fand leicht das Zimmer 273. Ich klopfte leise an die Tür. Die wurde einen Spalt geöffnet. Berg blickte hindurch, dann öffnete er die Tür ganz und zog mich ins Zimmer. Er schloss die Tür ab.

»Warum so ängstlich?« fragte ich.

»Du wirst gesucht!«

»Du auch!«

Er schüttelte den Kopf.

»Was machst du hier, verdammt? Ich hab dich nach Hamburg gefahren, es hätte mich das Amt kosten können, vielleicht sogar die Freiheit oder den Kopf. Was weiß ich, was du alles angestellt hast. Unsere Regierung ist nicht zimperlich. Schon gar nicht mit Leuten von der Kommune und denen, die ihnen zur Flucht verhelfen.« Ich lief im Zimmer umher.

Er stand neben der Tür und war bleich.

»Was machst du hier?« Ich betonte jedes einzelne Wort. »Du bist mir eine Antwort schuldig.«

Er nickte. Dann schloss er die Augen und wiegte seinen Kopf. »Ich bin hier als Beauftragter der sowjetischen Regierung. Es ist eine diplomatische Mission. Ich genieße Immunität und bin von der Reichsregierung eingeladen worden.«

»Mit wem verhandelst du?«

Er druckste herum. »Wir verhandeln mit Hammerstein.«

»Dem Chef der Heeresleitung?«

Er nickte.

»Was, zum Teufel, machst du beim Chef der Heeresleitung?«

»Das kann ich dir nicht sagen.«

»Wer sind die anderen?«

»Das ist eine Delegation der Roten Armee, ich bin so eine Art Assistent.«

Ich überlegte einen Augenblick, ob ich ihm sagen sollte, ich könne mir nicht vorstellen, was einen Assistenten zu so jemandem wie Olendorff führe. Aber ich ließ es. »Ich habe dich vor dem Hotel gesehen, da dachte ich mir, sag doch mal einem alten Kameraden guten Tag.«

»Das ist schön.« Er sah nicht begeistert aus. »Mensch, Stefan, tauch ab, die suchen dich!«

»Wer?«

»Na wer wohl?« Er schien verwirrt.

»Woher weißt du das?«

»Das hat mir einer gesagt, weiß nicht mehr, wer.«

Rübezahl dürfte es gewesen sein. Sie hatten sich bestimmt nicht erst bei Olendorff getroffen. Und wenn, dann gab es dort genug Gelegenheit, miteinander zu reden. Olendorff durfte ich nicht erwähnen, sonst wusste Berg, dass ich das Haus beschattete. »Hat dein Besuch etwas zu tun mit der Zusammenarbeit von Reichswehr und Roter Armee? Darüber konnte man vor einiger Zeit sogar in der Zeitung lesen, so geheim war das.«

»Ich darf dir nichts sagen.« So, wie er es sagte, klang es wie ein Ja.

»Toll, ich dachte, ihr wollt den Kapitalismus abschaffen. Was ist denn nun mit der Revolution?«

»Die kommt, eines nach dem anderen«, sagte Berg.

»Aber zuerst rüstet ihr das Kapital mal auf. Macht die Revolution so mehr Spaß?«

»Das ist Dialektik.«

»Das ist Quatsch. Oder russische Machtpolitik. Die sperren eure Leute hier ein, auch den Thälmann, euren Hauptschrei-

hals, und ihr kriecht ihnen in den Arsch.«

»Thälmann ist schon in Moskau, morgen steht es in der Zeitung.«

»Habt ihr also ein Geschäft gemacht. Was hat die große Sowjetunion bezahlt? Übrigens, ist auch der Kippenberger in Moskau?«

»Der ist tot. Herzinfarkt.«

»Und darüber musst du jetzt nicht lachen? Berg, du bist ein Idiot. Die haben den zu Tode gefoltert, was denn sonst? Das habe ich noch so nebenbei mitbekommen, diese Jagd auf euren M-Apparat. Die haben den Kippenberger ausgequetscht wie eine Zitrone. Entschuldigung, so was gibt's ja nicht bei euch.«

Berg schaute mich böse an. »Du hast keine Ahnung, Stefan. Seit wann kümmerst dich die Politik?«

»Seit sie mich am Arsch haben, teurer Genosse. Seitdem lese ich Zeitung und sperre Augen und Ohren auf.«

»Ich schulde dir was, komm doch in die Sowjetunion. Wir finden da was für dich. Und die in Berlin müssen es nicht wissen.«

»Danke, danke. Ich will den Frieden im Paradies der Werktätigen nicht stören.«

Berg setzte sich auf einen Sessel und streckte die Beine. »Du kommst unter die Räder.«

»Da bin ich schon lange. Und, welch Erstaunen, da lässt es sich leben. Wen besuchst du denn so in Berlin?«

»Das geht dich nichts an.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher. Hast du den Kameraden Rübezahl schon begrüßt, wenn du gerade in Berlin bist?«

»Noch nicht.« Er log, aber was sollte er tun? Endlich war ich mal jemandem einen Schritt voraus.

»Und was haben der Herr morgen vor? Wir könnten ja unse-

ren Tratsch in einem netten Café fortsetzen. Oder in einem schicken Restaurant.«

»Das geht nicht. Ich habe einen Termin nach dem anderen.«

»Und nett frühstücken?«

»Ich werde morgen früh um acht Uhr abgeholt, und vorher muss ich Akten wälzen.«

»Ich sehe schon, du bemühst dich nach Kräften.«

Er verstand nicht.

»Mit einem alten Kriegskameraden einen Schwatz zu halten.«

»Geh jetzt. Ich werde niemandem etwas sagen von deinem Besuch. Mehr kann ich nicht tun für dich. Du willst meine Hilfe ja nicht.«

»Grüß Väterchen Stalin«, sagte ich. »Und denk an alle, die du verrätst bei deinen Verhandlungen. Euch sind sogar die eigenen Genossen scheißegal, Hauptsache, die große Sowjetunion wird mächtiger, als sie es schon ist. Wenn dir das noch was sagt: Ihr habt keine Ehre.« Ich stand auf und ging.

Ich setzte mich in eine Kneipe und hoffte, dass mich niemand erkannte. Ein Kellner brachte mir einen Erbseneintopf mit Wurst. Er war nicht so gut wie bei Aischinger am Alexanderplatz, sättigte mich aber. Ich trank ein Bier. Dann überlegte ich, wo ich die Nacht verbringen konnte. Es war zu spät, um noch nach Zehdenick zurückzufahren. Ich entschied mich, in der Kneipe zu bleiben, bis sie schloss, und dann zum Flughafen Tempelhof zu fahren und im Auto zu übernachten. Das war weniger gefährlich, als allein im Park zu schlafen.

*

Am Morgen setzte ich mich auf eine Bank am Ende der Mittelpromenade Unter den Linden und beobachtete den Eingang des

Adlon. Kurz vor acht Uhr geschah, was ich gehofft hatte: Olendorffs Maybach fuhr vor, Koletzke stieg aus und verschwand im Empfangssaal. Ich rannte zum Hotel. Der Portier half gerade einem Paar, das soeben mit einem Taxi angekommen war. Ich näherte mich dem Maybach von hinten und drehte an der Verriegelung des Kofferraums, er war nicht abgeschlossen. Ich öffnete den Deckel, kroch hinein und zog den Deckel von innen zu. Als ich im Dunkeln lag, spürte ich das Zittern. Es war nicht Anstrengung, sondern Angst. Du bist verrückt, sagte ich mir. Wenn dich Koletzke erwischt, bist du tot.

Ich hörte, wie sich zwei Türen öffneten und zugeschlagen wurden. Der Motor vibrierte, dann rollte der Wagen los. Hoffentlich treffen sie sich bei Olendorff. Wenn nicht, musste ich den Kofferraum bei nächster Gelegenheit verlassen und mein Glück anderswo suchen.

Mir wurde übel, der Wagen schaukelte, und ich sah nichts. Berg und Koletzke schwiegen. Nach einer Weile hoffte ich bei jedem Bremsen, wir hätten die Villa erreicht. Einmal hörte ich Koletzke auf einen Verkehrspolizisten fluchen. Wieder hielt der Wagen. Eine Tür klapperte, ich hörte das Schloss des Garagentors klacken. Die Tür schlug wieder zu, der Wagen rollte ein Stück, dann stand er. Koletzke stellte den Motor aus. Er sagte: »Kommen Sie bitte!« Beide Türen wurden geöffnet und geschlossen. Dann ein Quietschen und endlich Ruhe.

Ich drückte am Kofferraumdeckel, er bewegte sich nicht. Ich tastete ihn ab, nur Verstrebungen, kein Hebel oder Knopf. Der Kofferraum war von innen nicht zu öffnen. Ich wühlte herum. In einer Einbuchtung schepperte etwas metallisch, als ich es berührte. Es war eine Kiste oder ein flacher Koffer. Ich fand zwei Klemmbügel und drückte sie auf. Jetzt ließ sich der Deckel öffnen. Ich tastete über den Inhalt der Kiste, es war Werkzeug. Ich fand einen starken Schraubendreher und nahm ihn in die Linke. Mit der anderen Hand suchte ich nach dem Spalt

zwischen Deckel und Karosse. Als ich ihn gefunden hatte, drückte ich den Schraubendreher mit aller Kraft hinein und dann nach unten. Erst fürchtete ich, das Werkzeug würde brechen, aber dann knallte es, der Deckel sprang auf. Ich stieg heraus und stieß den Deckel hinunter. Doch er schloss nicht mehr.

Die Garage war unbeleuchtet, aber etwas heller als der Kofferraum des Maybach. Ich versuchte mich zurechtzufinden und tastete die Wand ab. Gegenüber dem Garagentor lag die Tür, die zu Garten und Haus führte. Ich drückte die Klinke, öffnete die Tür und spähte hinaus. Das Licht blendete. Ich kniff die Augen zu bis auf einen Spalt und erkannte das Haus und den Weg, der zu ihm führte. Es war niemand zu sehen. Ich schloss die Tür und fand neben dem Türrahmen einen Lichtschalter, den ich drehte. Im Licht einer Glühbirne sah ich mich in der Garage um. Eine Werkbank und ein großer Schrank standen hier. An der Wand hingen Werkzeuge und Kabel. Hier hätten sie Röhm auch umbringen können. Ich untersuchte den Schaden am Kofferraumdeckel. Mit einem Draht zog ich den Deckel an die Karosserie und drückte die Drahtenden durch den Spalt in den Kofferraum. Wenn man nicht genau hinguckte, konnte es eine Weile dauern, bis es auffiel. Es sei denn, jemand wollte den Kofferraum öffnen. Ich konnte nur hoffen, dass keiner auf die Idee kam, solange ich mich auf Olendorffs Anwesen aufhielt.

Der Schrank war groß, doch es standen nur zwei Kanister darin. Ich nahm sie heraus und stellte sie an die Wand. Falls jemand kam, konnte ich mich im Schrank verstecken. Dann entschloss ich mich, ein anderes Versteck zu suchen als diese Mausefalle, trotz Tageslicht. Ich schaltete die Lampe aus und öffnete Zentimeter für Zentimeter die Tür. Ich linste hinaus, aber es war niemand zu sehen. Ich legte mich auf den Bauch und kroch hinaus. Wie im Krieg, dachte ich. Mit dem Fuß drückte ich vorsichtig die Tür zu. Ich kroch hinter zwei Bü-

sche. In meinem Rücken deckte mich eine hohe Hecke zum Nachbarhaus. Durch die Zweige der Büsche spähte ich zu Olendorffs Villa. Wenn sie in dem Zimmer waren, in dem Olendorff mich empfangen hatte, konnten sie mich nicht sehen. Aber da war ja noch der Butler, vielleicht auch ein Koch oder ein Dienstmädchen. Solange die Leute nur den Weg zwischen Hauseingang, Garagentür und Gartentor benutzten, war ich sicher hinter den Büschen. Ich kniete mich hin und wartete. Bald begannen die Knie zu schmerzen, ich stand auf und trippelte leicht auf der Stelle.

Nach gut zwei Stunden erschienen Berg, Koletzke und Olendorff vor der Tür. Olendorff und Berg trugen Aktentaschen, sie unterhielten sich, ich konnte Wortfetzen hören. Koletzke ging zum Gartentor, während die beiden anderen zur Rückseite der Garage liefen und sie durch die Hintertür betraten. Wenn sie den Schaden am Kofferraumdeckel bemerkten, würden sie wahrscheinlich zurückkommen und beratschlagen, was das zu bedeuten hatte. Und dann würden sie suchen. Ich hatte Angst.

Niemand tauchte auf. Dann hörte ich, wie der Maybach angelassen wurde. Ich zwang mich, weiter zu warten. Die Haustür öffnete sich. Der Butler ging zum Gartentor, vielleicht war der Briefträger gekommen. Ich rannte zur Haustür und schlüpfte in die Empfangshalle. Dann nahm ich die Treppe in den ersten Stock, sie knarrte. Oben lag ein Läufer auf dem Marmorboden, der meine Schritte dämpfte. Aber auch die Schritte aller anderen, die noch im Haus sein mochten. Ich lehnte mich an die Wand und wartete. Dann kam der Butler wieder ins Haus. Ich hörte unten eine Tür klappen.

Ich schlich mich zum Ende des Flurs und öffnete die erste Tür. Langsam, sagte ich leise zu mir, langsam. Bloß nicht quietschen lassen. Es war ein Zimmer mit einem Bett, zwei Sesseln, einem kleinen Tisch. Es sah unbenutzt aus. Hinter der nächsten Tür zeigte sich eine Kammer mit Haushaltsgegenständen, Schrubber, Besen, Teppichklopfer. Olendorff hatte

gewiss ein Hausmädchen. Ich hörte schon ihren Schrei, wenn sie mich sah. Hoffentlich ist sie unten, flehte ich. Die nächste Tür führte in ein großes Zimmer, darin ein mächtiger Schreibtisch, an den Wänden Regale mit Büchern, eine Kommode. An der Wand gegenüber dem Schreibtisch hing das Porträt eines kaiserlichen Admirals, ich bildete mir ein, Tirpitz zu erkennen. Neben dem Fenster war eine Tür in die Außenwand eingelassen, hier ging es auf den Balkon. In der Zimmertür steckte ein Schlüssel, ich zog die Tür an den Rahmen und drehte den Schlüssel langsam um. Dann schaute ich auf den Balkon hinaus und prüfte, ob die Balkontür sich öffnen ließ. Erst den Fluchtweg sichern, flüsterte ich mir zu. Sofern man einen Balkon einen Fluchtweg nennen kann. Ich drückte die Balkontür auf und schloss sie wieder. Schweiß brannte mir in den Augen. Ich setzte mich hinter den Schreibtisch und öffnete die mittlere Schublade. Gleich vorne lag eine Luger. Ich zog das Magazin aus dem Griff, sie war geladen. Ich legte das Magazin auf den Schreibtisch. Dann schob ich den Verschluss ein Stück nach hinten und sah das Zündhütchen der Patrone. Vorsichtig ließ ich den Verschluss nach vorne gleiten, bis er anschlug. Ich steckte das Magazin wieder in den Griff und legte die Pistole auf den Schreibtisch. Nun fühlte ich mich ein wenig sicherer.

Ich nahm mir die anderen Schubladen vor. Schreibutensilien, Stempel und Stempelkissen, Briefumschläge, ein Umschlag mit pornographischen Fotos, ein paar handgeschriebene Briefe. Ich überflog sie schnell, es ging um Erbstreitereien mit Olendorffs Bruder, der in Nürnberg wohnte. In der Schublade rechts oben fand ich ein Notizbuch. Ich spielte Daumenkino, sah nichts Bemerkenswertes, überlegte und steckte es ein. Als ich den Schreibtisch durchsucht hatte, stand ich auf und ging zur Kommode. Darin fand ich ein Jagdhorn, eine Schachtel Schrotpatronen und einen Feldstecher. In der unteren Schublade lag ein Fotoalbum. Fast nur Uniformierte waren abgebildet, Umzüge, Gruppenfotos. Auf ein paar Bildern sah ich Haken-

kreuze auf Fahnen, Autos und Helmen. Manche Leute waren bewaffnet mit Karabinern, andere trugen Pistolentaschen. In einem Gruppenfoto fiel mir ein Mann auf. Zu seinen Füßen erkannte ich Olendorff, jünger als heute. Die Bilder waren nicht beschriftet. Ich legte das Album neben die Luger auf den Schreibtisch.

Das Türschloss klackte. Dann rüttelte jemand an der Tür. Eine Frauenstimme: »Herr Koletzke, kommen Sie mal, die Tür klemmt.«

Ich erschrak, wie kam Koletzke so schnell zurück? Ich schloss die Schublade, nahm die Luger und das Album. Vorsichtig öffnete ich die Balkontür. Ich kroch auf den Balkon und zog die Tür von außen zu. Ich setzte mich mit dem Rücken an die Wand und wartete. Es tat einen Knall. So hörte es sich an, wenn man eine Tür aufbrach.

»Komisch«, sagte Koletzke. »Hier ist niemand.«

»Aber eine Tür kann sich doch nicht von selbst verschließen«, sagte die Frau. »Ich muss jetzt runter zum Herrn Doktor. Reparieren Sie bitte das Schloss?«

»Mach ich gleich nachher«, sagte Koletzke. »Ich schau mich noch ein bisschen um.«

Es war still. Doch ich war sicher, Koletzke war noch im Zimmer. Womöglich erschien gleich Olendorff, schließlich handelte es sich um sein Arbeitszimmer.

Dann hörte ich wieder die Frauenstimme: »Eugen hat nichts gehört. Er war die ganze Zeit im Haus«, sagte sie. »Und der Doktor sagt, wenn man ein Schloss nicht ganz aufschließt, nur so weit, dass die Tür aufgeht, kann es passieren, dass eine Tür sich selbst verschließt. Zum Beispiel, wenn man sie zuknallt. Das Schloss sei halt unter Spannung.«

»Ist gut«, sagte Koletzke. »Ich repariere es gleich. Gehen Sie schon mal runter.«

Wieder Stille.

Dann hörte ich einen leisen Pfiff. Die Balkontür öffnete sich. Ich stand leise auf und richtete die Luger auf die Tür. Koletzke trat heraus und fuhr zusammen, als er mich sah.

»Ein Wort, und du bist tot«, zischte ich.

In seinem Gesicht zeigte sich Erstaunen.

»Auf die Knie!«

Das Erstaunen wuchs.

Langsam sank er auf die Knie.

Ich trat hinter ihn und schlug kräftig zu. Der Griff der Luger traf seinen Hinterkopf. Koletzke fiel nach vorne. Ich trat ans Balkongeländer. Wenn ich gut landete, würde ich ohne Verletzung hinunterkommen. Falls mich jemand sah, musste ich auf die Überraschung setzen. Ich steckte die Pistole in den Gürtel, warf das Album hinunter auf die Wiese und sprang hinterher. Ich landete vor dem Fenster des Raums, in dem ich mit Olenдорff gesprochen hatte. Das Fenster spiegelte, ich konnte nicht erkennen, ob mich jemand sah. Ich schnappte das Album und rannte los. Vorbei am Hauseingang zur Garage. Ich öffnete die Hintertür, schaltete das Licht ein und drehte die Verriegelung der Torflügel auf. Ich schlüpfte hinaus und drückte das Tor von außen zu. Es ließ sich nicht ganz schließen. Ich rannte zum Laubfrosch, warf das Album auf die Rückbank und wendete. Nicht zu schnell, sonst fällst du auf! Ich bog ab ins Grunewaldviertel und nahm dann den Hohenzollerndamm Richtung Stadtmitte. Immer wieder schaute ich in den Rückspiegel, nichts Auffälliges. Als ich Prenzlauer Berg erreicht hatte, fiel die Anspannung langsam ab von mir.

*

Erna saß in der Küche und rauchte. Auf dem Tisch lag eine

Zeitung. Sie sah mich und lachte. »Siehst aus, als hättest du Ostereier gesucht.«

»Gut geraten«, sagte ich.

Neugierig starrte sie auf das Album in meiner Hand. »Familienbesuch?«

»So ähnlich«, sagte ich. Wir tranken schweigend Kaffee.

»Wäschst du meine Klamotten?«

»Nicht umsonst.«

»Wir werden uns einigen«, sagte ich.

»Gerne«, erwiderte sie.

»Dann will ich mal«, sagte ich und stand auf. Ich ging in meine Kammer und zog die verdreckte Kleidung aus. Das Notizbuch legte ich zusammen mit dem Fotoalbum auf den Stuhl. Bis auf die Unterwäsche nackt, brachte ich die verschmutzte Kleidung in die Küche. Erna grinste. Zurück in der Kammer, warf ich mich aufs Bett und blätterte im Notizbuch. Es wimmelte von Eintragungen, manche waren datiert. Das meiste konnte ich allerdings nicht lesen, die Zeilen erschienen mir wie eine Ansammlung kryptischer Zeichen. Da ich aber manche Wörter entziffern konnte, schloss ich aus, dass Olendorff eine Geheimschrift verwendete. Seite um Seite schlug ich um, erst oberflächlich, ich hoffte, gleich etwas zu finden, das mich weiterbrachte. Als das nichts half, nahm ich mir jede Seite gründlich vor. Oft war von *Kons*, die Rede. Ich überlegte, ob es für *Konsultation* stand. Oder für *Konsul*. Und wenn ja, was für ein Konsul es sein konnte. Der Vertreter eines anderen Staats? Welchen Staats? Ein anderer Eintrag lautete: *Alexander/Dirk/Uck*. Was soll das heißen? Alexander war wohl der Mann, der mich niedergeschlagen hatte im Keller des Motorboot-Klubs. Eine Panikreaktion. Aber was bedeutete *Dirk/Uck*?

Ich legte das Notizbuch zur Seite und betrachtete die Fotos im Album. Ein Foto zeigte einen jungen Olendorff mit zwei

Mädchen und zwei Jungen sowie einer Frau und einem Mann. Es waren wohl Eltern und Geschwister. Ein anderes zeigte Olendorff als Marinekadett. Dann war er Leutnant zur See auf dem Linienschiff Rheinland. Auch nach dem Krieg zeigte er sich zunächst in Uniformen. Ich kannte diese Uniformen nicht. Auf den Kragenecken waren zwei liegende Eichenzweige und ein silberner Stern angebracht, am linken Oberarm ein silbernes Wikingerschiff. Auf späteren Bildern sah man dazu Hakenkreuze. Diese Truppen verfügten über Maschinengewehre und gepanzerte Wagen. Hier und da zeigte sich die Reichskriegsflagge. Auf einigen Fotos standen Soldaten im Halbkreis oder hatten sich in zwei Reihen gruppiert, in der vorderen Reihe hockten die Männer, die dahinter standen. In der Mitte war häufig ein schlanker Mann mit einem fast jugendlichen Gesicht zu sehen, Schnauzer und Kinnbart machten ihn älter. Auf den meisten Fotos trug er eine Schirmmütze.

Aufmerksam betrachtete ich ein Foto nach dem anderen. Es lohnte sich. Ich erkannte nicht nur Olendorff auf einigen Bildern, sondern auch Koletzke und Engert. Sie hatten gemeinsam mit Olendorff in einem Freikorps gedient, das schien klar. Aber in welchem? Und was bedeutete das für meine Fälle? Viele hatten in Freikorps gedient, auch ich hatte mit dem Gedanken gespielt, nach Oberschlesien zu gehen, um gegen aufständische Polen zu kämpfen. Aber das machte niemanden zum Mörder. Immerhin wusste ich jetzt, woher Olendorff, Koletzke und Engert sich kannten. Vielleicht hatten sie schon in der Marine gemeinsam gedient.

Die Tür ging auf, Erna trat ein und schaute auf das Album, das ich auf den Knien hatte. »Was ist denn das?« fragte sie.

»Fotos«, sagte ich und schlug das Album zu.

»Zeig mal, ich schau mir fürs Leben gern Fotos an.«

Ich reichte ihr das Album. Sie setzte sich neben mich und blätterte.

»Schicke Männer«, sagte sie. »Ich mag Männer in Uniform. Hattest du auch mal eine?«

»Klar, die war aber nicht so schick wie die da.« Ich tippte mit dem Finger auf Olendorff in der Leutnantskluft. Sie lachte rau und blätterte weiter. »Huch«, sagte sie. Dann kicherte sie. »Den kenn ich.« Sie zeigte auf den Mann, der in der Mitte vieler Fotos stand. »Das ist der Kapitän Ehrhardt.« Sie lachte wieder.

»Und woher kennst du den?«

»Von der Arbeit«, sagte sie. Sie gluckerte.

Ich schaute sie an.

»Du kannst doof kieken«, sagte sie. »Der is gar nicht ohne.«

»Wann hast du ihn kennengelernt?«

Sie überlegte kurz. »Das ist länger als zehn Jahre her.«

»In Berlin?«

Sie nickte. »Später habe ich gehört, der hätte sich nach Österreich abgesetzt. Eigentlich bin ich nur reingekommen, um zu fragen, ob ich was mitbringen soll. Gegen Botenlohn natürlich.«

Ich bat sie, ein oder zwei Zeitungen zu kaufen. Sie klapperte die Treppe hinunter.

Also Kapitän Ehrhardt, Namensgeber einer sogenannten Marinebrigade, einer Schlagetottruppe aus den ersten Jahren der Republik. Ich erinnerte mich, sie hatte auch beim Kapp-Putsch mitgemischt. Und dann gab es da noch etwas, einen Prozess in Leipzig vor vielen Jahren. Verdammt, um was ging es da?

Ich nahm mir wieder das Notizbuch vor. Aber Ehrhardt war nicht verzeichnet darin. Wieder blieb ich hängen an *Dirk/Uck*. Was, verdammt, hieß das? Wenn ich Alexander finden könnte, käme ich vielleicht weiter.

Allerdings hatte Melcher York alias Alexander als kommunistischen Agenten bezeichnet, er war sich da ganz sicher gewe-

sen. Wenn Alexander aber zum M-Apparat gehörte, warum fand ich ihn dann in Olendorffs Notizbuch? Gab es einen zweiten Alexander? Unwahrscheinlich, mehr als unwahrscheinlich. Wäre ich noch Kommissar gewesen, hätte ich es prüfen lassen. Aber solchen Luxus konnte ich mir nicht leisten. Ich stand auf und marschierte fünf Schritte auf und fünf Schritte ab. Irgendwo in dem Wirrwarr musste sich eine Spur verbergen. Ich fluchte leise vor mich hin, weil ich merkte, wie sehr ich angewiesen war auf Spurensicherung, Erkennungsdienst, Gerichtsmedizin. Wohlfeld hätte mir geholfen, aber ich hatte keinen Wohlfeld mehr.

Was wusste ich? Olendorff war Marineoffizier gewesen. Nach dem Krieg schloss er sich einem Freikorps an, das sich Marinebrigade Ehrhardt nannte. Olendorff mochte Ehrhardt schon vor dem Krieg gekannt haben, aber vermutlich spielte das keine Rolle. Olendorff wurde Präsident des Motorboot-Klubs Oberspree, Koletzke und Engert waren seine Handlanger. Alexander war so etwas wie ein Hausmeister des Klubs. Ich vermutete, Olendorff hatte ihn angestellt. Olendorff arbeitete mit der Reichswehr und jetzt auch mit der neuen Regierung zusammen, um Rüstungsgüter in Russland herzustellen, die in Deutschland nicht produziert werden durften. Berg und Rübezahl waren in diese Geschichte verstrickt. Der Motorboot-Klub war vermutlich der Ort, an dem Röhm ermordet wurde. Das konnte ich nicht beweisen, das zeigten aber die Reaktionen der Olendorff-Leute auf meine Ermittlungen. Nicht auszuschließen war, dass noch ein weiteres Verbrechen im Zusammenhang mit dem Klub geschehen war. Aber ich konnte es mir nicht leisten, von der Hauptspur abzuweichen.

Was hatte ich noch? Ich hatte das Notizbuch, in dem der Name Alexander stand, und ein Fotoalbum, in dem Kapitän Ehrhardt oft abgebildet war. Hatte Alexander etwas zu tun mit Ehrhardt? Möglich, auf jeden Fall hatte Olendorff etwas zu tun mit Ehrhardt. Olendorff war der Schlüssel für meinen Fall.

Sollte ich ihn mir schnappen? Oder Koletzke oder beide? So wie ich mir Engert gegriffen hatte. Mir wurde unwohl, ich sah Engerts blutigen Kopf vor meinen Augen. Ob seine Leiche gefunden worden war? Ich setzte mich aufs Bett und rauchte. Es war aussichtslos. Warum haute ich nicht ab? Trübsinn packte mich. Wie sollte ich noch einmal an Olendorff herankommen? Ich legte mich aufs Bett und schloss die Augen. Erinnere dich, sagte ich mir. Denk nach. Versuch zu schlafen, ausgeruht kommst du auf neue Ideen. Es war doch immer so. Dann schlief ich ein.

*

Ich döste noch, als ich schnelle Schritte auf der Treppe hörte. Die Tür wurde aufgerissen, Erna stand da mit einer Zeitung in der Hand. Sie streckte mir die Zeitung entgegen. »Da bist du drin, mein Herzchen!«

Sie hatte eine böse Stimme. »Die schreiben, du bist ein Mörder. Und ein ehemaliger Greifer! Da habe ich mir ja ein Früchtchen ins Haus geholt. Sag was!«

Ich sprang auf, schlug mir den Kopf an der Decke an und riss ihr den *Berliner Lokal-Anzeiger* aus der Hand. Da stand tatsächlich mein Steckbrief. Ich verstand nicht, was ich da las. »Gesucht wegen Mordes. Der ehemalige Kriminalkommissar Stefan Soetting wird verdächtigt, am frühen Nachmittag des 11. Mai den Industriellen Dr. Josef Olendorff erschossen zu haben.« Es folgte eine Personenbeschreibung. Und:

»Fünftausend Mark Belohnung für jeden Hinweis, der zur Verhaftung des Flüchtigen beiträgt.« Ich erstarrte. Der Kopf brummte.

Erna stand vor mir, sie hatte die Hände in die Hüften gestemmt. »Hast du diesen Olendorff abgemurkst? Kowalski hat mit Mördern nichts zu tun, und ich erst recht nicht. Sag was,

bevor ich dich rausschmeiße und dir die Polente hinterher-schicke!«

Ich schüttelte den Kopf, um den Wahn loszuwerden. Er blieb kleben an mir. Erna stand wie gemeißelt in der Tür. »Ich habe niemanden ermordet«, sagte ich und dachte an Engert. Da war ich mir selbst nicht sicher.

»Und dieser Olendorff ist vor Schreck umgefallen, als er dich gesehen hat?«

»Der hat mich nicht gesehen. Genauer, er hat mich vor Monaten das letzte Mal gesehen. Und wenn einer ein Mörder ist, dann dieser Olendorff, nicht ich.«

»Aha.« Sie schien mir kein Wort zu glauben.

»Ich bin gestern bei Olendorff eingestiegen, weil ich Beweise suchte.«

»Beweise?«

»Beweise dafür, dass Olendorff in Mordfälle verwickelt ist.«

»Hier steht, du warst Greifer.«

»Das stimmt, ich war Greifer.«

»Du bist es nicht mehr.«

»Nein.«

»Was hast du ausgefressen?«

»Nichts.«

»Warum bist du dann rausgeflogen?«

»Bin ich nicht. Ich bin gegangen.«

»Du hast deine Pension weggeworfen?«

»Ja.«

»Das ist so verrückt, dass ich es fast glauben würde.«

»Es ist die Wahrheit.«

»Du hast zwei Möglichkeiten. Du erzählst mir alles und fliegst dann raus. Oder du fliegst gleich raus.«

Ich stand auf, sie wich einen Schritt zurück. »Nein, keine Sorge, ein Mord alle zwei Tage reicht mir. Morgen wieder. Lass uns in die Küche gehen. Bis dahin bist du sicher.«

Sie musste grinsen.

Wir setzten uns gegenüber, ich gab ihr Feuer und zündete mir auch eine Zigarette an.

»Nun?« sagte sie.

Ich erzählte ihr einiges, aber nichts von Engerts Ende, nichts von meinem Überfall in Leipzig, nichts von Sofia, nichts von meinen Ermittlungen in München. Sie unterbrach mich nicht. Ich sah in ihren Augen, wie sie erschrak, erstaunte und wie sie langsam glaubte. Ich redete um mein Leben. Wenn sie mich rauswarf, war ich am Ende. Ein frischer Steckbrief mit einer guten Beschreibung in der Zeitung, Fahndungsplakate an Litfasssäulen, ich hatte draußen keine Chance mehr. Während ich erzählte, dachte ich an die fünftausend Mark Belohnung. Und sie dachte auch daran. Fünftausend Mark waren viel Geld für eine abgehalfterte Hure, die sich an Bohnenkaffee und amerikanische Zigaretten gewöhnt hatte.

Als ich fertig war, sagte sie: »So was habe ich noch nicht gehört. Und ich hab viel gehört. So was noch nicht.«

»Ich auch noch nicht«, sagte ich.

»Und wer hat jetzt diesen Olendorff umgebracht?«

»Ich habe keine Ahnung. Vielleicht Koletzke.«

»Der Mann, den du niedergeschlagen hast?«

»Genau der.«

»Hm.«

»Vielleicht auch ein anderer. Ich war leider nicht dabei.«

»Mach keine Witze.«

»Du wolltest es doch wissen.«

»Du brauchst dunkelblonde Haare und einen Bart. Die Au-

genbrauen müssen wir auch färben. Ich fahr gleich mal los und hol das Zeug.« Sie stand auf, griff nach ihrer Handtasche und verschwand. Dann steckte sie ihren Kopf wieder in die Tür. »Komm mit, das Auto muss von der Straße.«

Ich folgte ihr und fuhr den Wagen in eine Scheune. Dort stand ein kleiner Ford, der offenbar ihr gehörte. Jedenfalls setzte sie sich hinters Steuer, nachdem sie mir zugerufen hatte, ich solle zurück ins Haus und auf sie warten.

Zurück in der Küche, zündete ich mir eine Zigarette an und suchte in den Schränken, bis ich eine Flasche Korn gefunden hatte. Wenn Erna gleich mit der Polizei zurückkehrte, konnte ich auch betrunken sein. Ich saß da und trank und dachte über meine letzten Minuten in Freiheit nach. Sie würden mich umbringen, so schnell wie möglich, das war mir klar. Sie mussten verhindern, dass ich an einen Staatsanwalt oder Richter geriet, der noch an das Recht glaubte. Wenn ich auch wenig wusste, es reichte, um Ermittlungen gegen eine Verschwörung zu eröffnen. Aber wer sollte die Ermittlungen führen? Gab es jemanden, der sich dem preußischen Ministerpräsidenten und Innenminister widersetzte? Konnte es so jemanden geben? Unmöglich. Der Fall ist abgeschlossen. Die Kommune hat Hitler und die anderen Nazibonzen ermordet, Soetting hat Olenдорff und Engert ermordet und die Kommune gedeckt. Noch Fragen, meine Herren? Es passte alles.

Ich trank und rauchte. Wann kamen sie endlich? Ich spürte Müdigkeit, nahm die Flasche und die Zigaretten und ging hoch. Oben legte ich mich aufs Bett und trank weiter. Dann kam der Krieg. Ich liege im Graben in der Nähe eines Pissdorfs namens Diksmuide. Es regnet, ich bin durchnässt und höre meine Zähne klappern. Wir spüren die Aufschläge unserer Artillerie beim Feind. Ich weiß, was drüben geschieht. Sie verkriechen sich in die Unterstände und beten, dass sie keinen Treffer kriegen. Die Angst lässt sie schlottern und weinen und schreien. Ich halte den Karabiner fest und dränge mich an die anderen. Ich schaue

nicht zu unserem Leutnant, ich weiß, er steht ganz nah, die Pistole in der Hand. Dann sagt er: »Los! Raus! Raus!« Es ist gar nicht laut. Andere fallen ein. »Raus! Raus! Beeilung! Raus!« Ich bleibe stehen. Berg verschwindet hinterm Grabenrand, kommt zurück, schaut auf mich hinunter und reicht mir die Hand. »Wir schaffen es, noch einmal! Nur noch einmal!« Ich bin wie festgeklebt, kann mich nicht rühren. Ich will den Graben hochklettern, aber meine Füße bewegen sich nicht. Ich hebe und senke die Knie, die Füße bleiben festgenagelt. Es schüttelt mich. Als ich die Augen öffnete, schaute ich in Ernas Gesicht.

»Du stinkst wie eine Kneipe«, sagte sie. »Hast meinen Korn ausgesoffen, Rechnung folgt, mit Selbstbedienungszuschlag.«

Ich stützte mich auf die Ellbogen und kniff ein paarmal die Augen zu.

»Du musst fast einen ganzen Tag verpennt haben. Ich war in Berlin, es hat ein bisschen länger gedauert. Du bist richtig berühmt. Überall hängen die Fahndungsplakate. Wenn sie dich nicht bald haben, werden sie die Belohnung erhöhen.« Sie grinste. »Ich muss also noch ein bisschen warten.« Sie lockte mit dem Zeigefinger. »Komm mit, ich hab dir was Schönes mitgebracht.«

Ich fuhr mir über den Kopf und ertastete eine Beule. Dann wälzte ich mich aus dem Bett und folgte Erna in die Küche. Auf dem Tisch stand eine Flasche, daneben lag eine Papiertüte. »Was ist das?«

»Das macht dich zu einem anderen Menschen.« Sie lachte. »Setz dich da hin.« Sie deutete auf einen Stuhl. »Und dann tu mir einen Gefallen, halt eine Weile deine Klappe. Ich muss mich konzentrieren. Es soll ein Kunstwerk werden.« Sie bearbeitete mit Kamm und Schere meine Haare, dann wusch sie mir den Kopf. Sie nahm die Flasche vom Tisch, füllte etwas daraus in ihre Hände und trat wieder hinter mich. Diese Proze-

dur wiederholte sie einige Male, dabei ermunterte sie sich selbst: »So wird es schön, hier noch ein bisschen, da auch.« Dann nahm sie sich meine Augenbrauen vor. Schließlich wusch sie mir die Haare wieder aus und trocknete sie sorgfältig ab. Dann griff sie die Papiertüte auf dem Tisch und öffnete sie. Sie steckte die Hand hinein, und als sie sie wieder herauszog, hielt sie einen Schnauzer zwischen Zeigefinger und Daumen. »Gleich siehst du aus wie ein Herr.«

»Der Schnauzer ist also der Unterschied zwischen Kerl und Herr?«

»Halt die Klappe, sonst sitzt er schief.« Sie drückte mir den Schnauzer auf die Oberlippe, es kitzelte, als sie meine Nase streifte. »Bleib sitzen«, sagte sie und verschwand. Sie kam zurück mit einem Spiegel, den sie mir hinhielt. »Na, nicht schlecht, oder?«

Ich hätte mich fast selbst nicht erkannt. Sie hatte mir einen modischen Haarschnitt mit Pomade verpasst, die Haare und Augenbrauen dunkelblond gefärbt und einen zur Haarfarbe passenden Schnauzer besorgt.

»Das Beste kommt noch«, sagte sie triumphierend. Sie verließ die Küche und kehrte mit einer großen Tüte und einer Schachtel zurück. Aus der Tüte zog sie einen dunkelblauen dreiteiligen Anzug, einen gedeckt blauen Schlips, ein weißes Hemd und einen Kragen. Aus der Schachtel nahm sie schwere schwarze Schnürschuhe, die sündhaft teuer aussahen. »Kleider machen Leute«, sagte sie. »Das hat doch dieser Goethe gesagt.«

»Ich schulde dir eine Menge Geld.«

»Richtig«, sagte sie und begann Zahlen zusammenzurechnen. »Einhundertdreiundsechzig Reichsmark, einschließlich Lieferung.« Ich schluckte, bald waren meine Reserven aufgebraucht.

»Billiger kann man aus so einer Gestalt wie dir keinen neuen Menschen machen.«

Ich holte das Geld und gab es ihr. Auf dem Weg in meine Kammer und zurück in die Küche überlegte ich, was ich anstellen sollte. Mein Schädel brummte, aber ich war ausgeruht. Olendorffs Notizbuch und das Album brachte ich mit in die Küche. Erna hatte einen Kaffee aufgesetzt, sie stand am Herd.

»Was sagt dir *Dirk/Uck*?«

»Noch mal.«

»*Dirk/Uck*.«

Sie überlegte kurz. »Dass es sich um einen Dirk handelt, der in Uck wohnt.«

»Was heißt Uck? Es ist wohl eine Abkürzung.«

»Uckermark«, sagte Erna. Sie goss Wasser aus dem Kessel in den Kaffeefilter.

Verdammt, darauf hätte ich selbst kommen können.

»Es geht um einen Dirk, der in der Uckermark wohnt. Und wer soll das sein? Was willst du von dem?«

»Dort versteckt sich vielleicht ein Mann, der mir ein paar Fragen beantworten kann.«

»Und wenn Dirk auch eine Abkürzung ist?«

Sie hatte recht. Dirk konnte ein Vorname sein oder für einen Nachnamen stehen.

»Ein Dirk versteckt sich in der Uckermark.« Das kann es auch heißen.

»Nein, ein anderer versteckt sich bei Dirk.«

»Den Namen verrätst du mir nicht?«

»Es würde nicht helfen. Je weniger du weißt ...«

»... um so besser«, unterbrach sie mich. »Gib mir mal das Fotoalbum.«

Sie blätterte und schaute. Als sie fertig war, sagte sie: »Nee, ich erkenn nur den Ehrhardt.« Sie grinste.

Ich hätte sie gerne gefragt, warum sie jedes Mal grinste,

wenn sie über Ehrhardt sprach.

»Wo sind denn heute die Leute aus den Freikorps?« fragte Erna.

»Zerstreut in alle Welt.« Ich dachte an die Fememorde, viele waren in der Nähe von Gutshöfen in Brandenburg und Mecklenburg verübt worden. »Jedenfalls die, die nicht umgebracht wurden. Die Freikorpsleute haben sich damals lange auf Gutshöfen versteckt. Ihre Waffen auch. Diese Interalliierte Militärkommission ist ihnen nur auf die Schliche gekommen, wenn es Verräter gab. Die wurden umgebracht, und die Berliner Mordkommission musste helfen, die Morde aufzuklären. Ohne großen Erfolg, wie ich gestehen muss.« Was hatten wir die Kollegen aus Prenzlau und sonstwo verflucht, weil die an den Tat- und Fundorten erst mal alles zertrampelten.

»Und wenn sich der Typ auch auf einem Gutshof versteckt hat?« fragte Erna.

Sie hatten sich damals nach Auflösung der Freikorps dort versteckt, warum nicht auch heute? Olendorff und Koletzke hatten in Ehrhardts Freikorps gedient, der Marinebrigade. Es war eine Idee, eine bessere hatte ich nicht.

»Ich fahr morgen nach Prenzlau«, sagte ich. »Hast du eine Aktentasche? Von einem alten Freund oder so?«

»Nimm mein Auto«, sagte Erna. »Deines wird wohl schon gesucht. Ich nehm es als Pfand.«

Sie hatte recht. Burstein, von dem ich den Laubfrosch hatte, war gewiss schon auf der Polizeiwache gewesen und hatte mich verpiffen. Zumal es eine Belohnung gab.

XVII.

Am Morgen fuhr ich früh los. Ich gewöhnte mich schnell an Ernas Ford. Olendorffs Pistole hatte ich ins Handschuhfach gelegt. Es war nicht weit bis Prenzlau, auf dem Weg legte ich mir eine Legende zurecht.

Ich stellte den Wagen vor dem Rathaus ab, betrat das Gebäude und klopfte an eine Tür, auf der *Gemeindediener* stand. Es war niemand im Raum. An einem Tisch standen zwei Stühle, ich setzte mich und wartete. Der Bart war ungewohnt, und ich stülpte immer wieder die Oberlippe vor, um zu prüfen, ob er noch saß. Dann hörte ich Schritte draußen. Die Tür öffnete sich, ein Mann mit einer Lederschürze trat ein. In der Hand trug er ein Heft. Er hatte kleine, schmale Augen in einem runden Gesicht und eine kräftige Nase mit einer Delle über der Spitze. Ich stand steif auf, deutete ein Begrüßungsnicken an und sagte: »Guten Tag, Dr. Fricke mein Name. Ich bin Rechtsanwalt in Berlin.«

Der Gemeindediener schaute mich an, als gehörte ich nicht in sein Zimmer. Er trat hinter den Tisch.

»Es geht um eine Erbschaftsangelegenheit.« Ich öffnete die Aktentasche, die Erna mir gegeben hatte. Sie war zu alt, um zu meinem Anzug zu passen. Ich tat so, als nestelte ich in Unterlagen herum und zog dann einen Notizblock hervor. Der war unbeschriftet, aber ich studierte die erste Seite. »Ich bin sicher, Sie können mir helfen. Es soll Ihr Schaden nicht sein.«

Der Gemeindediener stand und starrte.

»Unsere Kanzlei Dr. Meyerhold, Dr. Fricke und Partner hat ein Telegramm erhalten.« Ich schaute in Ernas Tasche, als befände sich das Telegramm irgendwo darin. »Aus Amerika.«

Der Mund des Gemeindedieners öffnete sich und schloss sich

wieder.

»Und in diesem Telegramm wird ein Testament angekündigt. Mein Auftrag ist, den Erben zu finden. Ich habe das von Berlin aus versucht, es ist mir nicht gelungen. Den Namen scheint es nicht zu geben. Oder wir haben ihn in unseren Unterlagen nicht gefunden. Wie heißen Sie?«

»Hingsen, Oskar«, sagte der Gemeindediener.

»Herr Hingsen, unsere amerikanischen Partner nehmen es mit Adressen leider nicht so genau. So sind die Amerikaner nun mal. In dem Telegramm steht« – ich schaute auf meinen Block – »also, da steht etwas von einem Gutshof Dirk.«

Hingsen starrte mich an.

»Kennen Sie einen Gutshof mit diesem Namen?«

Er schüttelte langsam den Kopf.

»Kennen Sie jemanden, der mir vielleicht weiterhelfen könnte?«

Er schüttelte den Kopf. Er starrte in eine Ecke, dann drehte er mir den Kopf wieder zu. »Einwohnermeldeamt«, sagte er.

»Wo ist das bitte, Herr Hingsen?«

Er zeigte mit dem Finger nach oben.

Ich bedankte mich übertrieben und stieg die Treppe hoch. Es dauerte nicht lang, bis ich die Tür mit der Aufschrift *Melderegister* gefunden hatte. Ich klopfte und öffnete. Erstaunt blickte mir eine Frau entgegen. Sie war klein, untersetzt und trug eine Brille. Ihr schwarzes Haar hatte sie zu einem Zopf gebunden. Sie schaute mich streng an und erwiderte meinen Gruß nicht. Ich ahnte, was ich verbochen hatte. Ich hätte warten sollen, bis sie »Herein!« rief.

»Haben Sie etwa nicht Ja gerufen?« fragte ich und tat bekümmert.

»Ich bilde mir ein, es gehört zu haben.«

»So«, sagte sie spitz. »So, so.«

»Ja, wirklich.« Ich drehte mich um und ging wieder hinaus. Im Gang zählte ich bis fünf, dann klopfte ich. Nach einer Weile rief sie: »Herein!«

Ich trat ein und grüßte. Sie erwiderte meinen Gruß mit dem Anflug eines Lächelns.

Ich wiederholte meine Erbschaftsgeschichte und bat sie, mir bei der Suche nach einem Gutshof Dirk zu helfen.

Sie öffnete einen Karteikasten und blätterte. Ihre Lippen formten lautlos Silben. Dann drehte sie sich zu mir und runzelte die Stirn. »Dirk, Dirk, Dirk«, sagte sie. Sie überlegte. »Ich dachte, ich hätte den Namen schon mal gehört. Wahrscheinlich fällt er mir heute abend ein. Im Register ist er jedenfalls nicht, Herr Rechtsanwalt. Sind Sie sicher, dass der Hof innerhalb unserer Stadtgrenzen liegt?«

Ich glaubte Misstrauen zu sehen in ihren Augen.

»Nein, keineswegs. In dem besagten Telegramm ist die Ukkermark erwähnt. Vielleicht ist *Dirk* auch eine Abkürzung.«

Sie schüttelte den Kopf.

Ich sah meine Finger leise auf dem Tresen trommeln. Und ich sah ihren Blick auf meine Finger. Ich wischte mit der Hand über das Holz, als wollte ich das Trommeln ungeschehen machen. Da spürte ich einen stechenden Schmerz im Zeigefinger. Ein Splitter ragte mit dem Ende nur wenig aus der Haut, ein Tropfen Blut drängte sich vorbei an ihm. Sie folgte allen meinen Bewegungen mit den Augen. Ich wickelte mir ein Taschentuch um den Finger.

»Vielleicht versuchen Sie es im Landratsamt. Da müssen Sie nur die Hauptstraße weiter hinunterfahren. Sie können es nicht verfehlen.«

Ich verabschiedete mich höflich und verließ das Rathaus. Das Landratsamt war ein Steinkoloss, über dessen Pforte das preu-

ßische Wappen prangte. Der Pförtner warf mir einen kurzen Blick zu, als ich die Eingangshalle betrat. Er hielt mich nicht an, zu Kaisers Zeiten wäre das unmöglich gewesen. In der Halle hing ein großer Wegweiser an einer Wand, daneben eine Karte des Landkreises Uckermark. Ich studierte die Karte von Süden nach Norden und dann von Ost nach West. Gutshöfe waren nicht eingezeichnet, einen Ort mit der Anfangssilbe Dirk schien es nicht zu geben. Ich fluchte leise vor mich hin. Es war sinnlos, eine Silbe zu suchen in einem so großen Gebiet. Und es war gefährlich, in Ämtern herumzulaufen, ohne zu wissen, was man wo suchen will. Einen Gemeindediener und eine Beamte des Einwohnermeldeamts mochte ich beeindrucken, im Landratsamt sah es möglicherweise schon anders aus.

Ich gab auf. Vielleicht konnte ich versuchen, nach Berlin zu fahren und mich mit Wohlfeld zu treffen. Er würde mich nicht verraten, und ich konnte meine Ermittlungen mit seiner Hilfe voranbringen. Würde er mich wirklich nicht verraten? Ich wurde als Mörder gesucht, eine Prämie war jedem Beamten sicher, der mich fasste. Wohlfeld hatte Frau und Kinder, die Verlockung musste groß sein. Und wenn herauskäme, dass er mir half, würden sie ihn rausschmeißen und anklagen.

Auf der Rückfahrt nach Zehdenick hätte ich fast einen Mann überfahren, der einen Leiterwagen zog. Ich sah ihn im letzten Augenblick und riss das Steuer nach links, dann nach rechts, um nicht im Straßengraben zu landen. Der Ford schlingerte, blieb aber auf der Straße. Ich fluchte und schimpfte mit mir. In Zehdenick stellte ich den Wagen in die Scheune neben den geliehenen Laubfrosch. Wenn man es genau sah, war ich auch noch Autodieb geworden.

Erna saß in der Küche und rauchte. Sie blätterte in einer Zeitung.

»Schon wieder da«, sagte sie. »Hast wohl Sehnsucht nach mir gehabt. Bild dir bloß nichts ein. Hier gibt es nichts umsonst.« Sie lachte, während sie sprach. »Du hast Glück, in Berlin läuft

einer rum und schlitzt meine Kolleginnen auf, schon drei. Diesen Dreckskerl suchen sie wie verrückt. Haben es bisher geheimgehalten, jetzt läuft ne Riesenfahndung. Keiner interessiert sich mehr für so einen kleinen Mörder wie dich.«

Ich fragte nicht, warum ihr das Schicksal ihrer Kolleginnen gleichgültig zu sein schien. Vielleicht war es der Schrecken, der sie lachen ließ. Die neue Fahndung der Berliner Polizei nutzte mir jedoch nur ein bisschen. Auch wenn die Leute jetzt mehr auf den Hurenmörder achteten, würde die Polizei mich nicht vergessen. Ich nahm mir einen Teil von Ernas Zeitung.

»Gibt's umsonst, ausnahmsweise«, sagte sie.

Ich blätterte und versuchte meine Enttäuschung zu beherrschen.

»War nichts, dein Ausflug«, sagte Erna.

Ich schüttelte den Kopf. Wenn ich umblätterte, wusste ich schon nicht mehr, was ich gelesen hatte. Mein Hirn arbeitete an einer anderen Sache. Irgend etwas zwang mich, zur vorletzten Seite zurückzublättern. Unbewusst hatte ich etwas gelesen, eine Überschrift, ein Wort, irgend etwas. Ich fand es nicht mehr.

»Willst du nun Bauer werden?« fragte Erna.

Ich antwortete nicht und las. Jede Zeile, jedes Wort. Es ging um Steckrüben, das Wintergetreide, Schweinepreise. Und dann fand ich es. Der Artikel war überschrieben *Sommerfest in Blankenburg*. Es würde stattfinden auf dem Gutshof einer Familie von Dirksen. Und wenn *Dirk* stand für Dirksen? Dann hieß *Alexander/Dirk/Uck.*, dass Alexander sich bei der Familie Dirksen in der Uckermark versteckte. Da scheuchte ich in Prenzlau die Hühner auf, und die Spur lag auf dem Küchentisch. Den Wegweiser nach Blankenburg hatte ich auf meiner Fahrt nach Prenzlau schon gesehen.

»Hast du was gefunden?« fragte Erna.

»Kann sein. Ich muss noch mal los.«

»Jetzt?«

»Jetzt.«

Auf dem Weg zurück in Richtung Prenzlau legte ich mir zu-
recht, wie ich vorgehen konnte. Einfach klingeln war idiotisch.
Jedenfalls, wenn er da war. Und bestimmt hatte Alexander sich
einen Decknamen zugelegt. Ich entdeckte den Wegweiser und
bog rechts ab. Die Abendsonne blendete rot. Die Bäume der
Pappelallee warfen lange Schatten. Ich fuhr ins Dorf hinein und
sah bald einen Gutshof. Ich hielt an. Am Ende der Straße sah
ich eine Frau mit einer Harke auf der Schulter. Sie kam auf
mich zu. Als sie auf meiner Höhe war, sagte ich: »Schön, die-
ser Dirksen-Hof.«

Sie schaute neugierig ins Auto und lief weiter. Im Rückspie-
gel sah ich, wie sie sich umdrehte, dann schüttelte sie den Kopf
und wurde kleiner. Auf den Bäumen zwitscherten Vögel, in der
Ferne kläffte ein Hund. Ein Pferdefuhrwerk rollte vorbei, ein
Mann saß nach vorn gekrümmt auf dem Bock und schien mich
nicht zu beachten. Er hatte Mist geladen, der Gestank zog ins
Auto.

Ich stieg aus und ging langsam auf den Hof zu. Alexander
würde mich in dieser Verkleidung kaum sofort erkennen. Das
Gutshaus war aus roten Klinkern, Efeu rankte an der Front.
Rechts davon stand eine große Scheune, aus ihr schallten
Stimmen zu mir. Fröhlich, kindlich. Ich ging zum Hauptein-
gang. An der Tür war ein Messingschild angebracht, darüber
hing ein Klöppel. Ich schlug ihn gegen das Schild. Knarrend
öffnete sich ein Türflügel. Eine Frau mit Schürze schaute mich
freundlich an.

»Guten Tag«, sagte ich. »Ich suche einen Freund, der viel-
leicht noch bei Ihnen wohnt.«

»Und wie heißt Ihr Freund?«

»Alexander«, sagte ich. »Manchmal, Sie müssen das bitte

verstehen, nennt er sich anders. York zum Beispiel.«

»Und Sie sagen, es ist Ihr Freund?« Ihr Blick verriet Misstrauen, ihre Stimme klang weiterhin freundlich.

»Mein Kamerad.«

»Kommen Sie doch bitte herein, ich rufe meinen Mann.«

Ich trat in einen Vorraum mit einem Boden aus schweren Holzdielen. An den Wänden hingen zwei Ölgemälde, Frauen in wallenden Kleidern, Männer mit Gewehr und Hund, im Hintergrund ein Hirsch, das Geweih reckend und in den blauen Himmel röhrend. Gegenüber dem Eingang starrte mich ein Wildschweinkopf an. Daneben ein Jagdhorn, an der Griffstelle war es mit Leder überzogen. Vom Vorraum aus gingen drei Türen ab. Die linke öffnete sich fast geräuschlos. Ein kleiner Mann im Reitanzug näherte sich, er hatte büstenkurz geschnittenes Haar und begrüßte mich mit flacher Stimme. Nicht unfreundlich, aber streng. Er machte den Eindruck eines Mannes, der wenig redete.

»Ich suche Herrn Alexander, vielleicht hat er sich aber auch unter einem anderen Namen vorgestellt.«

»Das soll es geben«, sagte Dirksen. »Hier wohnt kein Mann dieses Namens. Wir haben zur Zeit keine Gäste.«

»Hat er hier gewohnt?«

»Wer will das wissen?«

Ich überlegte kurz, dann setzte ich alles auf eine Karte. »Der Kapitän.«

»Kommen Sie«, sagte er. Er führte mich ins Wohnzimmer und bot mir einen Platz an. »Haben Sie mir etwas zu sagen? Ich meine, bevor ich Ihnen etwas sage?«

Möglicherweise erwartete er eine Losung. »Ich bin in einer geradezu verzweifelten Lage«, sagte ich. Das stimmte, aber anders, als Dirksen dachte. »Die Verbindung ist abgerissen. Es gab Unfälle ...«

»Unfälle?«

»Da mischte sich ein ehemaliger Kriminalkommissar ein. Ein Besessener, ein Verrückter. Aus irgendeinem Grund hat er den Doktor ermordet.«

»Ich habe davon gehört. Olendorff, das ist ein großer Verlust.«

»Und der Kamerad ist verschwunden.«

»Verschwunden?«

»Ich fürchte, ihn hat auch dieser Kommissar getötet.«

Die Tür öffnete sich, die Frau erschien. Sie blieb im Türrahmen stehen. Ihr Gesicht lächelte mild. Dirksen trat auf sie zu und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

»Vom Konsul?« flüsterte sie überrascht zurück. Sie warf mir einen Blick zu, um zu prüfen, ob sie zu laut gesprochen hatte. Ich tat, als hätte ich nichts gehört. Aber ich spürte, ich war auf der richtigen Fährte.

»Konsul« war der Kapitän Ehrhardt. Wieder ein Stückchen im Verwirrspiel, das ich zuordnen konnte.

Er nickte und flüsterte.

Sie schüttelte den Kopf, kaum wahrnehmbar.

Er kam wieder zwei Schritte auf mich zu und sagte: »Tut mir leid, ohne Losung darf ich nichts sagen. Es ist ein Befehl. Sie kennen das.«

»Das ist die Vorschrift. Ich werde Ihr vorbildliches Verhalten dem Konsul melden.«

»Melden Sie ihm, ich sei betrübt, so handeln zu müssen.«

»Selbstverständlich, Herr Baron. Ich darf mich verabschieden.«

»Ich hoffe, das Durcheinander ist bald zu Ende.«

»Dazu beizutragen ist meine Aufgabe. So ist es im Krieg, manchmal erzielt der Feind Einbrüche.«

Er drückte mir kräftig die Hand, die Frau nickte mir freundlich zu zum Abschied.

Ich stieg die Vortreppe hinunter und hörte wieder das Lachen aus der Scheune. Meine Laune war gestiegen und mit ihr mein Selbstvertrauen. Ich ging zur Scheune und sah im Augenwinkel die Frau am Fenster stehen. In der Scheune tobte eine Horde Kinder im Stroh, kleine und große, mit wildem Geschrei. Als ein Junge mich sah, blieb er stehen und rief: »Ssst!« Noch mal: »Ssst!« Dann standen auch die anderen still und schauten mich an.

»Guten Tag, besser guten Abend«, sagte ich. »Ich habe mich verfahren, vielleicht könnt ihr mir helfen.«

Ein Junge trat hervor, blond und selbstbewusst.

»Ich suche einen alten Freund, mittelgroß, blonde Haare, Locken, ein bisschen jünger als ich.«

»Der ist nicht mehr da!« rief ein Mädchen mit heller Stimme.

»Sei ruhig«, sagte der Junge.

»Wisst ihr denn, wo der Mann hingegangen ist?«

Schweigen. Zwei, drei Kinder schüttelten den Kopf.

Der Junge kam mir näher. »Warum wollen Sie das wissen?« Er schaute mich feindselig an.

»Ein Freund«, sagte ich und drehte mich um. Während ich den Hof verließ, meldete sich die Angst. Ich stellte mir vor, wie der Junge mir eine Mistgabel in den Rücken warf, und zwang mich, langsam zu gehen. Als ich im Auto saß, spürte ich die Erleichterung, ich war schweißnass. Es war ein Stoßtrupunternehmen gewesen wie im Krieg, genauso gefährlich. Und wahrscheinlich mit Folgen. Kein Zweifel, Dirksen würde bei Ehrhardt in Österreich nachfragen, und sie würden versuchen herauszufinden, wer ich war. Wenn sie eins und eins zusammenzählten, sollte es nicht lange dauern.

Vom Hof näherte sich ein Mann, ich startete den Motor und

fuhr rasch los. Wenn sie das Nummernschild aufschrieben, würde ich die letzte sichere Bleibe verlieren. Und Erna ihr Leben.

Auf dem Weg nach Zehdenick ertappte ich mich beim Pfeifen, »Auf, auf zum fröhlichen Jagen«. Ehrhardt war der Konsul in Olendorffs Notizbuch. Er war die Spinne im Netz, der Mann, dem Olendorff, Koletzke, Engert und auch Alexander gehorchten. Und wohl noch ein paar andere. Was war der nächste Ansatzpunkt? Der Motorboot-Klub. War doch nur logisch, ein Kapitän benutzte einen Motorboot-Klub als Tarnung.

Die Nacht brach herein, ich fuhr langsam, die Scheinwerfer erhellten das Kopfsteinpflaster. Als ich den Wagen in die Scheune fuhr, stand mein Plan fest. Im Haus war es dunkel, ich stieg die Treppe hoch zu meiner Kammer und blätterte im Notizbuch. Ich mühte mich, Stellen zu entziffern, in denen der Konsul erwähnt wurde. Ein paar schienen mir plausibel zu sein. *Kons. g. Nz* stand da mit dem Datum *12. Aug.* Ohne Zeitangabe folgte wenige Seiten später *Cons. Hintergr.*, in der Mitte *Kons.: R., G., Str.* Der Schlüssel zum Verständnis von Olendorffs Notizbuch war das Wissen um den Konsul, der mal mit K, dann wieder mit C geschrieben wurde. Offensichtlich hatte Olendorff die Befehle des Konsuls aufgeschrieben, aus Pedanterie oder um sich zu rechtfertigen. *Kons. g. Nz* konnte heißen *Konsul gegen Nazis*. Bei *Kons.: R., G., Str.* mochten die Initialen stehen für Röhm, Goebbels, Strasser. Wollte Ehrhardt mit denen zusammen konspirieren? Wenn ja, gegen wen? Und wurden die drei ermordet, weil die Verschwörung aufflog? Oder ließ der Konsul die drei Naziführer ermorden? Wenn ja, warum? Ich blätterte und suchte einen Verweis auf Hitler, ich fand keinen.

Ich zündete mir eine Zigarette an und lehnte mich zurück. Nun klopfte an, was mich unterbewusst beschäftigt hatte, ich erinnerte mich an die Anschlagserie gegen Erzberger, Rathenau, Scheidemann und Harden. Es hatte verschiedene Ge-

richtsverfahren gegeben, eines auch gegen eine Organisation Consul, die »OC«. Der Prozess verlief im Sand, manche in der Polizei hatten sich aufgeregt über die Laschheit der Staatsanwaltschaft. Mir schien es nun sonnenklar. Die Organisation Consul war nicht tot, sie betrieb noch immer ihr Geschäft, und das hieß Mord und Verschwörung. Und Ehrhardt war ihr Leiter.

Die Haustür klapperte. Ich löschte das Licht in der Kammer und öffnete die Tür. Unten stand Erna, sie grüßte gutgelaunt. »Schon was gegessen?«

Ich setzte mich zu ihr in die Küche, während sie Bratkartoffeln und Speck in der Pfanne briet.

»Kennst du einen, der mir ein neues Nummernschild besorgen könnte, am besten nicht aus Berlin.«

»Willst du unter die Autodiebe gehen?«

»Ich will nach Berlin fahren und nicht gleich auffliegen.«

»Nimm meine Schilder und schraub deine an mein Auto. Ich werde es irgendwann merken und zur Polizei fahren. Wieviel Zeit brauchst du?«

»Ich fahr in die Stadt und stell den Wagen ab. Mehr nicht.«

»Dann tu es. Heißt das, ich bin dich los?«

»Du musst die Polizei heute anrücken lassen und dich mit fünftausend Mark begnügen.«

»Gute Idee. Aber vielleicht genügt es mir, Kowalski auf die Pelle zu rücken. Bei dem fällt vielleicht mehr ab. Dankbarkeit ist ein prima Geschäft. Da gibt es keine Krise.«

*

Erna sagte nur »Bis dann!«, als ich am Morgen losfuhr. Ich hatte sie gebeten, das Fotoalbum und Olendorffs Notizbuch zu

verstecken. Mit den vertauschten Kennzeichen und in meiner Maskerade fühlte ich mich einigermaßen sicher, ein Opel Laubfrosch war nichts Besonderes. Ich fuhr auf kürzestem Weg Richtung Treptow, dann über die Berliner in die Oberspreestraße. In einer Seitenstraße stellte ich den Laubfrosch ab. Dann durchsuchte ich ihn nach Spuren und wischte meine Fingerabdrücke von Lenkrad, Schalthebel und Armaturenbrett. Den Schlüssel legte ich ins Handschuhfach, Olendorffs Luger steckte ich in meinen Gürtel. Irgendwann würde der Wagen auffallen, die Polizei würde dann feststellen, dass er die falschen Kennzeichen trug. Sobald Erna den Verlust ihrer Nummernschilder gemeldet hatte, würde die Polizei den Wagen Burstein zurückgeben. Ich hätte mich gern bei ihm entschuldigt, aber Lebensgefahr war dafür ein zu hoher Preis.

Es war ein Maisonntag wie im Bilderbuch. Die Sonne blendete, als ich mich dem Motorboot-Klub näherte. Es war viel los. Ein Spaziergänger sollte nicht weiter auffallen, und so betrachtete ich vom Zaun des Klubgeländes aus das Treiben. Es waren fast nur Männer dort, sie trugen teure Kleidung. Einige saßen an Tischen und tranken etwas, andere beschäftigten sich mit Booten. Am Ufer wurde eine kleine Jacht ins Wasser gelassen. Es war wie auf dem Ku'damm, die Reichen prassten in Tanzcafés und Nachtbars, während die Armen hungerten in feuchten und finsternen Mietskasernen.

Dann sah ich Alexander. Er sprach mit einem Mann, der einen Anzug und eine Schirmmütze trug. Der Mann ging, und Alexander verschwand im Bootshaus. Offenbar fühlten sie sich sicher, seit die Ermittlungen abgeschlossen waren und ich auf der Fahndungsliste stand. Ich überlegte, wie lang das Bootshaus geöffnet war, wohl bis zum Sonnenuntergang. Bis dahin würde auch Alexander beschäftigt sein. Ich spielte meine Rolle als Spaziergänger weiter, lief am Ufer ein Stück, aß in einem einfachen Restaurant ein Pferdefleischgulasch, las Zeitung, setzte mich am späten Nachmittag in ein Café. Ich verlor bald

die Furcht, entdeckt zu werden, die blonden Haare und der Bart schützten mich einigermaßen. Nur einmal bekam ich Angst, als zwei Schupos fast meinen Weg gekreuzt hätten. War ein erfahrener Beamter darunter, konnte er mich erkennen. Ich sah sie früh und änderte meine Wegrichtung, ohne dass es ihnen auffiel. Obwohl die Gefahr überall lauern konnte, war ich gut gelaunt. Ich würde mir Alexander schnappen und den Spuk beenden, auch wenn ich keine Ahnung hatte, wie ich es tun sollte. Es genügte nicht, die Wahrheit zu kennen. Was sollte ich mit ihr anfangen?

Ich hoffte, der Klub würde geschlossen, wenn die Dämmerung hereinbrach. Um nicht aufzufallen, schlug ich die Zeit in der weiteren Umgebung tot. Ich kaufte mir einen Kriminalroman und setzte mich auf eine Bank. Der Roman war sogar spannend. Er handelte von einer Mordserie in den Mietskasernen Berlins. In dem Kriminalkommissar erkannte ich Gennat wieder, fett, leutselig, schlau, ein Genie des Verhörs.

In einer Lesepause beobachtete ich die Vögel und überlegte, wie ich herauskommen konnte aus dem Schlamassel. Wie schon früher schlich sich der Gedanke an, ich hätte einen Fehler gemacht, als ich den Dienst quittierte. Der Bürgerkrieg war kurz gewesen und längst vorbei. Die Passanten waren gut gelaunt, niemand demonstrierte oder machte Krawall. Viele hatten den Parteienstreit satt gehabt, jetzt gab es nur noch die Parteien der Regierungskoalition. An der Spitze unseres Landes stand unumstritten die Heldengestalt Hindenburg. Es würde alles anders werden, ich fühlte es. Die Republik war die Verlängerung der Niederlage. Irgendwann würden Schleicher und Papen den Kronprinzen aus dem Zylinder zaubern, die Aufregung in Paris, Warschau und London würde sich legen. Und die Reichswehr würde offen das betreiben, was sie verdeckt all die Jahre getan hatte, sie würde aufrüsten. Die neuen Herrscher würden sich nie abfinden mit dem, was dereinst im Eisenbahnwaggon von Compiègne unterzeichnet und in Versailles

vervollständigt worden war. Die Schmach steckte in mir wie in Millionen von anderen Deutschen. Aber mir war die Rachlust vergangen. Ich wusste nicht, warum und wann, ich spürte sie irgendwann einfach nicht mehr, ohne dass ich darüber nachgedacht hätte. Manche richteten ihren Hass gegen den Kaiser, sagten, er habe den Krieg verschuldet und den Untergang auch. Ich wusste nicht, was die Wahrheit war. Vielleicht würde ich Zeit finden, darüber nachzudenken, wenn es mir gelingen sollte zu überleben.

Gegen Abend ging ich wieder zum Klub. Es war weniger los, vier Männer saßen in Pullovern und Jacken an einem Tisch und tranken. Auf dem Tisch stand eine Petroleumlampe. Alexander entdeckte ich nicht, aber das beunruhigte mich nur wenig. Er würde genug zu tun haben am Ende eines Tags, an dem viele Boote auf der Spree gewesen waren. Ich entfernte mich ein Stück vom Klub und lehnte mich im Schutz einer Hecke an einen Baumstamm. Die Männer auf dem Klubgelände schauten vom Hellen ins Dunkle, sie würden mich nicht sehen. Sie palaverten, einer schien angetrunken zu sein. Dann sah ich Alexander, er hatte ein Tablett in der Hand und räumte den Tisch leer. Der Angetrunkene gab ihm etwas, wohl Geld. Die Männer standen auf und gingen ins Klubhaus. Dann kam der erste wieder heraus und verschwand im Dunkeln. Die anderen drei folgten ihm bald.

Ich schaute ihnen hinterher, dann näherte ich mich dem Haus. Im Bootsschuppen brannte kein Licht. Alexander erschien, löschte die Petroleumlampe und brachte sie ins Haus. Ich rannte zum Eingang und stellte mich vor die Tür, Olendorffs Luger in der Hand. Die Klinke ging, dann stand Alexander im Eingang, im Raum hinter ihm brannte noch Licht. Er sah mich, öffnete den Mund, schloss ihn, blickte auf die Pistole und versuchte die Tür zuzuschlagen. Ich hatte damit gerechnet und meinen Fuß rechtzeitig in die Tür gestellt. Die Tür knallte auf meinen Fuß, ein höllischer Schmerz fuhr mir bis ins Knie.

Alexander rannte zur Kellertür. Ich schloss die Klubhaustür von innen und folgte ihm. Die Kellertür war versperrt. Ich brauchte drei Tritte, um sie aufzubrechen. Der Schmerz im rechten Fuß ließ nach. Ich schaltete das Licht ein und stieg vorsichtig die Treppe hinunter. Ich erinnerte mich gut. Eine Tür führte in einen Getränkekeller, die andere in den Waschraum, wo ich den Fleck am Boden entdeckt hatte. Beide Türen waren geschlossen.

Ich stieß die Tür zum Waschkeller auf, sie knallte gegen die Wand. Dahinter stand Alexander nicht. Ich tastete vorsichtig nach dem Lichtschalter und drehte ihn an. Der Raum war leer. Der Fleck am Boden war verschwunden. Ich humpelte zu der anderen Tür.

»Komm raus oder ich schieße hinein«, rief ich.

Keine Antwort.

Ich hob die Luger und schoss durch die Tür in die Decke des Getränkekellers. Wenn draußen einer nahe am Haus stand, hörte er den Schuss. Aber was ich tat, war ohnehin Roulette.

Die Klinke bewegte sich. Dann sagte er kläglich: »Nicht schießen.«

»Komm mit erhobenen Händen raus!«

Die Tür öffnete sich langsam, dann stand er vor mir. Er starrte mich an. »Ich habe nichts verraten! Wirklich!«

Er erkannte mich nicht, hielt mich wohl für einen Ehrhardt-Mann.

Ich deutete mit dem Lauf auf den Waschraum. Er ging mit erhobenen Händen hinein.

»Niederknien!« sagte ich im Befehlston.

Er kniete nieder, mit dem Rücken zu mir. Seine Hände zitterten.

»Ich habe nichts verraten!«

»Aha«, sagte ich. Es begann nach Kot zu stinken.

»Warum bist du nicht bei Dirksen geblieben?«

Er drehte den Kopf.

»Schau nach vorn!«

»Aber der Kapitän hat befohlen, dass ich zurückkommen soll.«

»Wer hat dir das mitgeteilt?«

»Koletzke, der Adjutant des Kapitäns.«

»Wo ist Koletzke jetzt?«

»Ich weiß es nicht. Beim Kapitän wahrscheinlich.«

»Und der Kapitän ist wo?«

Alexander schaute mich wieder an, dann drehte er den Kopf nach vorn und sagte: »Sie kommen nicht vom Kapitän.«

»Ich komme von jemandem, der über dem Kapitän steht. Ich wiederhole, wo ist der Kapitän?«

»Weiß nicht.«

Ich überlegte, warum Olendorff sterben musste. Dass Koletzke der Mörder war, schien mir klar, auch wenn ich es nicht beweisen konnte. Alexander würde nichts wissen davon, es war ein paar Nummern zu groß für ihn. »Es hat bei der Röhm-Sache ein paar Unklarheiten gegeben, ich untersuche das. Wenn du nicht mitmachst, lege ich dich gleich um. Ist ja ein guter Platz dafür.«

Er drehte sich wieder um. »Jetzt erkenne ich Sie, Ihre Stimme. Sie sind der Kommissar. Sie sehen so anders aus.«

»Ich bin der, der dich jetzt gleich erschießt, wenn du nicht redest.«

»Das dürfen Sie nicht!« Er hatte offenbar nicht mitgekriegt, dass ich ausgeschieden war aus dem Dienst. Ich trat ihm mit aller Kraft ins Gesäß. Er fiel nach vorne, stützte sich mit den Händen auf und begann zu schluchzen.

»Sie haben Röhm ermordet«, sagte ich. »Und Sie haben einen

Polizisten niedergeschlagen. Ich zähle das als Mordversuch. Wir haben jetzt neue Zeiten. Gerichtsverfahren, für solche Typen wie dich ist das rausgeschmissenes Geld. Kurzer Prozess, das habt ihr doch immer gewollt. Kannst du haben, gleich hier.«

»Ich habe Röhm nicht ermordet.«

»Das ist ja was ganz Neues. Der Kapitän hat dich beschuldigt. Du hättest das im Alleingang gemacht. Ohne Auftrag. Und die Herren Goebbels und Strasser hättest du gleich mit erledigt.«

»Das hat der Kapitän nicht gesagt. Er lügt nie.«

»Klar. Der Kapitän hält das aber jetzt für die Wahrheit. Pech für dich. Du hast nur eine Chance, und die ist verdammt klein.«

»Es war Engert.«

»Was war Engert?«

»Engert hat Röhm hierhergebracht.«

»Ganz allein, Engert den fetten Röhm. Ich lach mich tot. Und das mit Engert erzählst du mir nur, weil der abgetaucht ist.«

»Engert ist ein Verräter«, sagte Alexander.

»Du hast ihm geholfen. Wer hat Röhm den Schwanz abgeschnitten? Du oder Engert?«

Alexander murmelte etwas.

»Ich hab es nicht verstanden.« Ich trat ihm ins Gesäß. Er fiel auf die Seite und winselte.

»Ich habe es nur gesehen. Engert und Koletzke kamen plötzlich mit Röhm.«

»Plötzlich?«

»Koletzke tauchte am Morgen auf und sagte, ich solle das Klubhaus abends nicht abschließen. Er werde es tun. Ich habe mich dann nicht getraut, das Klubhaus offenstehen zu lassen, und saß oben, als die Tür aufging und Koletzke auftauchte.

Dann kam Röhm und hinter ihm Engert.«

»Röhm war gefesselt?«

Alexander kniete jetzt wieder. Er schüttelte den Kopf. »Er trug keine Fesseln. Der kam freiwillig mit.«

»Und dann sind Engert und Koletzke mit Röhm in den Keller? Und Röhm ist freiwillig da runter? Ich glaube kein Wort.«

»Es war so!«

»Koletzke und Engert waren bewaffnet?«

Er nickte. »Ich glaub schon.«

»Und was ist dann passiert?«

»Koletzke hat mir befohlen, abzuschließen und aufzupassen, dass keiner reinkommt.«

»Also Beihilfe zum Mord.«

»Ich wusste nicht, dass die Röhm töten wollten.«

»Die haben Röhm geschlachtet.«

»Ich wusste es doch nicht!« Er greinte.

»Du hast oben gesessen, während Koletzke und Engert Röhm ermordet haben?«

»Ich habe oben gesessen. Dann kam Koletzke hoch und sagte, ich soll ein Seil oder ein Kabel holen. Ich hab ein Kabel geholt, aus dem Bootshaus. Koletzke hat es genommen und ist wieder runtergegangen.«

»Hast du was gehört aus dem Keller?«

»Nein. Nichts.«

»Ich glaub dir kein Wort.« Ich drückte ihm den Lauf ins Genick.

»Einmal, ein Schrei, aber der brach gleich ab.«

»Und dann, was hast du gemacht?«

»Ich hatte Angst.«

»Mehr als jetzt?«

»Nein.«

»Du hast also oben gegessen, während Koletzke und Engert Röhm ermordet haben?«

»Hab ich doch gesagt.«

»Und es ist niemand gekommen?«

»Doch, plötzlich hat es geklopft, an der Tür.«

»Und wer war das?«

»Der Doktor.«

»Olendorff?«

Er nickte.

»Und was wollte Olendorff?«

»Er hatte was vergessen.«

»Mein Gott, soll ich dir jeden Buchstaben einzeln aus den Rippen leiern? Was hatte er vergessen?«

»Weiß ich nicht.«

Ich trat ihn.

»Der Doktor hörte etwas aus dem Keller, als er im Klubraum suchte. Er fragte mich, was los ist. Ich sagte, ich weiß es nicht. Er schaute mich wütend an und ging in den Keller. Nach ein paar Sekunden rannte er die Kellertreppe hoch und aus dem Haus und kotzte auf den Rasen. Dann kam er wieder rein, ging zur Kellertür und rief Koletzke. Koletzke kam hoch, und der Doktor fragte ihn, was das soll.«

»Was das soll?«

»Na, das mit Röhm. Und da hat Koletzke gesagt, der Konsul hat es befohlen. Da hat der Doktor furchtbar losgebrüllt. Ob der Konsul wahnsinnig geworden ist. Was der Quatsch soll. Röhm ist ein guter Deutscher, hat er gebrüllt. Der Krieg ist vorbei!«

»Und Koletzke?«

»Koletzke hat nichts gesagt. Also, jedenfalls eine Weile. Dann hat er zurückgebrüllt: ›Ich empfangе meine Befehle vom

Kapitän wie der Herr Doktor auch. Der Krieg ist nicht vorbei, er fängt erst richtig an.« Schließlich hat der Doktor nichts mehr gesagt und ist gegangen.«

»Und Engert?«

»Der hat wohl was gehört von der Schreierei und ist hochgekommen. Aber er hat nichts gesagt.«

»Und als Olendorff weg war?«

»Da hat Koletzke etwas gesagt zu Engert, so etwas wie: ›Wir haben ein Problem! Ich melde das dem Konsul.««

»Das Problem ist ja inzwischen gelöst.«

Alexander drehte sich um. »Das waren doch Sie.«

Ich antwortete nicht. Olendorff war zur Gefahr geworden. Er hatte nicht die Nerven gehabt, die Mordserie durchzustehen. Er hatte Angst bekommen, dass sich die Dinge änderten und er wegen Beihilfe drankam.

Koletzke hatte meinen Einbruch in die Olendorff-Villa ausgenutzt. Aber Koletzke mordete nicht im Alleingang, er bekam seine Befehle von Kapitän Ehrhardt, der sich den Decknamen »Konsul« mit K oder C gegeben hatte und in Österreich lebte.

»Und du bist Mitglied der OC?«

Er schwieg eine Weile und wartete auf den Tritt. Dann sagte er: »Ich bin im Wikingbund.«

»Was ist das?«

»Eine Vereinigung national gesinnter Männer.«

»Und wer ist ihr Chef?«

»Der Kapitän.«

»Und die Männer, die in der OC waren, sind nun im Wikingbund«, stellte ich fest.

Er nickte.

»Dann ist der Wikingbund die OC unter anderem Namen?«

Alexander nickte.

»Und seit wann?«

»Seit dem Prozess.«

»Dem Prozess gegen die OC?«

»Ja.«

»Und beim Goebbels-Mord warst du auch dabei, stimmt's?«

»Nein, davon hab ich hinterher gehört.«

»Hitler.«

Er schüttelte den Kopf.

»Strasser.«

»Nein, nein, nein.«

»Haben Koletzke, Olendorff oder Engert was gesagt über die anderen Morde?«

»Nein.«

»Haben sie gesagt, warum sie Röhm das Glied abgeschnitten haben.«

»Nun kann er ewig am Schwanz lutschen. Hat Engert gesagt.«

Ich drückte ihm die Waffe an den Hinterkopf.

»Erschießen Sie mich nicht«, greinte Alexander.

»Wie willst du sonst sterben?«

»Bitte nicht!«

Ich gestehe, ich kostete meine Rache aus. Aber ich war Alexander auch dankbar. Hätte er mich damals nicht niedergeschlagen, wäre ich auf die Probe vom Boden des Waschkellers angewiesen gewesen. Bewiesen hätte die Probe nicht viel. Erst Alexander in seiner Panik hatte mich auf die richtige Spur gebracht.

»Du hast mich damals niedergeschlagen, um die Spuren zu verwischen.«

»Ich dachte, Sie hätten alles rausgekliegt. Ich hatte Angst.«

»Du hattest auch Angst vor deinen Kameraden.«

Er nickte erst leicht, dann kräftig.

»Dass die glauben, du hättest sie verraten.«

Er nickte.

»Und dass sie dich dann umbringen.«

Alexander nickte.

»Und wenn ich dich jetzt am Leben lassen würde, wenn du mir deine Aussage unterschreibst?«

»Ich mach es, aber ich brauch einen Vorsprung.«

Ich zog Notizblock und Füller aus dem Jackett und gab ihm beides. Im Knien schrieb er, was er mir gestanden hatte. Währenddessen überlegte ich, was ich mit ihm anstellen sollte. Sein Geständnis bestimmte ihn zum Opfer des nächsten Fememords. Er würde kaum zu Koletzke gehen und ihm berichten, was er getan hatte. Ich beschloss, ihn laufenzulassen. Sollte er sehen, wie er am Leben blieb. Als er fertig war, schlug ich ihm mit dem Pistolengriff auf den Schädel. Er würde bald aufwachen und abhauen. Ich erschrak, als mir klar wurde, wie sehr ich es genossen hatte, ihn zu quälen.

Als ich den Klub verließ, wich das Erschrecken, ich fühlte mich leicht. Ich hatte meinen Fall geklärt, wenn auch nicht nach den Maßstäben der Strafprozessordnung. Unter gewöhnlichen Umständen hätte die Mordkommission Alexanders Aussagen benutzt, um die anderen Morde der Serie aufzuklären. Wir hätten Ehrhardt und Koletzke verhaftet oder nach ihnen gefahndet. Jetzt musste ich mich zufriedengeben mit der Gewissheit, die Mörder und ihren Auftraggeber zu kennen. Das einzige, was ich nicht verstand, war das Motiv. Was brachte eine völkische Verschwörerorganisation wie die OC dazu, Gesinnungsgenossen zu töten? Wer konnte mir die Frage beantworten? Was konnte ich anfangen mit meinem Wissen über die Morde und die Täter? Und wie konnte ich mich retten?

XVIII.

Es war Nacht. Ich nahm die S-Bahn in Schöneweide und fuhr bis zum Görlitzer Bahnhof. Dort fand ich eine Telefonzelle und rief die Nummer an, die ich im Portemonnaie aufbewahrt hatte. Aschbühler hob nach dem zweiten Klingeln ab. Er klang, als wunderte er sich nicht.

»Gehen Sie zur Liebfrauenkirche, die ist nicht weit von Ihnen.« Er beschrieb mir den Weg. »Warten Sie in der Kirche, in der ersten Reihe rechts, vom Eingang aus gesehen. Die Kirche ist nicht abgeschlossen. Ich hole Sie ab.«

Ich folgte Aschbüblers Beschreibung und fand die Kirche unverschlossen vor. Vor dem Altar brannten drei Kerzen. Ich setzte mich rechts in die erste Reihe und betrachtete die Jesusstatue über dem Altar. Im flackernden Lichtschein sah er aus, als lebte er. Ich dachte an Elsbeth, Traurigkeit und Erschöpfung überwältigten mich. Tränen quollen durch die geschlossenen Lider. Ich suchte in meinen Taschen das Medaillon, das Elsbeth mir an ihrem Todestag gegeben hatte. Es war nicht da, es lag in der Wohnung.

Ich weiß nicht, wie lange ich gesessen hatte, als ich die Hand auf der Schulter spürte. Ich drehte mich um, Aschbühler stand hinter mir. Er schaute mich zweifelnd an. »So sehen Sie jetzt also aus, schöne Maskerade.« In seinem Gesicht las ich Mitleid. Ich stand auf und verließ die Kirche, er ging neben mir. An der Straße stand sein Wagen. Er fuhr Richtung Weißensee, dann bog er in eine schmale Seitenstraße ein und parkte den Wagen am Gehsteig. Im Licht einer Straßenlaterne sah ich ein zweistöckiges Haus. Aschbühler stieg aus, ich folgte ihm. Er schloss die Haustür auf, dann die Tür zur Wohnung im Erdgeschoss. Als er im Flur stand, drehte er das Licht an. »Warten Sie!« Aschbühler verschwand in einem Zimmer, ich hörte, wie

er die Vorhänge zuzog.

»Alles in Ordnung«, sagte er. Wir setzten uns ins Wohnzimmer. Er holte zwei Gläser und eine Flasche aus einer Vitrine. »Ist nur Weinbrand, aber kein schlechter«, sagte er. Er goss ein und hob sein Glas. Ich tat es ihm nach, wir tranken.

»Kennen Sie die Organisation Consul?« fragte ich ihn.

Sein Gesicht straffte sich. »Natürlich. Das sind Freikorpsleute aus der sogenannten Marinebrigade Ehrhardt. Die habe ich immer im Auge. Lange nichts von denen gehört.«

»Sie nennen sich inzwischen Wikingbund.«

»Aha«, sagte Aschbühler.

»Und sie sind nicht weniger Terroristen als damals, als sie Erzberger und Rathenau ermordeten.«

»Aha. Was führt Sie zu dieser Erkenntnis?«

»Ermittlungen. Ich kann beweisen, dass die OC die Naziführer ermordet hat.«

Aschbühler zeigte Ungläubigkeit. Dann schien er etwas zu begreifen.

»Beweisen?«

Ich erzählte ihm, was ich herausgefunden hatte. Er unterbrach mich nicht, hin und wieder piffte er leise. Dann sagte er: »Das waren ja nun wirklich keine Juden.« Er schaute mich freundlich an. »Das verstehen Sie nicht? Es ist so einfach, schrecklich einfach.«

»Was ist einfach?«

»Erinnern Sie sich an den Rathenau-Mord, 1922?«

Ich nickte.

»An was erinnern Sie sich?«

»Na ja, dass der Außenminister erschossen wurde, wie vorher schon Erzberger.«

»Lassen Sie den Erzberger mal weg, der hatte ja kein Amt

mehr, als er getötet wurde. Den haben die umgebracht, weil er den Waffenstillstand unterschrieben hat. Das hat Erzberger übrigens getan auf Betreiben der Herren Hindenburg und Ludendorff, der eine Erfinder der Dolchstoßlegende, der andere heute ein esoterischer Großgermane und Putschist.«

»Rathenau, die Judensau«, murmelte ich.

»Genau«, sagte Aschbühler. »Das haben die Völkischen damals gebrüllt und geschrieben. Und das Reichsgericht, das den Fall aufklären sollte, hat quasi als mildernden Umstand berücksichtigt, dass die Mörder Juden hassten. Rathenau, die Judensau.«

»Ja und?« sagte ich. In Deutschland gab es viele Judenhasser, ganze Parteien, die sich dazu bekannten. Ich zündete mir eine Zigarette an und trank von dem Brantwein, der scharf die Kehle hinunterlief. Dann lehnte ich mich zurück und sagte noch mal: »Ja und?« Es stieß mir auf, von einem Franzosen belehrt zu werden, auch wenn es ein Elsässer war.

»Es ging gar nicht um die Juden.«

Ich beugte mich vor und starrte ihn an. »Um was dann?«

»Rathenau war Außenminister, und er war erfolgreich. Hat den Vertrag mit den Russen gemacht, das hat nicht nur meine Regierung böse geärgert. Die OC sagte sich, wenn wir einen führenden Vertreter dieser Regierung umbringen, gibt's einen Bürgerkrieg.«

»Das ist doch Quatsch«, sagte ich. »Und es hat auch keinen gegeben.«

»So verrückt war das nicht. Die haben kalkuliert, dass die Linke und die Weimarer Parteien so was wie den Staatsnotstand erklären, dass sie gegen die Rechte vorgehen, dass sie dabei die Verfassung nicht mehr so ernst nehmen, oder was auch immer. Und wenn die Linke nach der Macht griff, sollten Reichswehr und Freikorps sie ein für alle Mal erledigen. Dann hatte Seeckt einen Grund, mit dem Heer einzugreifen, und

Ebert hätte nichts tun können. Es wäre das Ende der Republik gewesen. Diese Figuren in der Marinebrigade Ehrhardt und der OC sind fast alle mehr oder weniger Antisemiten. Aber nur die wenigsten, wenn überhaupt einer, würden einen Juden töten, weil er ein Jude ist. Antisemitismus ist ja der Schlager in Deutschland.« Er trank. »Nun, ich gebe zu, ganz fremd ist er uns Franzosen auch nicht. Er ist in manchen Kreisen geradezu schick.«

»Jetzt verstehe ich, was Sie meinen. Damals ist es schiefgegangen, die OC hat sich verrechnet. Die Linken haben nicht geputscht. Und nun hat sich Ehrhardt was Neues einfallen lassen. Er brauchte einen Bürgerkrieg, um die Reichswehr in die Sache zu verwickeln. Die Reichswehr ist im Kern ein Feind der Republik, aber sie putscht nicht. Diesmal hat Ehrhardt richtig kalkuliert. Wenn die Nazipartei führerlos wird, bricht sie auseinander, und die Kommunisten wittern Morgenluft.«

»Es hätte genügt, dass die Reichswehrführung glaubt, es wäre so«, sagte Aschbühler.

Ich winkte ab, er sollte mich nicht unterbrechen, dieser Oberlehrer. Jetzt, da ich es begriff.

»Ein Teil der Nazis läuft über zur Kommune, sobald Hitler tot ist. Ein anderer zur Reaktion. Beide Lager fühlen sich gestärkt, sind sowieso auf Krawall aus. Die Reaktion beschuldigt die Kommune, den Führer umgebracht zu haben, und fordert Rache. Es spricht alles dafür, dass die Kommunisten es waren. Sie haben ja eigens dafür einen Terrorapparat. Göring und Kameraden hetzen gegen die angeblichen Führermörder, die Kommune berauscht sich wegen der Verstärkung und aus Wut über die falsche Beschuldigung an Sowjetdeutschland. Es passiert, was passieren soll. Die Reichswehr rückt aus, verbündet sich mit den alten Kameraden von den Freikorps in der SA, und gleich hat es ein Ende mit der Kommunistenherrlichkeit. Und Moskau guckt in die Röhre.«

Aber dann fiel mir Berg ein. Er war in Moskaus Auftrag bei Olendorff gewesen.

»Was überlegen Sie?« fragte Aschbühler.

»Ich bin müde«, sagte ich.

Er stand auf. »Gut, Sie übernachten hier. Was Sie brauchen, finden Sie im Badezimmer und im Schlafzimmer. Die Wohnung gehört Ihnen.«

»Und wenn ...«

»Nichts wenn, dieses Haus ist Eigentum der französischen Regierung. Kein deutscher Polizist wagt es, auch nur die Klingel zu berühren. Aber halten Sie die Vorhänge geschlossen. Nachher erkennt Sie jemand von außen, und es gibt diplomatische Scherereien. Das ist eine Spezialität unserer Regierungen, glauben Sie mir.« Er lachte trocken, als er ging.

In der Nacht begriff ich, dass die Kommune keinen Aufstand wollte. Sie hatte auch keinen Plan, sondern wurde überrascht vom Aufstand der Rechten gegen die vermeintlichen Führermörder. Die KP-Leute hatten zurückgeschossen, das reichte als Beweis für die angebliche Revolte.

Moskau wollte längst keine Revolution mehr in Deutschland. Hunde, die bellen, beißen nicht.

Aschbühler kam früh. Er brachte Schrippen mit und machte sich in der Küche zu schaffen, während ich mich wusch. Es war wirklich alles da. Schlafanzug, Seife, Zahnbürste, Zahnpasta, sogar Bücher und halbwegs aktuelle Zeitungen.

Beim Frühstück in der Küche sagte ich: »Die Kommunisten wollten keinen Aufstand. Ich habe noch mal nachgedacht, das hätte sogar ich mitgekriegt.«

Aschbühler nickte bedächtig und trank einen Schluck Kaffee. Dann zündete er sich eine Zigarette an. Er hatte wenig gegessen. »Bei uns ist das genauso. Die Kommunisten hängen an Stalins Leine. In Frankreich hätte er wohl ganz gerne eine Re-

volution, aber unsere KP ist dazu viel zu schwach. Es reicht gerade mal für Spitzeldienste. Aber in Deutschland ist es anders. Da sind die Kommunisten stark. Doch Stalin will keine Revolution in Deutschland. Er braucht ein kapitalistisches Deutschland als Tor zum Westen, für den Handel, für Industriewaren, für die Rüstung. Und ein sozialistisches Deutschland könnte den Russen den Rang ablaufen. Dann wäre der große Führer nicht mehr ganz so groß. Das wissen wir doch längst, seit dem Rapallovertrag, der meine Regierung so erregt hat. 1922 war ein schwarzes Jahr für Paris.«

»Seitdem beobachten Sie die deutsch-russischen Beziehungen mit Argusaugen.«

»Natürlich«, sagte Aschbühler. »Aber die Sache ist größer. Wir beobachten genauso scharf, was sich in den politischen Innereien Deutschlands tut. Für uns Franzosen ist es lebenswichtig, alles darüber zu wissen. Und wir sind sehr großzügig zu Leuten, die uns informieren. Allein unser Gespräch über diese Organisation Consul und Ihre freundliche Hilfe für meine Kollegin verpflichtet unsere Regierung zu Dank. Wir laden Sie ein. Und hoffen, dass Ihnen vielleicht noch mehr einfällt, wenn Sie erst einmal in Frankreich sind. Seien Sie unser Gast.«

»Die Einladung zum Verrat«, sagte ich.

Er schüttelte heftig den Kopf. »Wir müssen einen neuen Krieg verhindern, Sie und ich. Wollen Sie, dass noch einmal Millionen in den Gräben krepieren? Und außerdem, ich biete Ihnen etwas, das Sie niemals ablehnen können. Wir werden Ihre Ermittlungsergebnisse veröffentlichen, alle Agenturen der Welt, alle Zeitungen und Radiosender werden veröffentlichen, was Sie herausgefunden haben. Es wird die Organisation Consul vernichten und damit diejenigen, die an nichts anderes denken können als an eine Revanche. Sie wollen das Elsass und Lothringen zurückholen, sie wollen Polen gemeinsam mit den Russen zerquetschen, sie wollen Frankreich als Großmacht auslöschen.«

»Übertreiben Sie da nicht ein bisschen? Ein kleiner Kapitän soll all das bewirken können?«

»Sie wissen nicht, dass die Organisation Consul mit der Reichswehr zusammenarbeitet. Dass die Deutschnationalen und nun auch die Göring-Nazis sie als Sturmbock betrachten. Ehrhardt und seine Leute, die mögen sich fühlen als Francs-tireurs, als Freischärler der ersten Schlacht des zweiten Weltkriegs. Für uns sind sie Verbrecher, und für einen Kriminalkommissar sollten sie das auch sein. Verbrecher fängt und bestraft man, das ist ein Gesetz in allen zivilisierten Staaten. Noch bin ich bereit, Deutschland dazuzuzählen.«

»Das würde ich auch sagen, säße ich einem leibhaftigen Hunnen gegenüber.«

Aschbühler lachte. »Wenn sich Hunne und Froschfresser freundlich unterhalten, staunt die Welt.«

»Kommen wir zu den wichtigen Dingen. Ich muss aus Deutschland raus.«

Aschbühler lächelte. »Das schaffen wir. Sie sind nicht der erste. Selma hat mir aufgetragen, in Ihrem Fall besonders gründlich vorzugehen. Sie sind ab sofort ein Paket in unserer diplomatischen Post. Unser Postkurier fährt einmal in der Woche, immer mittwochs, nach Paris, in Ihrem Fall hält er auch in Straßburg. Die nächste Tour ist übermorgen früh. Machen Sie es sich so lange gemütlich.«

»Bekomme ich einen Schlüssel für Haus und Wohnung?«

Aschbühler zupfte sich am Bart. »Das geht leider nicht, Herr Soetting. Es ist eine Sicherheitsmaßnahme. Bleiben Sie hier, das ist das Beste für Sie. Übermorgen sind Sie in Straßburg, dort wartet jemand auf Sie.«

Als er gegangen war, legte ich mich aufs Bett und versuchte zu schlafen. Es gelang mir nicht. Immer wieder sagte mir eine innere Stimme, ich müsse in meine Wohnung. Das Medaillon lag im Nachttisch, ich musste es mitnehmen nach Straßburg.

Ich stand auf und untersuchte die Fenster. Das Badezimmerfenster ging nach hinten raus. Die Fensteröffnung war groß genug, um durchzusteigen. Ich warf einen Blick in den Spiegel, klebte mir den Bart an und war einigermaßen zufrieden mit meiner Maskerade, für die Nacht sollte sie reichen. Ich wartete, bis die Sonne untergegangen war. Dann zog ich mir Jackett und Mantel an und sprang aus dem Fenster.

Fast hätte ich geschrien vor Schmerz, der rechte Fuß tat wieder mörderisch weh, ich hatte die Verletzung fast vergessen. Ich schnaufte und wartete, bis der Schmerz nachließ. Dann ging ich los, erst humpelnd, dann zwang ich mich zu einem normalen Schritt. Bloß nicht auffallen. Ich fand die Stadtbahnstation ohne Mühe und sprang in einen Zug Richtung Spandau. In der Beusselstraße stieg ich aus. Von hier war es näher zur Guillotine in Plötzensee als zur Wohnung. Bisher aber hatte mich niemand beachtet. Ich näherte mich dem Haus über die Jagowstraße. Ich fürchtete nicht, dass die Polizei mich empfing, sie würde die Wohnung nicht dauerhaft überwachen und auch nicht damit rechnen, dass ich sie noch einmal betreten würde. Aber die Kripo hatte gewiss Hausmeister Glubkow und meine aufdringliche Nachbarin, Fräulein Wiese, angehalten, meine Rückkehr gleich zu melden.

Der Hinterhof war leer. Ich schloss die Hintertür auf und zog meine Schuhe aus. Es knarrte, als ich im dunklen Treppenhaus hochstieg. Ich erstarrte und lauschte. Kein Geräusch außer dem Klang eines Grammophons irgendwo. Ich ging weiter, die Schuhe in der Hand. Als ich vor meiner Wohnungstür stand, hörte ich die Haustür klacken, dann ging das Treppenhauslicht an. Ich lief die Treppe hoch bis zum Dachboden und wartete. Schritte, dann wurde aufgeschlossen, das Licht ging aus, eine Tür fiel ins Schloss. Ich ging zurück zu meiner Etage. Millimeter für Millimeter steckte ich den Schlüssel in die Wohnungstür. Dann zog ich die Tür fest in den Rahmen und drehte langsam den Schlüssel. Als sie entsperrt war, öffnete ich sie

vorsichtig, schlüpfte in die Wohnung und schloss die Tür.

Die Laternen der Zinzendorfstraße tauchten die Küche in ein mattes Licht. Ich ging an der Kommode und dem Telefon vorbei und öffnete die Tür des Schlafzimmers. Darin war es dunkel, ich sah nichts. Ich stieß gegen etwas, es schrammte über den Boden. Ich fasste es an, es war der Stuhl, der sonst neben dem Schrank an der Wand stand. Die Polizei hatte ihn wohl bei der Hausdurchsuchung verrückt. Ich stand still und wartete einige Minuten. Als ich nichts Auffälliges hörte, ging ich weiter. Ich bewegte mich am Bett entlang zum Nachttisch und öffnete die Schublade. Ich ertastete das Medaillon und steckte es ein. Ebenso Elsbeths Foto im Rahmen auf dem Nachttisch. Ich schlich zurück in den Flur.

Dann klingelte das Telefon. Der Hörer schimmerte matt im fahlen Licht, das aus der Küche in den Flur fiel. Ich riss ihn von der Gabel und flüsterte: »Ja.« In dem Augenblick, da ich den Hörer in der Hand hielt, wusste ich, ich hatte einen Fehler gemacht.

»Hier Brückner, Sie wollten mich sprechen.«

Brückner, Brückner, verdammt, wer war das? Dann fiel es mir ein.

»Morgen abend, sieben Uhr, Weinstuben Loebell, ich lese den *Börsen-Courier*.« Ich zischte es in den Hörer.

»Kommen Sie unbedingt. Ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.«

Ich legte auf und ging zur Wohnungstür. Ich schaute durch den Türspion, das Licht im Treppenhaus war an. Du musst jetzt raus, sagte ich mir. Sofort! Ich öffnete die Tür und drückte sie leise wieder zu. Gegenüber klapperte der Türspion, die Tür von Fräulein Wiese öffnete sich einen Spalt. Ich ging mit schnellem Schritt, aber ohne zu rennen, die Treppe hinunter. Die Haustür war abgeschlossen, ich entspernte sie und sah hinaus. Nichts zu entdecken. Dann hörte ich das Hupen. Ich rannte die Straße

hinunter Richtung S-Bahnhof Beusselstraße. Im Laufen drehte ich mich kurz um und sah den Wagen vor der Haustür halten. Drei Männer stiegen aus, in dem einen glaubte ich Wohlfeld zu erkennen. Ich verschwand in einer Seitenstraße und bog in der nächsten wieder ab. Vor mir Scheinwerfer. Ich sprang in einen Vorgarten und warf mich hinter eine Hecke. Ein Lastwagen raste vorbei, SA-Leute auf der Ladefläche. Ich stand auf und klopfte den Dreck von der Kleidung.

Jetzt begann die Hatz. Sie würden das ganze Viertel durchkämmen und die Bahnhöfe überwachen. Hinter dem S-Bahnhof war ein Taxistand. Mit ein bisschen Glück kriegte ich eins. Die Taxifahrer waren bestimmt noch nicht benachrichtigt. Als ich mich dem Stand näherte, sah ich einen Schupo, der mit den Taxifahrern sprach. Er verteilte Zettel, Fahndungsaufrufe. Nur Fräulein Wiese hatte mich mit gefärbten Haaren und Schnauzer gesehen. Ich riss den Bart ab und steckte ihn in die Jak-kettasche. Dann umging ich den Bahnhof in Richtung der Strafanstalt Plötzensee. Ich schaute mich oft um, sah aber niemanden, der mir gefährlich werden konnte. Es waren nur wenig Passanten unterwegs. Ich ging am Gefängnis vorbei.

Da fiel mir Fleischer ein. Wie kam ich zu seiner Wohnung, ohne aufzufallen? Und war er zu Hause? Im S-Bahnhof Beusselstraße gab es ein Telefon, aber ich traute mich nicht, den Bahnhof zu betreten. Ich überquerte den Kanal und ging auf den Friedhof, in den der Plötzensee hineinragte. Dann lief ich weiter in Richtung Reinickendorf. Ich drehte mich immer wieder um, aber es war nichts Verdächtiges zu sehen. Sie würden die Bahnhöfe überwachen, die Streifen unterrichten, vielleicht sogar verstärken, in Straßenbahnen, Bussen kontrollieren, die Taxifahrer zur Wachsamkeit anhalten. Aber das war nicht einfach. Viele Taxifahrer waren nicht im Dienst oder unterwegs, wenn die Schupos an den Ständen erschienen. Ein Taxi, jetzt schnell ein Taxi. Ich war bereit, alles auf eine Karte zu setzen. Wenn ich bald ein Taxi fand, war die Gefahr nicht groß. Aber

ich durfte keines nehmen, das aus der Stadt kam. Ich lief auf der linken Straßenseite weiter, nach Reinickendorf war es nicht weit. Die Straßenlaternen waren hell genug, um die Autos zu erkennen, die mir entgegenfuhren. Aber es kam kein Taxi.

Glücklicherweise kannte ich mich aus in der Gegend. In einem großen Bogen lief ich zur Levetzowstraße. Einmal musste ich einer Streife ausweichen. Am Eckhaus in der Jagowstraße sah ich die Haustür, hinter der ich gerettet wäre. Ich wusste, an der Haustür war eine Klingel angebracht, um im Notfall den Doktor rufen zu können. Aber nicht nur Fleischer würde das Klingeln hören.

Als ich niemanden in den Straßen sah, ging ich schnellen Schritts zur Haustür und klingelte. Ich trat ein Stück zurück und sah, wie das Licht in Fleischers Wohnung anging. Ich drückte mich an die Haustür, um nicht gesehen zu werden, wenn jemand sich dem Haus näherte. Bald hörte ich Schritte auf der Treppe. Das Schloss klackte, Fleischer schaute durch den Türspalt. »Komm rein, schnell«, sagte er und packte mich an der Schulter. Er zog mich die Treppe hoch, erst in der Wohnung ließ er mich los.

Wir setzten uns ins Wohnzimmer, ich zündete mir eine Zigarette an. Fleischer stellte einen Aschenbecher vor mich und sagte: »Sie waren gestern hier. Irgend jemand hatte ihnen erzählt, ich sei dein Arzt.«

»Wer war hier?«

»Na, die Polizei, wer sonst? Sie haben mich ausgequetscht. Wollten wissen, wo du bist. Murmelten was von Mord. Sie haben eine Leiche in irgendeinem See gefunden. Und du sollst einen umgebracht haben.«

»Und was hast du gesagt?«

»Die Wahrheit. Ich bin dein Hausarzt, ich habe dich schon ewig nicht mehr gesehen, ich weiß nicht, wo du dich herumtreibst. Heute müsste ich denen was anderes erzählen.«

»Wer hat dich befragt?«

»Ein Kommissar Wahlfried oder Wohlfried. Na ja, so ähnlich.«

Wohlfeld also. Er wusste, wer mein Hausarzt war. Erstaunlich, dass er so spät aufgetaucht war. Wenn er erfuhr, dass ich in meiner Wohnung war, würde er vielleicht noch mal herkommen. »Du hast doch ein Auto mit Arztschild.«

Fleischer nickte.

»Dann bring mich nach Weißensee. Ich beschreib dir den Weg.«

Fleischer schnaufte, dann erhob er sich. »Hast du den Mann im See ermordet?«

»Nein, aber ich habe ihn getötet, bevor er mich erwischte. Er war ein Verbrecher, hat Röhm und Genossen auf dem Gewissen.«

»Und Hitler?«

»Den hat wahrscheinlich ein anderer erschlagen, aber der gehörte zur selben Organisation wie der Mann im See. Du solltest darüber am besten nichts wissen.«

Fleischer nickte. »Also los.« Er stand auf, nahm vom Schlüsselbrett im Flur einen Schlüssel. Das Licht im Treppenhaus schaltete er nicht an. Wir schlichen uns die Treppe hinunter zum Hinterausgang. In einer Garage im Hinterhof stand seine Mercedeslimousine. Er öffnete den Kofferraum und winkte mich heran. »Rein da.« Ich nannte ihm die Adresse des Franzosenhauses in Weißensee und kroch in den Kofferraum. Als ich darin lag, überlegte ich, wie viele Stunden meines Lebens ich am Ende in Kofferräumen verbracht haben würde. Es holperte, ich krümmte mich zusammen und schützte den Kopf mit den Armen. Fleischer wurde nicht aufgehalten. Dann bremste der Wagen, ich hörte die Tür klappen, der Kofferraum wurde geöffnet. Als ich ausgestiegen war, klopfte Fleischer mir auf die

Schulter. »Sieh zu, dass du wegstommst. Schreib mir mal eine Karte, aber unter einem anderen Namen. Sonst werde ich noch in deine Machenschaften verwickelt.«

Ich kletterte durch das offene Badezimmerfenster zurück ins Haus. Dann legte ich mich aufs Bett und nahm das Medaillon in die Hand. Langsam beruhigte ich mich. Brückner fiel mir ein, kurz bevor ich einschlief. Er hatte von etwas Wichtigem gesprochen. Was war es? Als ich aufwachte, schien mir die Sonne ins Gesicht. Irgendwo klapperte es, dann roch ich den Kaffee. Ich stand auf. In der Küche bereitete Aschbühler das Frühstück.

»Das war wohl der Schlaf der Gerechten«, sagte er.

»Guten Morgen«, erwiderte ich.

Er hatte das *Berliner Tageblatt* mitgebracht. »Deutschland fordert Gleichberechtigung«, Aschbühler wies auf die Schlagzeile. »Sie sagen Gleichberechtigung und meinen Revanche«, sagte er.

»Und das erstaunt Sie?«

»Nein, der Versailler Vertrag ist kein Friedensvertrag, sondern ein Kriegsgrund.«

»Schade, dass Ihre Vorgesetzten in Paris es anders sehen.«

»Warum? Ohne Versailler Vertrag wärt ihr schon längst über uns hergefallen.« Er lachte. »So seid ihr Hunnen nun mal.«

»Die Leute haben die Schnauze voll von Krieg.«

»Die Leute schon, aber nicht die Generale. Die planen spätestens seit 1923 eine neue Runde.«

»Woher wissen Sie das?«

»Woher wohl?«

»Spionage.«

»Es reicht, wenn man zwei und zwei zusammenzählen kann.« Er goss Kaffee ein. »Nehmen Sie sich.« Er zeigte auf Brötchen,

Käse und Marmelade. »Ich habe mit Selma gesprochen. Sie scheint sich zu freuen, dass Sie kommen. Was sie an Ihnen findet, ich verstehe es nicht.« Er lachte. »Da hilft auch keine Spionage.«

Nach dem Frühstück verließ mich Aschbühler mit dem Versprechen, am Abend wiederzukommen, um Einzelheiten meiner Reise nach Straßburg zu besprechen. Ich verbrachte den Tag mit Nachdenken. Brückner wollte mir etwas sagen, etwas Wichtiges. Wie oft glaubten Leute, sie wüssten Bedeutendes, und es entpuppte sich als Schwachsinn, als Aufschneiderei, als Gerücht. Das Hirn ist ein seltsames Gebilde, es lässt Menschen die unsinnigsten Dinge glauben. Sie sind so fest überzeugt von ihren Irrtümern, dass nicht einmal Tatsachen sie belehren können. Der schlimmste Feind des Kriminalisten ist der Zeuge, hatte Engelbrecht gespottet. Aber Brückner war in Lebensgefahr, er versteckte sich und kroch aus seinem Bau, um mir etwas zu sagen. Das sprach gegen Aufschneiderei. Ich musste mich mit ihm treffen.

Sicherheitshalber schrieb ich Aschbühler einen Brief, versicherte ihm, dass ich nach Straßburg reisen würde. Am Morgen sei ich zurück. Möglicherweise würde ich Informationen erhalten, die ihn nicht weniger interessierten als mich. Wenn ich rechtzeitig zurückkam, würde ich den Brief vernichten.

*

Am Abend lief ich ein Stück, bis ich ein Taxi heranwinken konnte. Ich zog den Hut tiefer ins Gesicht und setzte mich hinter den Fahrer, damit er mich nicht erkannte. Der Mann trug eine Schiebermütze und eine verschlissene braune Cordjacke. Ich ließ mich zum Bahnhof Friedrichstraße fahren, zahlte und stieg schnell aus. Im Kiosk neben dem Bahnhof kaufte ich den *Börsen-Courier* und ging zu den Weinstuben Loebell. Hier

hatte ich mich einmal mit Erika gestritten, wie so oft. Am Ende saß ich allein am Tisch und trank aus Wut ihren Wein mit aus.

Der Gastraum war holzvertäfelt und fast leer. Ich setzte mich an einen Ecktisch, die Tür im Auge. Die Zeitung legte ich vor mich auf den Tisch. Als eine Kellnerin im schwarzen Kleid mit weißer Schürze erschien, bestellte ich einen billigen Weißwein und Brot mit Käse. Die Kellnerin kassierte gleich, als sie die Bestellung brachte. Ich fühlte mich unwohl, die Polizei fahndete nach mir, und ich trieb mich in einer Gegend herum, in der immer Streifen unterwegs waren. Viele Schupos kannten mich, die blonden Haare waren eine schlechte Tarnung.

Die Tür ging auf, ich war bereit, mich wegzudrehen, doch es kam nur ein Pärchen herein. Sie kümmerten sich nur um sich selbst. Kurz darauf öffnete sich die Tür wieder, ein großer, schwerer Mann trat ein, den Hut in der Hand. Die Haare an den Schläfen waren gelichtet, aber mehr fiel mir auf, dass die linke Augenbraue höher lag als die rechte. Er hatte rosa Backen und eine breit auslaufende Nase. Ich hob den *Börsen-Courier*, als wollte ich lesen. Er steuerte meinen Tisch an.

»Sie sind Herr Friedershof?«

Ich nickte und zeigte auf einen Stuhl.

»Das ist kein guter Platz hier.«

»Mir ist in der Kürze der Zeit nichts Besseres eingefallen. Wenn wir uns beeilen, wird es gehen.«

Die Kellnerin kam, Brückner bestellte ein Glas Wasser. Die Kellnerin betrachtete ihn hochnäsig und verschwand, um bald mit dem Glas zurückzukehren. Wieder kassierte sie gleich.

»Nun, Parteigenosse Brückner«, sagte ich.

»Ich war im Elephant, als der Führer ermordet wurde.«

Ich schaute ihn scharf an. »Und das fällt Ihnen erst jetzt ein?«

»Ich möchte freies Geleit. Ich will Deutschland verlassen.«

»Warum diese Angst?«

»Jemand hat es auf die Begleiter des Führers abgesehen.«

»Sie meinen, auf die Leute, die in der fraglichen Nacht mit dem Führer in Weimar waren.«

»Ja.« Schweißperlen standen auf seiner Stirn.

»Aber vor mir haben Sie keine Angst.«

»Doch schon, aber ich weiß nicht weiter. Der Wahnsinn muss ein Ende haben. Meine Frau sagte, Sie hätten einen guten Eindruck gemacht. Irgend etwas muss ich riskieren, also riskiere ich es mit Ihnen.«

»Wo haben Sie sich versteckt?«

Er schüttelte den Kopf.

Ich legte die Hand auf seinen Unterarm. »Ist gut. Erzählen Sie.«

»Ich war in der Nacht vom 7. zum 8. November beim Führer.«

»Wann?«

»Es war nach eins, vielleicht schon halb zwei. So genau weiß ich das nicht mehr.«

»Also am 8. November.«

Er nickte. »Wir haben ein bisschen geredet. Er hat sich aufgeregt über Gregor Strasser, der ihn in die Regierung drängen wollte. ›Vizekanzler werde ich nicht‹, sagte der Führer. Er beklagte sich, selbst Goebbels würde zweifeln an ihm, das spüre er genau. Verlassen könne er sich sowieso nur auf die alten Kämpfer, die anderen seien wild auf Posten und Geld, er allein kämpfe für die nationale Wiedergeburt. Dann haben wir über den Marsch auf die Feldherrnhalle gesprochen.«

»Sie waren dabei?«

Er nickte und schaute mich misstrauisch an.

Ich ärgerte mich über meinen Fehler. Ein Nazi musste das wissen. Ich suchte in meiner Erinnerung und fand einen Fetzen.

»Stimmt, ich hatte es vergessen. Sie wurden ja auch vor Gericht gestellt.«

Er schaute etwas freundlicher.

»Ich bin erst später in die Bewegung eingetreten.«

Er nickte. Das bestärkte ihn in seinem Stolz. Einem Grünschnabel mochte man einen Mangel an Wissen über die heroische Anfangsphase der Bewegung verzeihen.

»Und wie war das nun bei Hitler?«

»Na ja, wie gesagt, wir haben geredet. Der Führer war etwas misshütig wegen der Wahniederlage, aber er schöpfte neuen Mut. ›Wir verdoppeln unsere Anstrengungen‹, sagte er. ›Der Schleicher wird sein Wunder erleben. Und die Angsthasen in der Partei auch.‹ Dann kam Göring.«

»So spät?«

»Ja, das war nicht ungewöhnlich. Der Führer arbeitete in der Nacht. Göring war davor schon mal dagewesen. Zusammen mit Goebbels und Strasser.«

»Und was wollte Göring?«

»Mit dem Führer reden. Göring war erregt. Er bat den Führer, unter vier Augen mit ihm sprechen zu dürfen. Da hat der Führer mir eine gute Nacht gewünscht, und ich bin gegangen. Kaum hatte ich die Tür hinter mir geschlossen, hörte ich Göring schreien. Ich legte mein Ohr an die Tür und verstand, dass Göring sich beklagte, weil Hitler nicht bereit sei, Vizekanzler zu werden. Der Führer schrie dann auch. ›Sie denken nur an sich, an Geld und Positionen‹, warf er Göring vor. Er sei der einzige, der das große Ziel der Bewegung im Auge habe. Es gehe nicht um Pöstchen, sondern um Deutschland. Er allein könne Deutschland aus dem Elend führen, aber nicht als Vizekanzler der Herren Schleicher und Papen. Dann hörte ich Schritte im Gang und versteckte mich hinter einem Vorhang, bis die Schritte sich entfernten. Dann ging ich zum Hotelaus-

gang.«

»War die Rezeption besetzt?«

»Ja.«

Dann hatte er vermutlich Sofias Schritte gehört. »Sie haben das Hotel verlassen?« Ich war enttäuscht. War das alles? Deshalb brachte er sich und mich in Gefahr?

»Ja. Aber ich bin zurückgekehrt.«

»Warum?«

»Ich hatte diese Schreierei gehört und bekam Angst.«

»War die Rezeption besetzt, als Sie zurückkehrten?«

»Nein.« Das passte zu Leutbolds Aussage.

»Sie sind noch einmal in die Suite gegangen?«

»Nein. Auf der Treppe traf ich Göring. Er rannte fast und rief mir zu: ›Der Führer will nicht mehr gestört werden!‹«

»Ja, und?«

»Ich habe sein Gesicht gesehen. Er war in Panik. Und an seinem Hosenbein war ein dunkler Fleck. Er war rot, Blut. Das Licht war nicht hell. Aber ich habe keinen Zweifel, Göring hat den Führer ermordet. Und er hat es auf die Begleiter des Führers abgesehen, weil er fürchtet, ich hätte denen etwas erzählt darüber, dass nur er es gewesen sein kann.«

»Kein anderer?«

»Als ich fast am Hotelausgang stand, hörte ich einen furchtbaren Schrei. Eine Frauenstimme. Ich verstand nicht, was sie schrie, aber sie musste in der Suite gewesen sein.«

»Sie haben Görings Anweisung befolgt?«

»Ja. Aber später habe ich eins und eins zusammengezählt. Und heraus kam, dass Göring der Mörder war.«

Er hatte recht. Seine Aussage mochte der Strafprozessordnung nicht genügen, aber für eine Verhaftung hätte sie gereicht. Sie passte zu den anderen Zeugenaussagen.

»Warum haben Sie das nicht dem Parteirichter Buch erzählt?«

»Das wollte ich, aber dann kamen die Drohungen.«

»Von wem?«

»Keine Ahnung. Ich kriegte Briefe. Und als die neue Regierung im Amt war, bin ich abgetaucht. Göring ist nun eine noch größere Nummer, er hat sogar Röhm, Goebbels und Strasser umgebracht. Oder umbringen lassen.«

Ich widersprach nicht.

Die Tür öffnete sich, zwei Schupos traten ein. Sie schauten sich um, ihre Blicke streiften uns, dann erkannte mich der eine. Er zog seine Pistole, der andere tat es ihm nach. Ich hatte meine Hand am Griff der Luger, dann legte ich sie doch auf den Tisch. Es war vorbei.

XIX.

Wohlfeld schaute mich missmutig an. Er saß mir gegenüber in meinem ehemaligen Dienstzimmer im Polizeipräsidium am Alexanderplatz. Sein Blick fragte: Wie kann man so tief sinken und zum Verbrecher werden?

»Wir haben Engert aus dem See bei Königs Wusterhausen geholt. Engert hatte den Auftrag, Sie zu beschatten. Sie haben es gemerkt und Engert getötet.«

»Engert wollte mich umbringen, es war Notwehr.«

»Das sagt jeder zweite Mörder, Sie wissen das, Herr Soetting.«

»Engert sollte mich ausschalten, weil ich in den Mordfällen Röhm und Kameraden ermittelt habe. Erst dachte ich, Olenдорff stecke dahinter, bis ich darauf kam, dass es Ehrhardt ist, die Organisation Consul.«

»Ersparen Sie uns die Verschwörungstheorien. Sie glaubten, Engert wollte Sie beschatten, und dann haben Sie ihn in eine Falle gelockt. Ich will Ihnen zugestehen, es könnte Panik gewesen sein.«

»Interessiert es Sie gar nicht, wer die Morde begangen hat?«

Er blickte mir in die Augen, dann schlug er sie nieder. »Der Fall ist abgeschlossen, es war die Kommune, die Täter heißen Leutbold und Schmoll. Sie sind flüchtig. Kippenberger hat gestanden, er hat die Mordaufträge erteilt.«

»Kippenberger ist tot«, sagte ich. »Ich würde eine Menge darauf wetten, dass er nicht an einem Herzinfarkt starb.«

»So steht es im Totenschein.« Er klang so, als wäre es ihm egal, ob der Totenschein die wahre Todesursache nannte. »Und Sie haben Dr. Olendorff erschossen, mit derselben Waffe, mit der Sie Engert ermordet haben.«

»Das ist unmöglich.«

»Beide Kugeln haben das Kaliber neun Millimeter.«

»Das ist kein Beweis.«

»Und dazu kommt die Aussage von Herrn Koletzke.«

»Der ist ein Verbrecher. Er hat Röhm, Goebbels und Strasser ermordet. Gemeinsam mit Engert.«

»Natürlich.« Er schüttelte den Kopf. »Und dann haben wir noch einen Haufen Fingerabdrücke von Ihnen in Dr. Olendorffs Haus gefunden. Herr Soetting, Sie wissen es doch besser als ich, das reicht.«

»Herr Wohlfeld, Sie wissen es tatsächlich schlechter als ich. Das reicht nicht. Keiner dieser angeblichen Beweise ist wirklich stichhaltig. Aber das mag ja unter der nationalen Regierung anders sein. Da kommt es wohl mehr auf die Überzeugung an als auf die Wahrheit.«

Sie brachten mich zurück ins Untersuchungsgefängnis Moabit. Als ich hinausgeführt wurde, sah ich Elisabeth Wuttke durch die offene Tür des Vorzimmers. Sie saß da und weinte.

*

Dann wurde ich nach Leipzig verlegt. Die Oberreichsanwaltschaft hatte den Fall an sich gezogen, er sollte vor dem Staatsgerichtshof verhandelt werden. Die Morde an Dr. Olendorff und Engert waren eine Reichssache. Ich überlegte eine Weile, warum. Weil irgendwer fürchtete, vor einem Landgericht komme zu viel heraus? Oder war es die Rache des Oberreichsanwalts Dr. Voß? Ich erwartete, zu meinem Überfall auf Voß verhört zu werden. Aber niemand fragte mich. Dann verstand ich es. Wenn Voß mich als den Täter benannte, schied er als befangen aus dem Verfahren aus. Er wollte mich selbst zur Strecke bringen.

Die Voruntersuchung leitete Landgerichtsdirektor Dr. Böse. Er gab sich nicht viel Mühe, sondern schien zufrieden mit den Ermittlungsergebnissen der Berliner Polizei. Sie hatten es eilig mit dem Prozess.

Am ersten Verhandlungstag schloss Senatspräsident Dr. Bröger auf Antrag des Oberreichsanwalts die Öffentlichkeit aus. Die Sicherheit des Reichs erfordere es. Dann verlas Voß die Anklageschrift, nachdem er mir hämisch zugelächelt hatte. Zur Last gelegt wurde mir Mord zum Nachteil von Olendorff und Engert. Beide wurden als Deutsche geschildert, die ihr Vaterland heiß geliebt hätten. Während Voß las, betrachtete ich das Gericht. Bröger hatte schlohweiße Haare und trug ein Monokel. Der rote Talar stand ihm gut. Bröger war eingerahmt durch die Beisitzer, auch sie im roten Talar. Neben Voß, der stehend las, saß Böse, er blätterte gelangweilt in Akten.

Ich fragte meinen Verteidiger in einer Verhandlungspause, was die Mordfälle zu tun hätten mit der Sicherheit des Reichs, aber er schüttelte nur den Kopf. Ich hatte Anwälte benannt, die ich in meiner Dienstzeit kennengelernt hatte, aber das Gericht lehnte alle ab. Sofern die Anwälte am Reichsgericht zugelassen waren, wurde ihre Zulassung suspendiert. Schließlich teilte das Gericht mir einen Pflichtverteidiger zu, einen kleinen, dünnen Mann mit Glatze in einem verschlissenen Talar, Dr. Reginald Merkel. Er hatte mir die Anklageschrift erläutert und meine Bemerkungen dazu notiert. Ich berichtete ihm, wie Engert starb und dass ich mit Olendorffs Tod nichts zu tun hatte. Er schaute mich ungläubig an und schrieb etwas auf. Ich verlangte, Göring, Ehrhardt und Koletzke als Zeugen zu laden. Er schaute weiter ungläubig und schrieb in seinen Notizblock.

Nach dem ersten Verhandlungstag kam er am Abend in die Untersuchungshaftanstalt. Ich wiederholte meine Forderungen.

Merkel schaute mich misstrauisch an.

»Haben Sie Angst?«

Natürlich hatte er Angst. Sie stand ihm in den Augen. »Was hat das mit den Morden zu tun?«

»In Wahrheit geht es nicht um Olendorff und Engert. Erstens habe ich die nicht ermordet. Zweitens stehe ich vor Gericht, weil ich ermittelt habe, wer Hitler, Goebbels, Röhm und Strasser ermordet hat.«

Er schaute mich an, als wäre ich wahnsinnig.

»Die wollen mich ausschalten, als Mörder hinstellen, mir jede Glaubwürdigkeit nehmen und mich dann hinrichten.«

Merkel schüttelte den Kopf. Vielleicht war er so naiv, vielleicht aber besonders raffiniert.

»Bevor ich es vergesse, Wilhelm Brückner müssen Sie auch laden.«

»Das Gericht wird alle Anträge ablehnen. Außerdem, Brückner ist tot. Selbstmord in der Untersuchungshaft.«

Verzweiflung packte mich.

»Dann sollen sie mich gleich köpfen.«

»Das wird passieren, wenn Sie so weitermachen.«

»Das, werter Herr Doktor, wird auf jeden Fall passieren, wenn Sie so weitermachen. Sie sollen mich verteidigen, oder?«

»Gewiss.«

»Ich habe diesen Engert nicht ermordet.«

»Und die Fingerabdrücke an der Pistole?«

Ich erschrak. Es konnten keine Fingerabdrücke an der Pistole sein. Ich hatte sie gründlich abgewischt. Und warum hatte Wohlfeld nichts gesagt darüber?

»Und das Geständnis, das Engert aufgeschrieben hat? Es wurde in Ihrem Jackett gefunden.«

»Dann sollen Sie dieses Geständnis vorlesen in der Verhandlung.«

»Es steht nichts darin, was Sie entlasten könnte. Die Polizei

hat aber Fingerabdrücke von Ihnen und von Engert auf dem Papier gefunden. Es sieht schlecht aus für Sie.«

Auch das hatte Wohlfeld nicht erwähnt.

»Aber ich leugne doch gar nicht, dass ich dieses Papier in der Hand hatte. Was gedenken Sie zu tun, um mich zu entlasten?«

»Ich werde auf mildernde Umstände plädieren.«

»Sie sind entlassen«, sagte ich. »Ich verteidige mich selbst.«

Er schaute mich ungläubig an, dann sah ich die Erleichterung in seinem Gesicht. Er stand auf und ging grußlos.

Als ich in der Nacht auf der Pritsche einzuschlafen versuchte, packte mich erst die Mutlosigkeit, dann die Angst. Ich verfluchte mich, warum hatte ich mich auch noch mit Brückner treffen müssen, in meine Wohnung zurückzukehren war verrückt genug gewesen. Dann redete ich mir Mut zu. Du hast keine Wahl, du musst kämpfen. Du hast gute Argumente.

*

Hin und wieder öffnete sich die Türklappe, ein Lichtschein fiel herein. Sie hatten mir zwar alles abgenommen, mit dem ich mich hätte töten können, aber sie kannten den Einfallsreichtum von Menschen, die verzweifelt waren. Wenn mich jemand umbrachte, dann sollte es die Justiz sein. Mein Leben lag nicht in meiner Hand.

Am zweiten Verhandlungstag beschloss das Gericht, Merkel solle trotz meiner Ablehnung mein Pflichtverteidiger bleiben. Der Senatspräsident erklärte: »Sie können selbst Anträge und Fragen stellen, aber Sie brauchen einen Rechtsbeistand. Wir wollen uns später nicht nachsagen lassen, wir hätten Ihnen nicht alle Rechte eines Angeklagten zugestanden. Möchten Sie etwas erwidern auf die Anklageschrift?«

Ich stand auf, Merkel schaute mich missbilligend an. »Wenn

es hier wirklich nach der Strafprozessordnung ginge, dürfte ich nicht einmal angeklagt werden. Sofern der Oberreichsanwalt Beweise gegen mich vorlegt im Lauf des Verfahrens, werden sie gefälscht sein. Sie werden fragen, warum? Die Antwort ist einfach. Weil ich einer Verschwörung gegen die Republik auf die Spur gekommen bin. Es hat alles kurz nach dem Krieg begonnen, als ein Marinekapitän Hermann Ehrhardt mit seinem Freikorps mordend durch die Lande zog. Als das Freikorps aufgelöst war, gründete Ehrhardt die Organisation Consul. Consul ist Ehrhardts Deckname. Nach dem Prozess gegen Mitglieder der OC wegen der Morde an Erzberger und Rathenau und der Anschläge auf Scheidemann und Harden und gegen die Organisation selbst wegen Verschwörung tauchten Ehrhardt und seine Leute ab. Der Kapitän hat sich in Österreich in Sicherheit gebracht. Er und seine Männer verstanden es, die Öffentlichkeit ...«

»Das tut hier nichts zur Sache, Herr Senatspräsident!« Voß war aufgesprungen und fuchtelte mit dem Finger.

»Angeklagter, kommen Sie zur Sache. Wir sind hier gewillt, Ihnen einigen Spielraum einzuräumen, Sie sollten unsere Geduld aber nicht überstrapazieren.«

»Herr Präsident, ich bin mitten in der Sache drin. Ich berichte Ihnen von einer Verschwörung. Ich habe gegen die Verschwörer ermittelt und bin ihnen auf die Schliche gekommen. Damit meine Ermittlungsergebnisse nicht bekannt werden, soll ich ausgeschaltet werden. Dieses Gericht wird dazu benutzt. Deshalb sitze ich auf der Anklagebank. Es werden Beweise gefälscht, um das Gericht zu einem Fehlurteil zu bringen. Den Mord an Dr. Olendorff muss Koletzke begangen haben, Engert musste ich in Notwehr töten, er wollte mich erstechen. Die Narbe seines Messers können Sie an meinem Hals erkennen. Lassen Sie mich fortfahren. Um aus den Augen der Öffentlichkeit zu verschwinden, tauchte die OC ab und gab sich den Namen Wikingbund. Sie tat so, als tummelte sie sich unter den

Hunderten von völkischen, nationalistischen oder mystischen Grüppchen, die eher belächelt werden, als dass man sie ernst nimmt. Die OC aber existierte weiter, es gibt sie heute noch.«

»Angeklagter, ich muss Ihren Vortrag hier abbrechen. Ich interpretiere ihn so, dass Sie sich für nicht schuldig erklären.« Mit der Hand wies er mich an, mich zu setzen.

Ich war zufrieden.

*

In der Nacht entwickelte ich meine Verteidigung weiter. Wenn es mir gelang, die Glaubwürdigkeit der Anklage in wenigen wesentlichen Punkten zu erschüttern, geriet das Gericht in Schwierigkeiten. Ich hatte mich früher oft über Winkeladvokaten geärgert, die abstruseste Fragen und Behauptungen aufstischten, nur um kleine Löcher in das Gemäuer der Anklage zu bohren. Wenn ein Zeuge in einer abseitigen Sache die Unwahrheit sagt, dann ist er auch in anderen Fragen nicht viel wert. Allerdings wusste ich nicht, wie der politische Umschwung bereits durchgeschlagen hatte in der Justiz. Aber konnte irgendwer einem unabhängigen Gericht vorschreiben, wie es zu urteilen hatte? Vertrug es sich mit der Selbstachtung der Richter, ein Urteil auf Lügen aufzubauen? Gewiss, die Justiz hatte rechte Gesinnungstäter oft mild bestraft oder laufenlassen. Aber sie hatte sich bemüht, die formalen Spielregeln einzuhalten. Sie hatte Leute nicht zum Tod verurteilt ohne Beweise. Darauf setzte ich meine Hoffnung. Aber dann fiel mir ein, dass die Polizei Beweise gefälscht hatte. Die Kugel, die Olendorff tötete, konnte nicht aus der Waffe stammen, mit der ich Engert erschossen hatte. Die Fingerabdrücke auf der Waffe, die ich Engert in die Hand gedrückt hatte, waren nachträglich angebracht worden oder eine Erfindung. Zumal die Pistole lange im Wasser gelegen hatte.

Am folgenden Morgen waren die Zuschauerplätze wieder besetzt. Viele Besucher trugen Uniform. Merkel erklärte mir, es handele sich um offizielle Prozessbeobachter, die Öffentlichkeit sei weiter ausgeschlossen. Bevor das Gericht eintrat, betrachtete ich die Gesichter. Dann erkannte ich Rübezahl und Rickmer. Sie schauten mich nicht an. Die Tür zum Gerichtssaal öffnete sich, Berg trat ein. Seine Augen suchten den Saal ab und blieben an mir hängen. Er nickte mir zu. Ich verstand nichts. Berg setzte sich neben Rübezahl, ich sah, wie sie sich die Hand gaben. Dann erschien das Gericht, alle erhoben sich.

Als ersten Zeugen rief die Oberreichsanwaltschaft Wohlfeld. Er schilderte meine Festnahme und was ich in der Vernehmung ausgesagt hatte. Dann wurde er zu den Morden befragt. Wohlfeld berichtete, ein Dienstmädchen habe Olendorff am 11. Mai gegen halb zwei Uhr am Nachmittag auf dem Boden vor seinem Schreibtisch im Arbeitszimmer gefunden. Auf Engerts Leiche seien Ortspolizisten gestoßen, als Kinder beim Spielen ein im See bei Königs Wusterhausen versunkenes Auto entdeckt hätten.

»Können Sie ausschließen, dass Engert sich selbst getötet hat?« fragte der Oberreichsanwalt.

»Ja. Niemand erschießt sich von hinten. Und ein Toter kann schwerlich ein Auto in einem See versenken.«

»Gab es einen Kampf? Vielleicht hat der tödliche Schuss sich ja von selbst gelöst.«

»Wir haben keine Spuren eines Kampfes gefunden.«

»Was wissen Sie über die Projektile in den Fällen Engert und Olendorff?«

»Die Kugel hat Engerts Kopf durchschlagen und ist im Tachometer steckengeblieben. Es handelt sich um das Kaliber neun Millimeter. Die Kugel, die Dr. Olendorff tötete, traf ihn ins Herz und blieb in einer Rippe im Rücken stecken. Auch sie hat das Kaliber neun Millimeter.«

»Handelt es sich um Kugeln aus derselben Waffe?«

»Wir gehen davon aus. Erst hat der Angeklagte sich Engerts entledigt und dann Dr. Olendorff erschossen.«

»Kennen Sie das Motiv?«

»Der Angeklagte war wild darauf, seine sogenannten Ermittlungen fortzuführen. Er hat deshalb sogar den Polizeidienst verlassen. Er ist ein Besessener, hat sich in eine Idee verrannt. Er glaubt an eine Verschwörung.«

»Bedauern Sie, dass der Angeklagte den Dienst quittiert hat?«

»Er war nach Kriminalrat Gennat der beste Kriminalist im Präsidium. Ich habe viel gelernt von ihm. Um so bedauerlicher ist es, dass ihn diese fixe Idee gepackt hat. Vielleicht war er überarbeitet. Er glaubt an eine Verschwörung gegen die Regierung. Dabei gibt es dafür kein Indiz.«

»Wann ist der Angeklagte aus der Bahn geraten?«

»Seit dem Hitler-Mord. Da wurde er reizbar. Als dann die Morde an Röhm und den anderen hinzukamen, wurde es schlimm. Er hatte eine Idee, und der musste er unbedingt folgen. Ich bekam den Eindruck, dass er seinen Ehrgeiz daran setzte, die beiden Beschuldigten des Hitler-Mords zu entlasten. Er wollte sich nicht vorstellen, dass die Kommunisten zu solch einer Tat fähig seien. Er war auch jetzt in der Vernehmung nicht bereit, zu akzeptieren, dass Kippenberger als Leiter des M-Apparats die Morde befohlen hatte.«

»Was für ein Apparat?« fragte der Senatspräsident.

»Die militärpolitische Abteilung des Zentralkomitees der KPD. Ihr Leiter hieß Kippenberger, sie ist verantwortlich für die Polizistenmorde in Berlin und Frankfurt am Main. Sie war zuständig für die Vorbereitung des bewaffneten Aufstands, für Spionage zugunsten der russischen GPU und für Terror. Glücklicherweise wurde dieser Apparat zerschlagen.«

»Glücklicherweise«, sagte der Senatspräsident.

Voß war unruhig geworden. »Sie haben ein Papier beim Angeklagten gefunden, auf dem sich Fingerabdrücke des Angeklagten und Engerts befinden?«

»Ja.«

»Haben Sie dafür eine Erklärung?«

»Der Angeklagte hat ausgesagt, er habe Engert veranlasst, ein Geständnis aufzuschreiben.«

»Ein Geständnis?«

»Ja, dass er und Herr Koletzke Röhm ermordet hätten.«

»Und befindet sich ein solches Geständnis auf dem Papier?«

»Nein, Herr Oberreichsanwalt.«

»Was steht denn darauf?«

»Persönliche Notizen Engerts, ohne jede Bedeutung.«

»Kann ich dieses Papier einmal sehen?«

»Ich bedaure, Herr Vorsitzender, der Zettel ist verschwunden.«

Der Senatspräsident sagte eine Weile nichts. Dann fragte er ruhig:

»Sie wollen doch hier nicht ein Beweismittel einführen, das es nicht gibt?«

»Nein, Herr Vorsitzender.«

Als der Senatspräsident fertig war und der Oberreichsanwalt abwinkte, verzichtete Merkel auf Fragen. Ich schaute Wohlfeld so lange in die Augen, bis er den Blick niederschlug.

»Haben Sie die Kugeln untersuchen lassen, die Engert und Dr. Olendorff töteten?«

»Ja.«

»Aus welcher Waffe oder welchen Waffen wurden sie abgefeuert?«

»Aus einer Selbstladepistole. Wir haben die Patronenhülsen gefunden, darauf befinden sich die charakteristischen Einkerbungen vom Auswurf.«

»Hat Ihnen jemand die Weisung erteilt, Ihre Ermittlungen in den Mordfällen Hitler, Röhm und so weiter einzustellen?«

»Die Ermittlungen wurden mit einem eindeutigen Ergebnis beendet.«

»Das beantwortet nicht meine Frage, Herr Kommissar. Hat es eine Anweisung gegeben?«

»Der Polizeipräsident hat sich die Ermittlungsergebnisse angesehen und dann die Einstellung verfügt.«

»Haben Sie dem zugestimmt?«

»Natürlich.«

»Hatten Sie keine Zweifel?«

»Nein.«

»Haben Sie dem Fahndungsbüro aufgetragen, einen gewissen Alexander zu suchen?«

»Nein.«

»Obwohl dieser Alexander einen Kriminalkommissar im Keller des Motorboot-Klubs Oberspree niedergeschlagen hat?«

»Das haben Sie erklärt, Herr Soetting.«

»Sie bezweifeln meine diesbezügliche Angabe?«

»Es gibt keinen Beweis dafür.«

»Ich habe mich also selbst niedergeschlagen.«

»Ich weiß es nicht.«

»Früher war es so, dass Zweifel ausgeschlossen werden mussten.«

»Ich habe keine Zweifel.«

»Sie schließen es also völlig aus, dass dieser Alexander mich niedergeschlagen hat?«

Voß erhob sich. »Vielleicht kann uns der Angeklagte verraten, was diese exotische Geschichte mit unserem Fall zu tun hat. Ich erhebe Einspruch gegen diese Art der Befragung.«

Der Senatspräsident legte seine Stirn in Falten. »Angeklagter, ich sagte wiederholt, dass ich gewillt bin, Ihnen einigen Spielraum einzuräumen. Sie sollten dies aber nicht als Einladung missverstehen, hier Verwirrung zu verbreiten.«

»Herr Senatspräsident, ich gedenke mich zu verteidigen, indem ich verdeutliche, dass die Anklage gegen mich zu der Verschwörung gehört, von der ich vorhin gesprochen habe. Es geht um meinen Kopf. Wenn Sie mir nicht erlauben, dieses Gegenmodell zur Anklage zu präsentieren oder Zeugen in diesem Sinn zu befragen, können Sie mich gleich in die Todeszelle verlegen. Selbst zu Kaisers Zeiten war es einem Angeklagten möglich, sich umfassend zu verteidigen.«

Der Senatspräsident schaute mich lange an. Schwere Tränensäcke hingen unter seinen Augen. Dieser Mann hatte viel gesehen. Und er fühlte sich nicht wohl. »Fahren Sie fort«, sagte er. Und ich dachte: Vielleicht haben sie einen Fehler gemacht, vielleicht hätten sie mich gleich töten sollen, wie Brückner oder Kippenberger.

»Danke, Herr Vorsitzender. Ich werde hier einen Freispruch erwirken.« Ich schaute dem Vorsitzenden in die Augen, dann sagte ich: »Bevor ich es vergesse, sollte ich tot in meiner Zelle gefunden werden, handelt es sich um Mord.«

Voß sprang auf, setzte sich aber gleich wieder. Zorn stand in seinen Augen.

»Herr Kommissar, Zweifel haben etwas zu tun mit Wissen oder mit Nichtwissen. Wissen Sie, ob ich niedergeschlagen wurde?«

»Nein.«

»Wissen Sie, dass ich nicht niedergeschlagen wurde?«

Wohlfeld drehte den Kopf kurz zum Oberreichsanwalt, dann zurück zu mir. »Nein.«

»Gut, wenn Sie also doch Zweifel haben, werden Sie meine Frage verstehen, warum Sie diesen Herrn Alexander offenbar nicht gesucht haben.«

»Aber wir haben ihn doch gesucht.«

»Warum nicht gleich so? Vorhin sagten Sie noch, Sie hätten ihn nicht gesucht. Weshalb haben Sie ihn denn gesucht?«

»Ich habe die Wahrheit gesagt. Das Fahndungsbüro hat ihn gesucht. Aber nicht auf Weisung der Mordkommission. Wir haben dem Fahndungsbüro nur geholfen bei der Suche.«

»Und wer hat das Fahndungsbüro zur Fahndung veranlasst?«

»Das Vermisstendezernat.«

»Wissen Sie, wer ihn als vermisst gemeldet hat?«

Voß rief: »Herr Vorsitzender, bitte beenden Sie dieses Spektakel. Das hat mit unserem Fall nichts zu tun.«

Der Senatspräsident schaute mich neugierig an. »Können Sie mir darlegen, was Sie mit Ihren Fragen bezwecken?« Er klang resigniert.

»Ich habe Alexander getroffen und befragt. Er hat gestanden, dass er mich niedergeschlagen hat, um Spuren des Mords an Röhm zu verdecken.«

Schweigen. Ich hatte die erste Bombe im Gerichtssaal gezündet.

Der Senatspräsident beugte sich nach vorne und fragte: »Sie wissen, was Sie da sagen?«

Ich nickte. »Ja.«

Voß' Finger zappelten über dem Tisch. Womöglich dachte er jetzt, es sei ein Fehler gewesen, mich nicht auch wegen des Überfalls auf ihn anzuklagen. Vielleicht überlegte er, welche Zeugen er besser nicht aufrufen ließ. Oder er war einfach nur

wütend. Er beantragte, die Verhandlung zu vertagen.

Ich widersprach. »Wenn ich mit dem Zeugen Wohlfeld fertig bin, werde ich einer Vertagung zustimmen.«

»Das klingt vernünftig«, sagte der Senatspräsident.

»Wenn ich meine Frage wiederholen darf: Wer hat Alexander als vermisst gemeldet?«

»Ich sagte doch, es lief über das Vermisstendezernat.«

»Sie haben jetzt die Wahl, mir zu sagen, was Sie wissen. Tun Sie es nicht, werde ich den Leiter des Vermisstendezernats als Zeugen aufrufen und ihn befragen, ob er Ihnen mitgeteilt hat, wer die Vermisstenanzeige aufgegeben hat. Und wenn er es getan hat, dann haben Sie hier falsch ausgesagt.« Es war ein Bluff, aber Wohlfeld war verunsichert, und ich hoffte auf einen Rest von Loyalität zu mir.

»Es kam aus dem Büro des Herrn Polizeipräsidenten.« Er sprach leise.

»Wiederholen Sie das bitte.«

»Es kam aus dem Büro des Herrn Polizeipräsidenten.«

»Sie wollen damit sagen, der Herr Polizeipräsident Melcher hat Herrn Alexander vermisst.«

»Das will ich damit nicht sagen. Der Leiter des Vermissten-
dezernats, Kommissar Kalow, hat mir gesagt ...«

»Das ist Hörensagen!« rief Voß.

»Ich möchte die Antwort des Zeugen trotzdem hören«, sagte der Senatspräsident. »Vielleicht können wir es uns so ersparen, den Leiter des Vermisstendezernats nach Leipzig zu bitten. Also, Herr Zeuge!«

»Der Kommissar Kalow hat erzählt, er sei zum Herrn Präsidenten gerufen worden. Der Herr Präsident habe ihm befohlen, alle Fahndungsmittel einzusetzen, um diesen Alexander zu finden. Alle Dezernate seien in die Fahndung einzubeziehen.«

»Wissen Sie etwas über einen Grund dafür?« fragte der Senatspräsident.

»Nein.«

»Haben Sie nicht danach gefragt?«

»Doch. Aber der Kommissar Kalow kannte ihn anscheinend nicht.«

Ich stand auf, um mir Gehör zu verschaffen. »Ich beantrage die Ladung des Zeugen Kurt Melcher, Ladungsadresse Polizeipräsidentium Berlin, Alexanderplatz.«

»Nun werden Sie mal nicht übermütig«, sagte der Senatspräsident.

»Das Gericht wird über Ihren Antrag beraten. Haben Sie weitere Fragen an den Herrn Kommissar?« Es klang, als wüsste er sich, ich würde aufhören mit der Befragung.

»Nur noch eine Frage, Herr Vorsitzender.« Ich hatte genug Punkte gemacht an diesem Tag.

»Nun gut.«

»Herr Kommissar. Ich will noch einmal auf diesen mysteriösen Zettel zurückkommen.«

Er lief rot an. »Es ist mir unangenehm, der Zettel ist nach seiner Untersuchung im Labor verschwunden.«

»Können Sie uns Zeugen nennen, die diesen Zettel gelesen haben?«

»Die Beamten im Labor. Aber die können Ihnen nichts anderes sagen als ich.«

»Herr Vorsitzender, ich stelle fest, dass die Polizei einen Zettel verschwinden ließ, der meine Unschuld im Fall Engert bewiesen und meine Erklärung des Mords an Röhm bestätigt hätte.«

»Das ist eine Ungeheuerlichkeit!« rief Voß.

»Ungeheuerlich ist allein, dass die Ermittlungsbehörden Be-

weismittel vernichten«, erwiderte ich.

Die Verhandlung wurde vertagt auf den Nachmittag. Bevor ich abgeführt wurde, warf ich einen Blick auf Berg. Er nickte mir fast unmerklich zu. Dann sah ich Rübezahl an, er schien mich nicht zu bemerken. Rickmer starrte an die Decke. Was hatten die Vertreter der Reichswehr zu suchen bei diesem Prozess?

Zwei Justizbeamte führten mich zurück in meine Zelle. Dann brachte mir einer einen Eintopf. Ich hatte zwei, drei Löffel gegessen, als Merkel erschien. Bisher hatte ich ihn in der Zelle nicht empfangen dürfen. Er war nervös.

»Setzen Sie sich«, sagte ich und wies auf das Bett.

Er blieb in der Tür stehen. »Sie machen sich unglücklich, Herr Soetting.«

Ich musste lachen. »Ich kann mich nicht unglücklicher machen, als ich bin. Voß glaubt, mein Kopf liege schon so gut wie im Korb, und ich fürchte, damit hat er nicht ganz unrecht. Was also soll meine Lage verschlechtern?«

»Vielleicht kann ich Ihr Leben retten, wenn Sie aufhören, diese Fragen zu stellen.« Er betonte ›diese‹.

»Wer schickt Sie?«

Er schaute mich ängstlich an. »Niemand.«

»Verschwinden Sie«, sagte ich. »Einen Anwalt, der seinen Mandanten belügt, kann ich nicht gebrauchen. Sie dürfen in den Verhandlungen vor der Anklagebank sitzen, weil das Gericht es so will. Ginge es nach mir ...« Ich winkte ab.

Er verschwand nicht. »Der Herr Oberreichsanwalt Dr. Voß würde Ihnen etwas anbieten.«

»Dann folgen Sie also doch einem Auftrag.«

»Er wäre vielleicht bereit, auf ›lebenslänglich‹ zu plädieren.«

»Und das Gericht hält sich dran?«

»Bestimmt.«

»Soll ich Ihnen sagen, was dabei herauskommt?«

Er schlug die Augen nieder.

»Sehen Sie. Es geht darum, mir den Mund zu stopfen. Solange ich lebe, bin ich eine Gefahr für manche Herren, die heute in Deutschland etwas zu sagen haben. Verschwinden Sie.«

*

Am Nachmittag verkündete das Gericht seine Entscheidung, meinen Antrag, Melcher zu laden, abzulehnen. Dann rief das Gericht Koletzke als Zeugen auf. Seine Pockennarben schienen rot zu leuchten. Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Der Oberreichsanwalt fragte nach meinem Einbruch in die Villa und nach Olendorffs Tod. Koletzke berichtete, ich hätte ihn niedergeschlagen, und als er das Bewusstsein wiedererlangt habe, sei Olendorff tot gewesen. Seine Aussage passte zu Wohlfelds Darstellung. Sie bewies aber nur, dass ich in der Villa gewesen war.

Ich beschloss, Koletzke hart anzugehen. »Ist es nicht so gewesen, dass Sie Dr. Olendorff erschossen haben?«

Koletzke staunte. »Nein!«

»Sie haben ihn erschossen, weil er Skrupel bekommen hat. Und Ihr Auftraggeber heißt Hermann Ehrhardt, der Chef der Organisation Consul, der auch Sie angehören.«

Voß sprang auf. »Hermann Ehrhardt ist einer der angesehensten Männer unseres Landes. Es ist ungeheuerlich, diesen wahren Deutschen eines Mordes zu beschuldigen. Herr Senatspräsident, ich beantrage, dem Angeklagten das Fragerecht zu entziehen!«

Der Senatspräsident wiegte seinen Kopf, dann sagte er: »Ich hoffe, der Angeklagte behauptet dies nicht ohne Grund.«

»Nein, Herr Senatspräsident.«

»Fahren Sie fort.«

»Herr Koletzke, kennen Sie den Motorboot-Klub Oberspree?«

»Ja.«

»Waren Sie schon einmal im Keller des Klubs?«

Er warf mir einen unsicheren Blick zu, dann grinste er leicht.

»Ja.«

»Waren Sie dort auch am 9. November letzten Jahres?«

»Nein.« Die Antwort kam zu schnell.

»Waren Sie schon einmal mit Herrn Engert in diesem Keller?«

»Nein.« Wieder eine schnelle Antwort.

»Kennen Sie Herrn Alexander?«

»Das ist der Verwalter, so eine Art Hausmeister.«

»Wissen Sie, wo Herr Alexander sich aufhält?«

»Nein.«

»Dieser Herr Alexander hat mir mitgeteilt, Sie hätten gemeinsam mit Engert den SA-Stabschef Röhm ermordet.«

Der Oberreichsanwalt sprang auf. »Das ist ungeheuerlich, Herr Senatspräsident.«

»Angeklagter, wenn das eine Frage sein soll, ist sie unzulässig. Es ist reines Hörensagen. Wenn Sie uns den Zeugen Alexander präsentieren und der diese Aussage machen würde, sähe es anders aus. Aber Sie dürfen eine solche Behauptung nicht einfach in das Verfahren einführen, wenn Sie es nicht beweisen können. Herr Rechtsanwalt, bitte belehren Sie Ihren Mandanten über die Regeln einer Zeugenbefragung. Die Verhandlung wird für eine Viertelstunde unterbrochen.«

Ich wurde in ein Zimmer gegenüber dem Gerichtssaal geführt. Merkel begann auf mich einzureden.

»Halten Sie den Mund, Sie Strichjunge. Ich muss mich konzentrieren.«

Seine Lippen zitterten, aber er schwieg. Dann stand er auf und verließ das Zimmer.

Bald wurde ich zurückgeführt in den Verhandlungsraum, der Senatspräsident ermahnte mich noch einmal. »Fahren Sie fort, Angeklagter!«

Koletzke schaute mich konzentriert, fast ängstlich an.

»Kennen Sie einen Hermann Ehrhardt?«

Koletzke nickte, als wollte er sich bestätigen, dass er diese Frage ruhig beantworten könne. »Ja.«

»Wann haben Sie ihn zum letzten Mal gesehen?«

Voß rief: »Was hat das mit der Anklage zu tun?«

»Mehr, als Sie sich wünschen!« rief ich zurück.

Der Senatspräsident räusperte sich: »Meine Herren, wahren Sie die Würde des Gerichts. Fahren Sie fort, Angeklagter.«

»Nun, Herr Koletzke?«

»Vergangene Woche.«

»Geht's genauer?«

»Am Wochenende.«

»Also vor vier Tagen.«

»Ja.«

»In Österreich?«

»Ja.«

»Haben Sie mit Herrn Ehrhardt über diesen Prozess gesprochen?«

Koletzke zögerte, dann sagte er: »Ja, so allgemein.«

»Hat Herr Ehrhardt Ihnen gesagt, wie Sie auf eine solche Frage antworten sollen?«

Koletzke zögerte wieder. Dann schüttelte er den Kopf.

»Nein.«

»Hat er Ihnen gesagt oder haben Sie darüber gesprochen, dass eine solche Frage gestellt werden könnte?«

»Nein.« Diesmal kam das Kopfschütteln später.

»Denken Sie genau nach. Sie sollen hier die Wahrheit sagen.«

»Nein.«

»Wirklich?«

Voß erhob sich. »Der Angeklagte drängt den Zeugen in eine bestimmte Richtung.«

Der Senatspräsident schaute mich streng an. »Noch einmal, halten Sie sich an die Regeln.«

»Herr Koletzke, wie würden Sie Herrn Ehrhardt beschreiben?«

»Ein Deutscher, ein tapferer Deutscher, der nichts mehr liebt als sein Vaterland.«

»Träfe diese Beschreibung auch auf Sie zu?«

»Ich hoffe es.«

»Würden Sie jemanden töten für Deutschland?«

»Natürlich. Das haben wir im Krieg auch getan.«

»Ist heute noch Krieg?«

»Solange das Schanddiktat nicht beseitigt ist, herrscht Krieg.«

»Aber die Reparationen sind erledigt, die Rüstungsgleichberechtigung bald erreicht.«

»Solange das Schanddiktat nicht beseitigt ist, herrscht Krieg.«

»Das haben Sie schon gesagt. Wenn Herr Ehrhardt Ihnen den Befehl geben würde, einen Verräter zu töten, würden Sie es tun?«

»Ich verweigere die Aussage.«

»Das dürfen Sie nicht.«

»Herr Senatspräsident, Sie dürfen diese Frage nicht zulassen. Sie ist rein hypothetisch.« Voß war wieder aufgesprungen.

»Das ist sie, Herr Oberreichsanwalt. Aber die Antwort würde mich doch interessieren.«

Ich sah den Schweiß auf Koletzkes Stirn. Er schwieg und starrte auf den Boden. »Der Kapitän ist der Kopf des anständigen Deutschland.«

»Das beantwortet die Frage nicht«, sagte ich.

»Ich bin zufrieden mit der Antwort, Angeklagter.« Der Senatspräsident hob seine Stimme nicht.

»Wie würden Sie Ihr Verhältnis zu Kapitän Ehrhardt beschreiben?«

»Das habe ich schon.«

»Ist er so etwas wie Ihr Vorgesetzter?«

»Ja.«

»Sie würden durchs Feuer gehen für ihn?«

»Ja.«

»Sie haben in der Marinebrigade Ehrhardt gekämpft?«

»Sonst wären wir heute Sowjetrepublik.«

Der Senatspräsident nickte. Vereinzelt Beifall' in den Zuschauerreihen. Koletzke blickte mich herausfordernd an.

»Was hielten Sie von Röhm?«

»Sie meinen den Stabschef der SA?« Er fragte zurück, um nachzudenken.

»Wen sonst?«

»Ein Soldat, aber anders.«

»Anders?«

»Ja, abartig.«

Voß erhob sich. »Sie meinen anders gemäß Paragraph 175 StGB?«

Koletzke schaute den Oberreichsanwalt an, ließ die Schultern hängen und sagte: »Weiß nicht.«

Der Senatspräsident sagte: »Herr Röhm war homosexuell, das wollte der Oberreichsanwalt Ihnen erklären.«

»Ja«, sagte Koletzke.

»Kannten Sie Röhm?«

»Nein.«

»Ich kenne einen Zeugen, der hat Sie und Engert zusammen mit Röhm gesehen.«

Voß sprang auf, als hätte ihn etwas ins Gesäß gestochen. »Warum präsentieren Sie diesen Zeugen nicht, Angeklagter? Herr Senatspräsident, der Angeklagte soll erst seinen Zeugen vorstellen und dann diese Fragen stellen. Wenn Sie dem nicht zustimmen, beantrage ich, dass diese Fragen nicht zugelassen werden. Der Angeklagte führt dieses Verfahren durch seine Fragen in eine ganz andere Richtung. Er steht vor Gericht wegen der Morde an Dr. Olendorff und Engert und nicht wegen des Mords an Röhm. Die Ermittlungen der Berliner Kriminalpolizei haben zweifelsfrei ergeben, dass der sogenannte M-Apparat den Serienmord an den Führern der nationalsozialistischen Partei verübt hat.«

»Gewiss, so unrecht haben Sie nicht, Herr Oberreichsanwalt.

Aber wenn Engert nun beschuldigt wird, Röhm ermordet zu haben, dann wirft dieser Umstand vielleicht ein anderes Licht auf unseren Fall.«

Der Oberreichsanwalt schüttelte den Kopf. »Selbst wenn stimmen würde, was der Angeklagte behauptet, so geht es hier doch um seine Morde an Engert und Dr. Olendorff.«

Der Senatspräsident nickte mir zu. »Bitte, Angeklagter!«

»Herr Koletzke, ich wiederhole meine Frage. Ich kenne einen

Zeugen, der Sie und Engert zusammen mit Röhm gesehen hat.«

»Dann sollten Sie diesen Zeugen hierherbringen. Wer immer es ist, er lügt.«

Der Streit um diese Frage hatte Koletzke Zeit gegeben, sich eine Antwort zurechtzulegen. »Als ich Dr. Olendorffs Villa verließ, gab es darin noch keine Leiche.«

»Als ich das Bewusstsein wiedererlangt hatte, fand ich im Arbeitszimmer die Leiche von Dr. Olendorff.«

»Besitzen Sie eine Waffe?«

»Nein.«

»Herr Senatspräsident, ich beantrage, die Wohnung des Koletzke zu durchsuchen. Der Zeuge gehört zu einer sogenannten Wehrorganisation. Es wäre mir neu, wenn solche Leute keine Waffe hätten.«

»Herr Zeuge, vielleicht überdenken Sie Ihre Antwort noch einmal«, sagte der Senatspräsident.

»Doch«, sagte Koletzke.

»Was für eine Waffe?«

»Zwei.«

»Beschreiben Sie die Waffen.«

»Einen Colt und eine Luger 08.«

»Beide neun Millimeter?«

»Ja.«

»Wann wurde aus diesen Waffen zuletzt gefeuert?«

»Weiß nicht.«

»Herr Senatspräsident, ich beantrage, dass diese Waffen geholt und untersucht werden.«

»Herr Zeuge, bemühen Sie Ihre Erinnerung«, sagte der Senatspräsident.

Koletzke war verunsichert. Seine Betreuer von der OC hatten

offenbar nicht damit gerechnet, dass noch nicht jeder Richter in Deutschland seinen Beruf verleugnen wollte. Der Senatspräsident mochte geglaubt haben, die Oberreichsanwaltschaft präsentiere ihm einen klaren Fall. Um so größer der Ärger und die Bereitschaft, sich zu revanchieren für die Missachtung.

»Immer mal wieder.«

»Ihre Luger könnte auch an dem Tag abgefeuert worden sein, an dem Dr. Olendorff erschossen wurde.«

»Nein.«

»Jetzt wissen Sie das so genau?«

»Weil ich ihn nicht erschossen habe.«

»Aber davor oder danach, im Schießstand zum Beispiel.«

»Nein.«

»Was hielten Sie denn von Goebbels?«

»Schreihals«, sagte Koletzke.

»Und von Gregor Strasser?«

»Außen braun, innen rot, wie sein Bruder.«

»Ich nehme an, das ist auch die Meinung von Kapitän Ehrhardt.«

»Natürlich.«

»Mit solchen Leuten wie Hitler, Goebbels, Röhm und Strasser kann man keinen Krieg führen, nicht wahr?«

Koletzke guckte mich dumm an.

»Na, Goebbels ist ein Schreihals, Röhm ist homosexuell und Strasser ein verkappter Sozialdemokrat oder Kommunist. Und Hitler wollte unbedingt Reichskanzler, besser noch Diktator werden und die Feindmächte gleich richtig vorführen. Bis die zur Unzeit über uns herfallen. Verstehe ich Sie so richtig.«

Er nickte.

»Und das ist auch die Meinung von Kapitän Ehrhardt?«

»Ja. So ähnlich. Glaube schon.«

»Danke, Herr Koletzke.« Ich wandte mich an den Senatspräsidenten.

»Ich beantrage die Ladung des Zeugen Major Kurt Rübezahl, Truppenamt der Reichswehr, Berlin.« Im Augenwinkel erkannte ich, wie Rübezahl auf der Zuschauerbank zuckte.

»Sie müssen Ihren Antrag mit einem Sachvortrag verknüpfen, Angeklagter. Was soll dieser Zeuge aussagen?«

»Dieser Zeuge ist Angehöriger des Truppenamts der Reichswehr. Er wird die Aussage des Zeugen Koletzke bestätigen, dass man mit Hitler, Goebbels, Röhm und Strasser keinen Krieg führen konnte.«

Der Oberreichsanwalt stand auf. »Sie gestatten, Herr Senatspräsident. Wenn wir dieses Verfahren in eine Farce verwandeln wollen, dann können wir diesen und andere Zeugen laden. Was hat dieser Rübezahl zu sagen über die Morde an Olendorff und Engert? Nichts, nehme ich an. Jedenfalls hat der Angeklagte sich dazu nicht eingelassen.«

Ich erhob mich ebenfalls. »Herr Senatspräsident, wenn ich nachweisen kann, dass die Naziführer nicht von der Kommune ermordet wurden, sondern von Gesinnungsgenossen, um einen Bürgerkrieg anzuzetteln und diese neue Regierung mit Hilfe der Reichswehr ins Amt zu hieven, dann wirft dies ein neues Licht auf die Bemühung des Oberreichsanwalts und der preußischen Polizei, die Ermittlungen in diesen Mordfällen zu beenden. Ich habe nach meinem Ausscheiden aus dem Dienst die Ermittlungen weitergeführt und herausgefunden, dass Engert und Koletzke Röhm im Keller des Motorboot-Klubs Oberspree ermordet haben. Engert und Koletzke haben auch die anderen Opfer auf dem Gewissen, ausgenommen Hitler. Als ich Engert mit meinem Wissen konfrontierte, packte er aus. Dann versuchte er mich zu erstechen. Ich trage die Narbe noch am Hals. Ich habe Engert in Notwehr getötet und seine Leiche ver-

schwinden lassen. Ich wusste nämlich, was geschehen würde, wenn ich mit diesem Fall zur Polizei ging. Ich würde mich in die Hände jener Leute begeben, in deren Obhut nicht nur wichtige Zeugen zufällig starben, wie Kippenberger oder Brückner, sondern die sich auch zu einer Verschwörung zusammenschlossen, um die wahren Täter zu decken. Weil sie von den Morden profitierten. Die Organisation Consul hatte Rathenau und Erzberger ermordet, um einen Bürgerkrieg zu entfesseln. Sie hoffte, die Linken und die Demokraten würden die Macht an sich reißen, damit die Reichswehr auf den Plan rufen, um am Ende das entstehen zu lassen, was wir jetzt haben, eine Diktatur des Militärs, getarnt durch diese sogenannte nationale Regierung. Das hat damals nicht geklappt. Deswegen haben Ehrhardt und seine Kameraden diesmal auf eine andere Karte gesetzt. Dass Hitler ermordet wurde, muss Ehrhardt wie ein Gottesgeschenk erschienen sein. Er hasste Hitler, hielt ihn wohl für einen Irren. Die Reichswehr und bekanntlich auch der Reichspräsident konnten ebenfalls nicht viel Gutes finden an dessen Geschrei. Hitler als Reichskanzler, das hätte die Alliierten provoziert, und Hitler war zuzutrauen, dass er etwa ins Rheinland einmarschierte oder Österreich besetzte. Hitler bedeutete die Gefahr, dass ein Krieg ausbrach, bevor Deutschland darauf vorbereitet war. Die Herren der Reichswehr wollen selbst bestimmen, wann sie die neue Runde eröffnen.« Voß hatte mehrfach zu einem Protest angesetzt, mich nach einem Blick des Senatspräsidenten dann aber doch nicht unterbrochen.

»Goebbels gehört in die gleiche Rubrik«, fuhr ich fort, »die Planer in der Reichswehr fühlten sich gestört. Wie sollte man die Franzosen und Polen überraschen, wenn einer pausenlos wilde Drohungen ausstieß? Als Ehrhardt entdeckte, dass die Nazi­partei sich spalten könnte nach Hitlers Tod, setzte er noch ein paar drauf, nämlich die Morde an den anderen Naziführern. Röhm war der Reichswehr ein Dorn im Auge. Er sprach von

einem Volksheer, natürlich unter seinem Kommando. Die Reichswehr arbeitete mit der Organisation Consul zusammen, das hat damals das Verfahren gegen die OC ergeben. Strasser war ein Risiko. Er war Reichsorganisationsleiter, hatte viele Anhänger in der NSDAP und hätte Hitler beerben können. Vielleicht hätte er die Spaltung der Partei verhindert und auf Mäßigung gesetzt. So aber wurden die NS-Bolschewisten nach links getrieben und die rechten, das waren die meisten, zu Hugenberg, Papen und Schleicher. Wie von Ehrhardt vorausgesehen, griff die Reichswehr ein, kämpfte in ein paar Tagen die Roten nieder und ist jetzt die eigentliche Macht in Deutschland. Ob sie nun den Kronprinzen auf den Thron setzen, wie es in den Zeitungen angedeutet war, oder nicht, die Herren Generäle bauen eine neue deutsche Wehrmacht auf, um die Schmach von 1918 zu tilgen. Wenn es aber so ist, dass eine Verschwörung den Bürgerkrieg auslöste und Olendorff, Engert und Koltzke daran mitwirkten, dann gehört der Prozess gegen mich zu dieser Verschwörung. Ich möchte den Herrn Major Rübzahl fragen, ob er Kenntnis hat von einem Zusammenwirken der Reichswehr mit der Organisation Consul beziehungsweise dem Kapitän Hermann Ehrhardt.«

»Das verstehe ich nicht. Selbst wenn es so ist, wie Sie behaupten, es ändert doch nichts an der Mordanklage«, sagte der Senatspräsident.

»Der Angeklagte hält Volksreden«, empörte sich der Oberreichsanwalt.

Der Senatspräsident winkte ab.

»Der Sinn dieser Mordanklage ist leicht zu verstehen.«

Der Senatspräsident rümpfte die Nase.

»Die preußische Regierung und die neue Regierung des Reichs wollen mich ausschalten, weil ich weiß, wie sie an die Macht kamen. Sie haben dabei nur den Fehler gemacht, dass sie mich nicht gleich umbrachten. Vielleicht fürchteten sie

Schwierigkeiten, wenn es einem ehemaligen Kommissar an den Kragen ging. Vielleicht wollten sie die Serie der Morde nicht fortsetzen. Vielleicht waren sie sich sicher, dass dieser Prozess eine schnelle Sache würde. So viele Zeugen gegen einen einzelnen, gefälschte Beweise dazu. Die Anklage hat nur mit einem nicht gerechnet, nämlich dass dieser Senat noch an das Recht glaubt. Wohl in anderer Weise als ich, aber immerhin darf ein mit dem Todesurteil bedrohter Angeklagter seine Sache vertreten. Und das allein genügt schon, um die Anklage zu vernichten. Dieser Oberreichsanwalt ist Teil der Verschwörung.« Ich zeigte auf Voß.

Voß sprang auf und schlug auf den Tisch. »Jetzt reicht es! Ich beantrage eine Vertagung.«

»Angeklagter, ich werde dem Antrag des Oberreichsanwalts folgen und die Verhandlung vertagen. Ich habe vorher noch eine Frage: Können Sie uns auch erzählen, warum Dr. Olendorff ermordet wurde, wenn Sie es nicht waren?«

»Dazu habe ich eine Theorie. Ich würde ihr folgen, wenn ich die Ermittlungen zu führen hätte. Koletzke und Engert erhielten ihre Aufträge von Ehrhardt. Olendorff hat mitbekommen, was im Keller des Motorboot-Klubs geschehen war und dass Koletzke und Engert Serienmörder waren. Olendorff war ein Berliner Industrieller, verstrickt in die geheime Aufrüstung der Reichswehr und in die OC, aber mit Serienmord wollte er nichts zu tun haben. Als er entdeckte, dass ich ihm auf den Fersen war, wollte er sich aus seiner Verstrickung lösen. Er war eine weiche Stelle in der Verschwörung, deshalb hat Koletzke ihn umgebracht.«

»Wüste Spekulation!« donnerte Voß.

»Weniger wüst als Ihre Anklageschrift«, erwiderte ich. »Und sollte Alexander die Fahndung der Polizei überleben, wird er die Täter des Röhm-Mords identifizieren.«

»Das ist eine Unverschämtheit.«

»Das ist eine Gewissheit, Herr Oberreichsanwalt.«

»Ich bitte Sie, meine Herren« sagte der Senatspräsident. »Die Verhandlung ist vertagt auf übermorgen.«

*

In der Nacht lag ich auf der Pritsche und kriegte die Augen nicht zu. Ich erwog meine Möglichkeiten. Wenn ich das Bild einer Verschwörung vervollständigte, befreite ich mich nicht von der Mordanklage. Aber ich säte Zweifel. Hatte das Gericht Zweifel, würde es mich nicht verurteilen, jedenfalls nicht zum Tod. Der Mord an Olendorff gehörte zur Verschwörung der Organisation Consul mit ihren Verzweigungen in Politik, Wirtschaft und Reichswehr. Die Spinne im Netz, Kapitän Ehrhardt, konnte ich entlarven, aber nicht stellen. Wie sollte ich ihn nach Deutschland holen?

Als ich die Schritte im Gang hörte, wusste ich, was geschehen würde. Ich war innerlich vorbereitet. Ich formte Pritschendecke und Kopfkissen so, dass man ein paar Sekunden glauben konnte, ich schliefe. Dann stellte ich mich neben die Tür und wartete. Draußen mühte sich jemand, die Türverriegelung leise zu öffnen. Die Tür wurde vorsichtig aufgeschoben. Im Licht, das von den Hoflaternen durch mein Zellenfenster fiel, sah ich zuerst das Messer. Ein Mann schlich sich zum Bett. Als ich ihm im Rücken stand, packte ich ihn an Hals und Arm. Ich riss den Arm nach hinten, bis es krachte. Ein Schrei, das Messer klapperte auf dem Boden. Ich stieß den Mann auf die Pritsche, setzte mich auf seinen Rücken und bog den unversehrten Arm nach hinten, bis er stöhnte.

»Wer schickt dich?«

Er sagte nichts.

Das Schultergelenk knirschte, als ich den Arm ein Stück weiter bog.

»Es war ein Los.«

»Was für ein Los?«

»Ich fand es gestern im Briefkasten. Darauf stand: ›Töten Sie Soetting, sofort!‹«

»Und weil dir irgendwer einen Zettel in den Briefkasten wirft, bringst du einen fremden Mann um. Ich dachte, du bist Wärter und dein Dienstherr ist der Staat.«

»Ja.«

»Was heißt ›ja?‹«

»Ich bin Wärter, mein Dienstherr ist das Land Sachsen.«

Ich ließ das Gelenk knacken. Er stöhnte. »Wer hat das Los geschickt?«

»Die OC«, stöhnte er. »So wird bestimmt, wer einen Auftrag ausführen muss.«

Ich hatte davon gehört, Rathenaus und Erzbergers Mörder wurden so beauftragt. Die OC verschickte ihre Mordaufträge als Lose. Dass wirklich gelöst wurde, glaubte ich nicht. Eine Verschwörerorganisation überlässt nichts dem Zufall.

Ich brüllte: »Hilfe! Überfall! Schnell!«

Bald hallte Trappeln im Gang. Kurz hintereinander erschienen zwei Schließer. Der eine riss mich vom Rücken des Attentäters weg, dann drehten beide meine Arme nach hinten, ich hörte die Handschellen schnappen. »Er wollte mich umbringen!« rief ich. »Schauen Sie auf den Boden, da liegt das Messer.«

»Er hat von innen gegen die Tür geklopft, bis ich öffnete, dann ist er mit dem Messer über mich hergefallen«, sagte der Wärter auf der Pritsche. Er erhob sich langsam und wimmerte. Dann schaute er mich zornig an und ging. Der eine Schließer stieß mich auf die Pritsche. »Darüber reden wir morgen noch mal.«

Am Morgen führten mich zwei Wärter in Handschellen zum

Direktor der Untersuchungshaftanstalt. Ich berichtete, was geschehen war. Er stellte dem die Aussage des Attentäters entgegen.

»Man hat mir alles abgenommen, als ich eingeliefert wurde. Und die Zelle ist gewiss gefilzt worden, bevor sie neu belegt wurde. Erklären Sie mir, warum ich einen Wärter anlocken, überfallen und misshandeln soll. Nennen Sie einen einzigen Grund dafür!«

»Um auszubrechen«, sagte der Direktor gelassen. »Warum denn sonst?« Er kratzte sich am Kinn, es ragte spitz aus seinem Gesicht, darüber ein schmaler Mund mit dünnen Lippen. Er setzte die Brille ab und gleich wieder auf. Nachdem er dies einige Male wiederholt hatte, sagte er: »Wir werden es nicht aufklären. Aber ich werde den Beamten, mit dem Sie aneinandergeraten sind, versetzen, solange Sie unser Gast sind.«

Er grinste. »Ich würde es bedauern, wenn in meiner Anstalt ein Mord oder ein Ausbruch gelänge. Wir sind schließlich in Deutschland und nicht bei den Hottentotten.« Er setzte die Brille ab und sagte: »Nicht wahr?«

»Ich glaube, im Vergleich zu den Zuständen bei uns geht es bei den Hottentotten zivilisiert zu«, sagte ich.

Er verzog das Gesicht, dann lächelte er. »Sie müssen das wohl so sehen.«

»Ich glaube, die Hottentotten bringen ihre Gefangenen nicht vor dem Prozess um.«

Er hob die Augenbrauen, setzte seine Brille ab und auf, kratzte sich am Kinn und ließ mich abführen.

Ich hockte mich an den kleinen Tisch in meiner Zelle und spürte die Erschöpfung. Es war ein Elend. Immer wieder stand ich kurz davor, eine Ecke des Netzes zu packen, das die Verschwörer gewebt hatten, aber dann entglitt sie mir. Ich wusste nicht alles über die Machenschaften der OC, doch was ich wusste, reichte aus, um ein Bild zu sehen, das mich ängstigte.

Am Ende stand der große Krieg, den wollten sie alle. Wenn die Führung der Reichswehr auch gewiss nicht unterrichtet war über die Einzelheiten der Ehrhardtschen Mordaktionen, so war sie doch die Gewinnerin des Bürgerkriegs. Sie konnte darüber hinwegsehen, wie sie diesen Sieg erreicht hatte. Ehrhardt kam mir vor wie ein Puppenspieler, unsichtbar zog er an den Fäden. Verzweiflung packte mich. Ich hatte ein paar Punkte gemacht in der Verhandlung, aber was hatte ich davon? Meine Hoffnung war der Senatspräsident. Ein Mann, der viel erlebt hat, ändert seine Haltung nicht von heute auf morgen. Er hatte Charakter gezeigt. Doch reichte es für einen Freispruch? Den Rest des Tags und in der Nacht grübelte ich, ohne voranzukommen.

*

Am Morgen beantragte ich erneut, Kapitän Hermann Ehrhardt zu laden. Der Oberreichsanwalt erhob keinen Einspruch, erklärte aber, Ehrhardt wohne im Ausland und besitze keine ladungsfähige Anschrift. Voß hatte meinen neuerlichen Antrag erwartet. Immerhin rief das Gericht Rübezahl als Zeugen auf.

Ich tippte Merkel, der vor mir saß, auf die Schulter. Er drehte sich um, ich zischte: »Fangen Sie an, fragen Sie nach meinem Verhalten im Krieg.«

Merkel erschrak, dann richtete er sich auf. Rübezahl warf mir einen starren Blick zu, als er sich vor dem Gericht aufstellte.

»Herr Major, Sie sind vom Angeklagten als Zeuge benannt worden. Können Sie uns denn etwas über die beiden Mordfälle berichten?«

»Nein, Herr Senatspräsident.«

Der Senatspräsident fragte nicht weiter, auch Voß verzichtete. Nun begann Merkel. Rübezahl berichtete Schmeichelhaftes über mich aus dem Krieg. Im Gesicht des Senatspräsidenten las ich Anerkennung. Bald drehte sich Merkel um zu mir und

zuckte mit den Achseln.

»Ich habe auch noch ein paar Fragen«, sagte ich. »Herr Major, die Reichswehr ist ja nun der Gewinner des Bürgerkriegs. Können Sie sich vorstellen, dass sie an seinem Ausbruch beteiligt war?«

»Das ist undenkbar«, sagte Rübezahl.

»Ist es richtig, dass die Reichswehr zusammenarbeitet mit dem Kapitän Ehrhardt, dem Chef der Organisation Consul, die sich heute Wikingbund nennt?«

»Davon weiß ich nichts. Ich kenne diesen Kapitän Ehrhardt nur aus der Zeitung, habe von seiner Marinebrigade gelesen.«

»Aber es ist doch allgemein bekannt, dass Reichswehrstellen im Hessischen, wo die OC einen Schwerpunkt hat, Informationen mit Ehrhardt-Leuten ausgetauscht haben.«

»Das mag sein, aber in meiner Dienststelle spielt diese OC keine Rolle.«

Meine Hoffnung schwand. »Trauen Sie mir einen Mord zu?«

»Du hast Menschen getötet, aber nicht ermordet. Einen Mord traue ich dir nicht zu, Stefan.«

Voß warf ein: »Das ist zwar rührend, aber es gehört nicht in diesen Prozess, Angeklagter.«

»Da muss ich dem Herrn Oberreichsanwalt aber recht geben«, sagte der Senatspräsident.

Ich schaute Rübezahl in die Augen und wusste, dass er log. Er hob die Augenbrauen, als wollte er sagen, ich kann nicht anders.

»Ich beantrage, den Zeugen Walter Berg aufzurufen. Er befindet sich ebenfalls unter den Zuschauern.«

»Was soll denn das schon wieder? Wollen Sie nun alle Zuschauer als Zeugen aufrufen?« rief Voß.

»Herr Berg wird berichten können, ob die Kommunistische

Partei die Absicht hatte, Führer der NSDAP umzubringen.«

»In welcher Eigenschaft?« fragte der Senatspräsident.

»Als ehemaliger Funktionär der KPD und heutiger Beauftragter der sowjetrussischen Regierung.«

»Und was hat das mit der Anklage zu tun?«

»Ich habe bereits versucht, es Ihnen zu verdeutlichen, Herr Oberreichsanwalt. Die Herren, die Hitler und die anderen ermordet haben, wollen mich beseitigen, weil ich die Täter kenne. Wenn ich beweisen kann, dass die der Morde an Hitler und den anderen Naziführern Beschuldigten die Taten nicht ausgeführt haben, wirft dies ein eindeutiges Licht auf das Verfahren gegen mich.«

Der Oberreichsanwalt stand auf, setzte sich wieder und schnaubte.

»Die Wahrheit läuft manchmal um die Ecke. Am Anfang steht die Frage, wer Hitler und Kameraden ermordet hat. War es nicht die Kommune, dann wird das Gericht sich fragen müssen, ob ich mit meiner Auffassung tatsächlich danebenliege. Wenn also Engert ein Mörder ist, dann stützt dieser Umstand meine Aussagen stärker als alle sogenannten Beweise, einschließlich jener, die aus durchsichtigen Gründen nicht mehr auffindbar sind. Den Olendorff-Mord habe ich nicht begangen, er lässt sich nicht mal mit den derzeit üblichen Methoden von Polizei und Oberreichsanwalt beweisen. Was bleibt, ist, dass Engert ein Mörder war, der auch mich umbringen wollte und gegen den ich mich wehren musste. Wenn die KPD die Morde befohlen hat, kann Engert kein Mörder sein. Das wäre schlecht für mich. Wenn die KPD oder die Kommunistische Internationale die Morde nicht befohlen hat, stürzt eine Grundannahme der Ermittlungsbehörden in sich zusammen.«

»Das ist an den Haaren herbeigezogen«, sagte Voß. »Ich protestiere.«

»Das kann ich schon verstehen, Herr Oberreichsanwalt. Aber

ich habe dem Angeklagten am Anfang unseres Verfahrens einen Spielraum zugestanden, natürlich im Rahmen der Strafprozessordnung, aber den überschreiten wir hier nicht. Herr Berg, darf ich bitten.«

Walter Berg kam mit festem Schritt nach vorn. Bei der Angabe der Personalien bezeichnete er sich als Bürger der Sowjetunion.

Der Senatspräsident konzentrierte sich, dann fragte er: »Können Sie uns erklären, woher das Wissen stammt, das Sie uns vortragen wollen?«

»Aus meiner Kenntnis der KPD, der Kommunistischen Internationale und der Sowjetregierung.«

»In welcher Eigenschaft befinden Sie sich in Deutschland?«

»Als Sonderbotschafter der sowjetischen Regierung.«

Voß starrte auf seinen Aktenstapel. Seine Lage war heikel. Berg verhandelte mit der Reichsregierung, genoss diplomatische Immunität. Ich war gespannt, ob er Berg befragen würde.

»Sie sollen hier aussagen, ob die KPD Morde in Auftrag gegeben hat«, sagte der Senatspräsident.

Berg nickte.

»Kennen Sie denn diesen sogenannten M-Apparat?«

»Ja, den kenne ich gut.«

»Hat dieser Apparat Mordpläne entwickelt und ausgeführt?«

»Herr Senatspräsident, ich möchte dazu feststellen, dass in der Zeit, in der die besagten Morde begangen wurden, die militärpolitische Abteilung des Zentralkomitees der KPD vom individuellen Terror Abstand genommen hatte.«

»Daraus schließe ich, dass es zuvor anders war«, warf Voß ein.

»Ja. Es hat bedauerliche Entgleisungen gegeben, einige wenige haben große Fehler gemacht.«

Der Senatspräsident räusperte sich. »Sie können also ausschließen, dass dieser Apparat angeordnet hat, die Morde auszuführen, oder dass ein Mitarbeiter dieses Apparats, sagen wir mal, übereifrig war.«

»Wir haben diese Sache damals intern geprüft. Ich kann diese Möglichkeiten ausschließen.«

»Auch keine Rache wegen Potempa?«

»Es hat einige gegeben, die Hitler bestrafen wollten, weil er die Mörder von Potempa, die einen Genossen zu Tode getrampelt hatten, zu Helden machte. Aber es hat niemand von uns Hitler oder die anderen Faschistenbonzen getötet.«

»Mäßigen Sie sich in Ihrem Ton!« donnerte Voß.

Für den Bruchteil einer Sekunde erschien ein Grinsen auf Bergs Gesicht.

»Da Sie ja alles wissen über das Paradies der Werktätigen, können Sie mir bestimmt verraten, wo sich dieser Leutbold aufhält, Ihr Agent im Hotel Elephant«, sagte Voß.

»Zur Zeit in Moskau, glaube ich.«

»Wohl bei der GPU?«

»Meines Wissens arbeitet er in der Bibliothek der Kommunistischen Internationale.«

Am Abend in meiner Zelle dachte ich an Rübezahl und Berg. Beide hatten versucht mir zu helfen. Aber beide waren Gefangene ihres Glaubens. Was zählte Kameradschaft, wenn man die Welt oder das Reich oder sonst was retten wollte? Wer alle Menschen retten will, verliert zuerst die Menschlichkeit. Ich lauschte nach Schritten im Gang. Jedes Mal, wenn sich Schritte näherten, packte mich die Angst. Ich redete mir ein, sie würden es nicht ein zweites Mal versuchen. Doch die Angst blieb. Sie begleitete mich übers Wochenende.

Am ersten Verhandlungstag in der neuen Woche beantragte ich wieder, den Zeugen Hermann Göring zu laden, Ministerpräsident des Landes Preußen und Vizekanzler des Deutschen Reichs. Als ich mit meiner Begründung fertig war, herrschte eine Weile Schweigen. Ich sah, wie Voß den Kopf schüttelte. Dann stand er auf. »Herr Senatspräsident, ich gestehe, es fällt mir schwer, die Ruhe zu bewahren. Ich will mich nicht lang auslassen, ich habe keinen Zweifel, dass dieses Gericht diese Ungeheuerlichkeit erneut gebühlich zurückweisen wird.«

Der Senatspräsident schaute mich an, als wäre ich wahnsinnig geworden. Dann tauschte er Blicke mit den Beisitzern aus und sagte: »Der Antrag ist abgelehnt. Die Beweisaufnahme ist abgeschlossen. Herr Oberreichsanwalt, sind Sie bereit, morgen Ihr Plädoyer zu halten?«

XX.

Als ich am Morgen in den Gerichtssaal geführt wurde, spürte ich die Unruhe. Irgend etwas war anders. Sie brachten mich zur Anklagebank und lösten meine Hand- und Fußfesseln wie an jedem Prozesstag. Aber die Gerichtsdienere und auch der Staatsanwalt schienen nervös zu sein. An der Tür des Gerichtssaals hinter den Zuschauerbänken sah ich SA-Offiziere, die aufgereggt miteinander redeten. Hin und wieder verschwand einer schnellen Schritts im Gang, während andere zur Gruppe hinstießen. Die erste Reihe der Zuschauerbänke wurde frei gemacht. Statt der Prozessbeobachter setzten sich SA-Offiziere dorthin. Das Gericht erschien nicht. So hatte ich mehr Zeit, mich mit dem Unvermeidlichen zu befassen.

Ich nahm mir vor, nicht zusammenzuzucken, wenn der Oberreichsanwalt die Todesstrafe beantragte. Merkel hatte ich angewiesen, mir das Plädoyer allein zu überlassen. Aber ich fürchtete, es war gleichgültig, ob wir etwas sagten oder nicht. Ein kleiner Hoffnungsschimmer mochte darin liegen, dass der Senatspräsident sich mühte, mich anständig zu behandeln trotz des Drucks, unter dem auch er stand. Aber am Ende war er einer von diesen deutschen Nationalisten, den Nachfahren der kaiserlichen Flotten- und Kriegerverbände, der Freikorps, des Stahlhelms, der Deutschnationalen und Nationalsozialisten, der Geheimbünde und Fememörder. Sie duldeten oder begrüßten gar Mord und Totschlag, wenn es die richtigen Opfer traf. Für sie hatte der Krieg nie aufgehört. Doch dann sagte ich mir, der Senatspräsident könne nicht hinweggehen über die Zweifel, die die Verhandlung ergeben hatte.

Das Gericht kam mehr als eine halbe Stunde zu spät. Als der Senats-Präsident, die Beisitzer, die Ankläger und alle anderen Platz genommen hatten, schlug der Senatspräsident eine

schmale Akte auf und sagte: »Angeklagter, wir haben Ihren Antrag auf Ladung des Vizekanclers und preußischen Ministerpräsidenten Göring noch einmal geprüft. Wir teilen mit, dass der Herr Vizekancler uns gebeten hat, in diesem Verfahren als Zeuge auftreten zu können. Das Gericht hält dies zwar nicht für erforderlich, teilt aber das Ansinnen des Herrn Vizekanclers, sich in diesem Verfahren gegen die Beschmutzungen durch die internationale Presse zur Wehr zu setzen. Ich rufe also als Zeugen auf den Vizekancler des Deutschen Reichs und Ministerpräsidenten des Landes Preußen, Herrn Hermann Göring.«

Die Tür zum Flur öffnete sich, Göring erschien in einer weißen Uniform, an der linken Brust den *Pour le Mérite*. Die Schirmmütze trug er unter dem Arm. Mir kam er noch fetter vor als bei unserem Treffen. Sein Blick streifte mich.

Während der Richter den Zeugen belehrte, versuchte ich mir einen Reim auf die Wendung des Verfahrens zu machen. Es steckte gewiss Aschbühler dahinter. Ich hätte zu gerne gewusst, was er lanciert hatte. Vermutlich die OC-Verschwörung, über die ich mit ihm gesprochen hatte. Und vielleicht saß einer seiner Spione unter den Zuschauern und hatte gehört, wie ich Göring des Mords an Hitler beschuldigte. Ich war Aschbühler dankbar, dass er mir diese Gelegenheit verschafft hatte. Kurz versank ich in der Erinnerung an Sofia, dann riss ich mich zurück in die Gegenwart.

Der Senatspräsident und danach der Oberreichsanwalt stellten ein paar unterwürfige Fragen. Göring erklärte, er habe nichts zu tun mit den Morden am Führer und den anderen. Er wisse nicht, warum Brückner sich getötet habe. Den Kapitän Ehrhardt kenne er nur beiläufig und habe ihn lange nicht gesehen. Dann war ich an der Reihe. Göring lächelte mich überlegen an.

Die Gedanken überholten sich in meinem Kopf. »Herr Zeuge, gehen wir zurück in den November 1932, nach der

Reichstagswahl, in der Ihre Partei Stimmen verlor. Können Sie mir verraten, in welcher Situation sich die NSDAP damals befand, finanziell und politisch?»

Der Senatspräsident sagte: »Soetting, Sie haben die Geduld des Gerichts schon mehrfach arg strapaziert. Was soll denn diese Frage mit der Anklage gegen Sie zu tun haben? Herr Zeuge, Sie brauchen diese Frage nicht zu beantworten.«

Göring streckte seinen Rücken gerade und sagte mit dröhnender Stimme: »Ich bin hier, um alle Fragen zu beantworten, damit endlich Ruhe ist mit den Verleumdungen der moskowitischen Strippenzieher im Ausland.«

»Bitte«, sagte der Senatspräsident unglücklich.

»Unserer Partei ging es damals finanziell nicht gut. Wir hatten mehr Schulden als Einnahmen und Vermögen. Wenn Sie das genau wissen wollen, fragen Sie den Herrn Schwarz, unseren Reichsschatzmeister. Wir hatten uns in unserem Kampf für Deutschland fast selbst zerstört.«

»Hätte Hitler seine Linie ›Reichskanzler oder nichts‹ fortsetzen können, wäre Ihre Partei womöglich untergegangen. Ist das richtig, Herr Zeuge?»

»Das sind Spekulationen. Aber ich mache kein Hehl daraus, ich war mit Herrn Hitlers Haltung nicht einverstanden. Hätten wir so weitergemacht, gäbe es wohl keine nationale Regierung und keine Wiedergeburt Deutschlands. Vielleicht hätte die Kommune sogar ihre Revolution gemacht, und wir lebten heute in einem Sowjetstaat.«

Die Braunhemden im Saal applaudierten.

»Die Rettung Deutschlands war also erst möglich, als Hitler tot war?»

»Das ist eine unverschämte Verdrehung meiner Aussage!« donnerte Göring.

»Hätte Hitler so weitergemacht, dann lebten wir heute wo-

möglich in einem Sowjetstaat, das haben Sie gesagt, nicht ich, Herr Zeuge.«

»Adolf Hitler allein hat die nationalsozialistische Bewegung zu dem gemacht, was sie heute ist. Kein aufrichtiger Nationalsozialist würde das Vermächtnis des Führers beschmutzen. Das überlassen wir solchen Verrätern wie Ihnen, Soetting. Solchen hergelaufenen Lumpen, die ihr Vaterland öffentlich in den Dreck ziehen.«

Ich spürte, wie ich innerlich ruhig wurde. Ein guter Kriminalkommissar merkt, wenn einer die Beherrschung verliert, weil es eng wird.

»Vielen Dank, Herr Zeuge, für die Belehrung.«

Göring lächelte spöttisch. Auf seiner Stirn glänzte es.

»Ohne Hitlers Tod wären Sie heute bestenfalls Reichspräsident, wenn wir mal unterstellen, es hätte keinen Aufstand der Kommunisten gegeben. Kann man sagen, dass diese Position Ihren Ehrgeiz befriedigt hätte?«

»Sie wollen andeuten, dass ich profitiert habe vom Tod Adolf Hitlers? Das ist eine dreiste, ehrabschneidende Unterstellung. Ich habe Hitler geliebt.«

Beifälliges Gemurmel unter den Braunhemden. Die Zuschauer in den Reihen hinter ihnen verfolgten das Duell wie erstarrt. Die Wahrheit lag in der Luft. Ich malte mir aus, wie Aschbühler den Bericht von dieser Zeugenbefragung ausschlichten würde.

»Die meisten Morde sind sogenannte Beziehungstaten. Familienmitglieder bringen sich um, Menschen, die sich nahestehen. Viel näher, als Hitler und Sie sich hätten nahestehen können.«

Göring schnaubte.

»Könnte es nicht sein, dass Sie Hitler bedrängt haben, dieser solle seine starre Haltung aufgeben, bevor die Partei zerstört würde und Ihre Ambitionen, Herr Zeuge, sich in Luft aufgelöst

hätten? Immerhin gibt es Zeugen, die von einer lautstarken Auseinandersetzung berichtet haben.«

»Dann laden Sie diese Zeugen vor, damit ich sie wegen Falschaussage oder Meineids verfolgen kann«, sagte er. Er kämpfte mit seiner Fassung. Rübezahl hatte angedeutet, Göring sei Morphinist, vielleicht erwischte ich ihn auf dem falschen Fuß.

»Das würde ich gerne, wenn nicht ausgerechnet diese Zeugen entweder tot oder auf der Flucht vor Ihrer Polizei wären. Werden wir genauer: Sie waren der letzte, der Hitler lebend gesehen hat im Hotel Elephant in Weimar. Ist das richtig?«

Er kniff seine Augen zu Schlitzern zusammen und starrte mich böse an. »Der vorletzte, der letzte war der Mörder, dieser Leutbold, zusammen mit dieser Schmoll, kommunistische Agenten.«

»Ich habe diese Agenten verhört, andere Polizeibeamte haben es auch getan. Die beiden haben die Tat nicht gestanden. Es gibt keinen Beweis, dass sie es getan haben. Es gibt keinen Zeugen, der diesen Verdacht stützen könnte. Und außer dem allgemeinen Hass, den Kommunisten auf Nazis haben, gibt es kein Motiv. Wenn ich hinzufüge, was der Zeuge Berg hier ausgesagt hat, dann bleiben Sie übrig, Herr Zeuge. Sie waren am Tatort, sie hatten ein handfestes Motiv, nämlich Ihren Drang zu Ämtern und Dotationen. Und Sie haben Wilhelm Brückner umbringen lassen, damit er hier nicht aussagen kann, dass er Sie zur fraglichen Zeit, am 8. November, um halb zwei in der Nacht, mit blutbefleckter Hose im Hotelflur gesehen hat.«

Er trippelte von einem Bein aufs andere, dann brüllte er: »Wir werden Ihnen das freche Maul stopfen, Sie dreckiger Lügner. Sie sollten beten, dass dieses Gericht Sie zum Tod verurteilt, denn wenn es das nicht tut, werden wir für Gerechtigkeit sorgen.« Schaum stand ihm vor dem Mund. Der Senats-

präsident zuckte zusammen, Voß schien sich klein machen zu wollen.

Der Senatspräsident wartete, bis Göring schwieg, dann ver- tagte er die Verhandlung auf den Nachmittag. Er war verwirrt, das sah man ihm an.

Hochmut kommt vor dem Fall, das hätte man über Görings Auftritt am Vormittag sagen können. Er hatte einen Fehler ge- macht, als er sich bereit erklärte, meine Fragen zu beantworten, und als er merkte, worauf er sich eingelassen hatte, verlor er die Fassung. Der Mann war mächtig und hatte doch Angst. Er musste gespürt haben, dass er seinen Ruf aufs Spiel setzte.

*

Am Nachmittag sah Göring erholt aus. Sein Blick zeigte: Nun frage, du wirst dir die Zähne ausbeißen an mir. Der Senatsprä- sident ermahnte mich, Fragen zu stellen, die zur Sache gehör- ten.

»Herr Zeuge, welche Schuhgröße haben Sie?«

»Zweiundvierzig.«

»Hitlers Mörder hinterließ Fußspuren in Größe zweiundvier- zig in der Hotelsuite.«

»Meines Wissens bin ich nicht der einzige Mensch, der diese Schuhgröße hat.«

»Aber es gibt nur zwei mit dieser Schuhgröße, die als Mörder Hitlers in Frage kommen. Sie und dieser Leutbold.«

»Und der Kommunist Leutbold war es.«

»Wir haben seine Kleidung untersucht und das ganze Hotel auf den Kopf gestellt, um versteckte Kleidung mit Blutspuren zu finden. Da war nichts. Leutbold hatte sich vor dem Verhör offenkundig nicht umgezogen und trug keine Blutspuren an der Kleidung. Demnach kann er nicht der Täter gewesen sein.«

Voß sprang auf: »Und woher wollen Sie wissen, dass Leutbold seine Kleidung nicht gewechselt hat?«

»Ich vermag gebrauchte Kleidung von frischer zu unterscheiden.«

»Vielleicht hat er gebrauchte Kleidung angezogen, vielleicht war er ein Überschlauer, auf den Sie hereingefallen sind. Der Kommissar Grüntner aus Erfurt hat mir da so einiges Aufschlussreiches über Sie erzählt«, insistierte Voß.

»Der Kommissar Grüntner gehört derselben Partei an wie unser Zeuge, Herr Oberreichsanwalt. Aber wenn Sie ihn für einen so unbestechlichen Kriminalisten halten, sollten wir ihn laden und befragen, ob er Leutbolds blutige Kleidung gefunden hat.«

Der Senatspräsident wandte sich an Voß. »Hat denn dieser Kommissar Grüntner Kleidungsstücke gefunden?«

»Nein, Herr Senatspräsident.«

»Verzeihen Sie, Herr Zeuge, wir Juristen müssen manchmal seltsame Fragen stellen. Herr Oberreichsanwalt, die Kriminalisten müssen ja immer alle Möglichkeiten prüfen, auch die unsinnigsten. Sind Sie sicher, dass dieser Kommissar das getan hat?«

»Ob der Kommissar Grüntner die Möglichkeit geprüft hat, der Herr Ministerpräsident ...« Er brach ab.

»Der Angeklagte hat hier ja lang und breit vorgetragen, es gebe eine Verschwörung, und dieser Prozess gehöre dazu. Sollte sich nun herausstellen, dass dieser Leutbold nicht der Mörder war, macht das die eigentlich etwas absonderliche Einlassung des Angeklagten nicht unwahrscheinlicher, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Voß wurde blass. »Das heißt, Herr Senatspräsident, Sie schließen die Möglichkeit nicht aus, dass Leutbold nicht der Täter war.«

Ich hörte Göring schnaufen. Er lief langsam rot an. Ich spürte

die Kraft, die er aufbrachte, um nicht aus der Haut zu fahren.

Voß beantragte, die Verhandlung zu vertagen. Ich widersprach, weil ich sah, dass das Gericht Fragen bedachte, die es vorher ausgeschlossen hatte, und wollte nachsetzen. Ich wusste wie jeder andere im Saal, ich hatte den Kampf mit Göring so gut wie gewonnen, und Voß wollte den K. o. verhindern.

Es wurde vertagt. Als ich weggeführt wurde, warf ich einen Blick auf die Zuschauerreihen. Hoffentlich hatte Aschbühler wirklich einen Spion hier sitzen. Für die internationale Presse war Görings Auftritt ein Fressen.

Der Schließer, der am Abend die Essenausgabe überwachte, warf mir einen anerkennenden Blick zu. Am Morgen blinzelte mir ein anderer zu und flüsterte: »Da draußen haben jetzt ein paar Leute richtig Ärger. Man hört so einiges. Sie sitzen nicht mehr lang hier.« An diesem Tag war ich gut gelaunt. Ich las in einem eitlen Buch meines ehemaligen Kollegen Engelbrecht aus der Gefängnisbücherei und schlief traumlos.

*

Am Morgen des folgenden Tags wurde ich wieder in den Verhandlungssaal geführt. Merkel setzte eine freundliche Miene auf, als hätte er es immer gewusst. Ich blickte hinüber zur Bank des Oberreichsanwalts. Ein mir unbekannter Mann im Talar hatte dort Platz genommen und blätterte in Akten. Er war klein und fett, auf der breiten Nase trug er eine Hornbrille, darunter einen breiten Schnauzbart. Die glatten schwarzen Haare waren militärisch kurz geschnitten. Voß fehlte immer noch, als das Gericht eintrat. Nachdem sich alle gesetzt hatten, sagte der Senatspräsident: »Der Herr Oberreichsanwalt Dr. Voß hat mir mitgeteilt, dass er aus dem Verfahren ausscheidet. Für die Oberreichsanwaltschaft übernimmt den Fall Herr Dr. Thielcke. Herr Dr. Thielcke, Sie wollen uns eine Mitteilung machen?«

»Jawohl, Herr Präsident. Die Oberreichsanwaltschaft erklärt, dass Dr. Voß aus dem Verfahren ausscheiden musste, nachdem er erkannt hatte, dass er befangen ist. Dr. Voß wurde selbst zum Opfer des Angeklagten. Dieser überfiel ihn und seine Sekretärin am 15. November 1932 in seinem Büro im Gebäude des hiesigen Reichsgerichts. Bei diesem Überfall erpresste er die Herstellung von Entlassungsscheinen für die flüchtigen Leutbold und Schmoll, die im dringenden Verdacht stehen, den Führer der nationalsozialistischen Partei, Adolf Hitler, ermordet zu haben. Durch diese Tat erwies sich Soetting als Komplize der Mörder. Die Oberreichsanwaltschaft beantragt angesichts dieser neuen Beweislage, das Verfahren einzustellen und neu anzusetzen. Die Oberreichsanwaltschaft wird zum gegebenen Zeitpunkt Beweise vorlegen, die Soettings Teilnahme an einer großen Verschwörung der Kommune gegen das Deutsche Reich belegen.«

Der Senatspräsident schwieg eine Weile. Dann schaute er mich an.

»Angeklagter, trifft zu, was der Herr Oberreichsanwalt hier vorgetragen hat?«

Ich antwortete nicht.

Epilog

Seit zwei Monaten sitze ich in der Zelle und warte darauf, dass sie mich holen. Das zweite Verfahren war ein Desaster. Das Gericht, das unter dem Vorsitz eines anderen Präsidenten tagte, verweigerte mir jede Verteidigung. Ich galt von vornherein als Lügner. Meine Einlassung zum Fall Engert wurde als Geständnis gewertet. Engert sei mir auf die Schliche gekommen, deshalb hätte ich ihn ermordet. Mein Verhör Kippenbergers wurde als Komplizenschaft ausgelegt, als geschickter Trick des M-Apparats, die Arbeit der Ermittlungsbehörden zu behindern. Zwar könne man mir die Mitgliedschaft im M-Apparat nicht nachweisen, aber meine Taten sprächen dafür, dass ich in seinem Auftrag gehandelt hätte. Anders sei der Überfall auf den Oberreichsanwalt Voß und die Befreiung der Untersuchungshäftlinge Leutbold und Schmoll nicht zu erklären.

Sie malten ein großes und komplexes dunkles Bild, am Ende war ich mir selbst unsicher, ob sie nicht recht hatten. Nicht in den Einzelheiten, aber im Kern.

Auf meine eindringliche Bitte hatten sie mir mein Medaillon ausgehändigt. Es lag vor mir auf dem Tisch, oft trug ich es in der Hand. Manchmal dachte ich an Sofia, aber sie schien in einer anderen Welt zu leben. Das neue Verfahren hatte gewiss auch meine Glaubwürdigkeit in der internationalen Presse erschüttert. In den deutschen Zeitungen, die sie mir gaben, las ich vom Ende des Versailler Vertrags und von der Aufrüstung der Wehrmacht bis zu einer Größe, die Deutschlands Bedeutung angemessen sei. Schon lange planten sie den Krieg, und sie würden ihn führen, wenn sie hofften, Polen zerschlagen und das Elsass, Lothringen und das Saarland zurückholen zu können. Ich fragte mich, ob sie sich damit begnügen würden.

Vielleicht war es besser, dass sie irgendwann kommen würden, um mich auf den Bock zu legen. Es dauert nur wenige Sekunden, bis das Fallbeil den Kopf abschlägt. Ein Wärter sagte, es tue nicht weh.

Dank an

Gisela Gandras, die das Manuskript kritisch gelesen und mir in zahlreichen Diskussionen Hinweise gegeben hat. Dr. Herbert Brehmer für Dokumente und fachlichen Rat. Nicolaj Ennulat, ohne dessen ärztlichen Rat ich ein Detail in Soettings Biographie weniger farbig hätte ausmalen können.

Eine Anmerkung

Den Historiker drängt es zur Genauigkeit, der Schriftsteller verfängt sich im Sog seiner Geschichte. Im Interesse meiner Geschichte und, so glaube ich, des Lesers habe ich einige Lokalitäten und Einrichtungen erfunden. So habe ich mir etwa erlaubt, die berühmte Nachrichtenagentur Agence France Presse, die 1944 gegründet wurde, bereits im Berlin der dreißiger Jahre arbeiten zu lassen.